

2021 /01



Literarisches Österreich

Zeitschrift des Österreichischen
Schriftsteller/innenverbandes

Literarisches Österreich 2021/01
Zeitschrift des Österreichischen
Schriftsteller/innenverbandes

Liebe Kolleginnen, Kollegen und Lesende,

Wenn wir das Sommerheft 2021 des Literarischen Österreich vorlegen, so sind die Corona-Einschränkungen für das Alltagsleben zwar zurzeit in starkem Maß reduziert, aber der Ausblick über das derzeitige „Sommerhoch“ in den Herbst bleibt nach wie vor reichlich ungewiss. An niemandem von uns dürften all die letzten Monate mit den unterschiedlichsten Nachrichten zu Gesundheit, mit ihren Verhaltensregeln, Bewegungsrestriktionen, dem Ausfall von Veranstaltungen, nicht zuletzt dem Auf und Ab der Gefühle spurlos vorbeigegangen sein. Kästners Wort «Wenn einer keine Angst hat, hat er keine Phantasie» mag in diesem Zusammenhang einen halbwegs tröstlichen Blick auf die dichterische Form des Reagierens, vielleicht Bewältigens bieten. Nicht jede oder jeder kann oder will aber die gegenwärtigen Erlebnisse rasch in eine schriftstellerische Form binden, auch wenn zweifellos einige beachtliche Zeugnisse derartiger Arbeit bereits vorliegen. Einschränkungen von «außen» können andererseits das Nachdenken fördern: vielleicht nicht zuletzt deshalb erhielt die Redaktion sehr zahlreiche Einreichungen.

Nachdem der Gang an die Öffentlichkeit sehr erschwert war – Stichwort Lesungen, die in vieler Hinsicht nur sehr bedingt einen digitalen Ersatz erlaubten (zu dem der OeSV wenigstens finanziell einen Sonderbeitrag leisten konnte) –, nachdem der Buchmarkt durch fehlende Messen und Ausstellungen seinerseits kaum eine Plattform nicht einmal kleinen Formats bot, bemühte die Redaktionskommission sich, wenigstens in der jetzigen Ausgabe unserer Zeitschrift möglichst viele der eingereichten Beiträge zu publizieren. Hundertprozentig ist uns das mit dem unumgänglichen Blick auf den Umfang (und die damit zusammenhängenden Kosten) nicht gelungen; vor allem bei den Gedichten mussten wir teilweise die Anzahl nolens volens reduzieren. Jene Mitglieder, die sich nicht oder nur zum Teil im Heft wiederfinden, bitten wir um Verständnis.

Die Fertigstellung des Hefts musste in diesem Jahr ohne den in Vorder- und Hintergrund stets tatkräftigen Einsatz unserer Präsidentin auskommen. Sie ist schwer erkrankt, und wir möchten ihr auch an dieser Stelle unsere Anteilnahme und unsere guten Wünsche übermitteln. Wir sind sehr dankbar, dass sie noch bei den entscheidenden Phasen der Vorbereitung inklusive des ersten Lektorats wie immer mit hoher Kenntnis und ebenso hohem Engagement mitwirkte.

Wir denken, das vorliegende Heft bietet nicht nur eine Fülle an Lesenswertem, sondern ebenso an Einsichten, Anregungen und Nachdenklichem. Wie immer folgen auf die Zusammenstellung der belletristischen und lyrischen Beiträge – geordnet nach dem Alphabet der Autorennamen – jene Texte, die einerseits in Arbeit befindliche Arbeiten, andererseits Texte der im letzten Jahr aufgenommenen neuen Mitglieder vorstellen. Als gewohnte Referenzpunkte dienen ebenso die seit dem letzten Heft geschriebenen Beiträge zu bestimmten Gedenktagen (im 25-Jahr-Rhythmus) österreichischer und wichtiger „ausländischer“ Schriftsteller sowie die Rezensionen von Veröffentlichungen aus dem Mitgliederkreis. Für die Übersicht und die redaktionellen Fixpunkte sorgte unsere Assistentin Katharina Ahlfeld, die uns leider mit Ende Juni 2021 verlassen hat. Als ein Fazit möchten wir noch einmal Marianne Grubers Schlussworte im Literarischen Österreich 2020 zitieren: «Wir leben! Und von diesem Leben sprechen Schriftstellerinnen und Schriftsteller in die Zukunft hinein.»



Martin Stankowski

Inhalt

Editorial		2
Texte		
Gerhard Blaboll	Paris	8
Josef Brodträger	Milchmädchenrechnung	10
Manfred Chobot	Gwirkst wohin man blickt	11
Johannes Diethart	Ein enttäuschter Gendarm	14
Gerhard Eberstaller	Maja	15
Wolfgang Fels	Der Fetzenferdl.....und dann geschah's	20

Günther Frank-Schmidek	COVID 19	24
Sidonia Gall	Gedichte	24
Annelies Glander	Es geht bergauf	27
Dietmar Gnedt	Durchreisende – Leseprobe	30
Christl Greller	Gedichte	34
Bernhard Heinrich	Gedichte	35
C. H. Huber	Mein Grün. Mein Bunt. Mein kleines Paradies	36
Malina Marina Jankovic	Gedichte	39
Renate Katzer	Gedichte	41
Ingeborg Kraschl	Blick aufs Meer	42
Norbert Leitgeb	Sein oder Nichtsein	47
Karl Lubomirski	Die Stimme der Landschaft	50
Nicole Makarewicz	Meine andere Mutter	53
Walther Menhardt	Zwölf Momente	56
Helmut Pacholik	Rückkehr aus der Vergangenheit!	63
Brigitte Pixner	Gedichte	66
Gottfried Pixner	Aphorismen	68
Karl Plepelits	Denn es will Abend werden	69
Otto Hans Ressler	Kardinal und Mädchen	73
Eva Riebler	Gedichte	76
Elisabeth Schawerda	Das Porträt	77
Hilde Schmölzer	Gedichte	78
Martina Sens	Gedichte	79
Martin Stankowski	Brauchtum und Sitte, eine Schweizer Erfahrung	80
Gerald Szyzkowitz	Alle Polizeipräsidenten wollen	

	unseren Kottan umbringen	84
Juta Tanzer	alles ist gut	88
Juta Tanzer	Gedichte	90
Christa Maria Till	Eltern verklagt	91
Boško Tomašević	Gedichte	93
Hannes Vyoral	Gedichte	95
Josef Wagner	Der Liederzyklus	97
Besim Xhelili	Gedichtzyklus.	100

Werkstatt

Markus Grundtner	Auf unbestimmte Zeit vertagt	102
Axel Karner	4 Gedichte	104
Mark Klenk	Janusz Korczak – Damit wir nicht vergessen	106
Annemarie Moser	Ich plane einen Aufstand, nach Ostern	108
Sascha Wittmann	Die letzten Ferien	109
Michael Stradal	Die Scherben des Lebens	113

Neue Mitglieder

Katrin Bernhardt	Gedichte	118
Annelies Glander	... und es begab sich ...	120
Wolfgang Mayer König	Was wir wollen	121
Monika Krautgartner	Jeder Beruf hat seine Tücken ...	123
Ida Leibetseder	Gedichte	125
Josefa Plank	Erziehung muss sein	126
Claudia Taller	Lost in Schwarz – Weiß	128
Gerta Ubl-Fahrngruber	was für eine zeit ist es	130
Dragan Velikic	Züge	131

Jahrestage

H. C. Artmann	Cornelia Schäfer	133
Charles Baudelaire	Wolfgang Fels	136
Sebastian Brant	Martin Stankowski	137
Friedrich Dürrenmatt	Christa Maria Till	140
Felícia Fuster	Klaus Ebner	143
Patricia Highsmith	Claudia Taller	148
Gert Jonke	Bodo Hell	151
Freiherr von Knigge	Martin Stankowski	154
Christian Morgenstern	Gerald Jatzek	157
Franziska von Reventlow	Manfred Chobot	157

Rezensionen

Neuerscheinung	Rezensent/in	
Katrin Bernhardt, Fluchtplan lebt nicht mehr	Doris Kloimstein	158
Katrin Bernhardt, Aufbrechen	Eva Riebler	159
Josef Brodträger, Bitter!	Max Haberich	160
Gerald Eschenauer, Grundgedanken	Max Haberich	160
Etela Farkasová, Stilleben eines frühen Abends	Rosemarie Schulak	161
Etela Farkasová, Szenario	Claudia Taller	162
Jacqueline Gillespie, Wenn im Herbst die Blätter fallen	Max Haberich	164
Judith Gruber-Rizy, Die schreckliche Stadt K.	Michael Stradal	164
Maria Gornikiewicz, Auferstehung	Ewald Baringer	166
Michael Kanofsky, Engel im Schatten des Flakturms	Max Haberich	167
Axel Karner, In adern dünn brach licht	Eva Riebler	167
Rudolf Kraus, die letzte frage der menschheit	Josef Graßmugg	168
Wolfgang Kühn (Hg.), Grenzenlos?	Doris Kloimstein	169

Martin G. Petrowsky, Ein Loch im Sand ...	Martin Stankowski	171
Ilse Pauls, Lebensbilder	Brigitte Pixner	173
Gottfried Pixner, Engelszungen & Teufelskrallen	Johannes Diethart	173
Josefa Plank, Kinderlieb	Doris Kloimstein	174
Elisabeth Schawerda, Am Ufer einer Jahreszeit	Rosemarie Schulak	176
Rosemarie Schulak, Das andere Brot	Annemarie Moser	177
Rosemarie Schulak, Das andere Brot	Sylvia Zwettler-Otte	178
Constantin Schwab, Tod des Verführers	Max Haberich	181
Martin Stankowski, Stella und Claude	Hans Bäck	182
Martin Stankowski, Von Gestern?	Hans Bäck	185
Claudia Taller, Liebe – ein Trauma geht seinen Weg	Hans Bäck	187
Manfred Weidmann, Addendum – Was Herr Windisch unbedingt noch erzählen musste	Georg Potyka	188
Peter Paul Wiplinger, Ausklang	Elisabeth Schawerda	189

Aus dem Kreise der Mitglieder

Jubiläen		191
Auszeichnungen und Ehrungen		191
Abschiede		192
Nachruf Alfred Warnes	Ilse Tielsch	193
Nachruf Alfred Warnes	Manfred Chobot	193
Aus dem Verbandsbüro		195
Impressum		196

Texte

Gerhard Blaboll **Paris**

Na, das hatte der gepflegten, drahtigen Mittsechzigerin mit den kurzen blonden Haaren und der übergroßen roten Brille gerade noch gefehlt! Da wollte sie bloß schnell zum Bäcker, um Brot zu holen, und dann musste ihr ausgerechnet diese Madame Cornemuseur auf der anderen Straßenseite entgegenkommen! „Vielleicht sieht sie mich nicht“, hoffte Marie und beschleunigte ihre Schritte.

Zwecklos. Der beidseitigen Baumallee der Avenue Victor Hugo zum Trotz schallte es ihr unbarmherzig von der anderen Straßenseite entgegen: „Hallo! Madame Petit-Trésor, guten Morgen! Sind Sie auch schon unterwegs?“

Bevor Marie noch eine überraschte Reaktion aufsetzen konnte, stand die gefürchtete Nachbarin, eine der ganz wenigen, denen Marie rhetorisch unterlegen war, vor ihr.

„Was tun Sie denn um diese Zeit schon auf der Straße? Sie stehen ja ansonsten nie vor neun Uhr auf. Sie werden doch nicht krank sein?“, erkundigte sie sich und strich eine kurze dunkle Haarsträhne zurück, die sich gelöst hatte.

„Wie kommen Sie denn darauf? Mir geht es ausgezeichnet. Ich wollte eben in die Boulangerie gehen, um mir dort mein Frühstück zu holen.“

„Wo kaufen Sie denn Ihr Baguette?“

„Hier, bei Chez Meunier, schon seit vielen Jahren“, wies Marie auf den Eckladen, in den sie sich gerade nicht mehr hatte retten können, nachdem sie Madame Cornemuseur erspäht hatte.

„Naja, es ist ja da nicht schlecht, aber viel zu teuer! Doch das wissen Sie ohnehin, denn früher, noch mit Ihrem Mann, habe ich Sie oft im Straßengarten bei einem Kaffee sitzen gesehen. Jetzt waren Sie lange nicht mehr da.“ „Das ist, weil ...“, wollte Marie erklären. Dazu kam sie nicht.

Ungebremst fuhr Madame Cornemuseur fort: „Es ist ja keine Schande. Sie haben schon Recht, man muss sein Bares zusammenhalten. Nicht so wie die

jungen Dinger, die ihr Geld zu dieser amerikanischen Kaffeekette tragen, bloß um dort völlig überteuertes Abwaschwasser in hippen Bechern zu trinken. Wobei, ihr Geld ist das ja gar nicht. Das kommt ohnehin von ihren Eltern. Die sind aber selber schuld. Heute wird den Jungen alles geschenkt. Sie studieren, ha! Studieren“, unterbrach sie sich selbst. „Sie nennen es studieren! Das tun sie, bis sie sich mit fünfunddreißig arbeitslos melden und anschließend direkt in Rente gehen. In Wirklichkeit starren sie bloß Löcher in die Luft, da oben in diesem amerikanischen sogenannten Café und in diesen Burgerlokalen. Oder haben Sie hier, bei Chez Meunier, schon einmal junge Menschen gesehen? Da sitzen doch nur alte Schachteln herum, keine unter sechzig.“

„Wir sind aber auch nicht mehr ...“

„Ich bitte Sie, Madame Petit-Trésor, Sie werden uns doch nicht mit diesen Fregatten vergleichen wollen! Sehen Sie doch nur, nein, nicht umdrehen! Sehen Sie doch nur diese vollgefressene Alte am dritten Tisch an: Die hat nicht nur ein Erdbeertörtchen, sondern auch noch eine fette Mousse au Chocolat vor sich stehen! Und ich möchte gar nicht wissen, was sie danach nimmt. Die sitzt jeden Tag zwischen acht und zehn Uhr da, jeden Tag! Und sie ist immer alleine! Gut, das kann man andererseits auch verstehen. Wer würde sich mit der denn an einen Tisch setzen wollen? ...“

Wenn Marie zu Wort gekommen wäre, hätte sie, die normalerweise auch nicht auf den Mund gefallen war, schon etwas zu sagen gewusst. Nicht das, was ihr spontan einfiel, etwa: „Seien Sie mir nicht gram, aber wer selbst im Glashaus sitzt ...“ Nein, das hätte sie schon nicht gesagt, dazu war sie zu sehr Dame. Aber was ging Madame Cornemuseur, die den Kampf ums Idealgewicht schon vor zwanzig Jahren aufgegeben hatte, denn an, was diese Frau dort zum Frühstück nahm? Außerdem: Unappetitlich sah diese Mousse au Chocolat nicht aus, keineswegs. Doch Marie kam eben nicht zu Wort.

„... Wenn ich ein Mann wäre und müsste mit so einer alleine auf einer Insel sein, ich würde mich als Futter für die Haifische ins Meer schmeißen! Es muss heute doch niemand alleine sein, auch in unserem Alter nicht, aber wenn man sich so gehen lässt! Ich meine, wir schauen schließlich auch auf uns, auch wenn wir verwitwet sind. Ein bisschen Rouge und ein Hauch Parfum haben noch niemandem geschadet. Das macht einen ja noch lange nicht zur Schlampe. Apropos: Haben Sie von Madame Ossuaire gehört? Die fliegt schon wieder auf

Urlaub. Nach Thailand! Verstehen Sie, Thailand“, setzte sie Augen zwinkernd hinzu.

Marie räumte ihre verbale Unterlegenheit ein und seufzte. Auf die Lippen ihrer Gesprächspartnerin konzentriert, fügte sie sich:

„Thailand, angeblich wegen der Kultur und wegen des Essens! Ha! Da kann ich ja nur lachen! Die und Kultur! Die sieht sich doch nicht einmal die Nachmittagsserien im Fernsehen an – was hat die denn mit Kultur am Hut?

Und wegen des Essens? Dieser Hungerhaken? Nein, die fährt aus ganz anderen Gründen dorthin!“ Sie machte einen halben Schritt auf Marie zu. Mit erhobenem Zeigefinger und unterdrückter Stimme zischte sie: „Sex! Ich sage

Ihnen: Die fliegt wegen Sex nach Thailand, aus keinem anderen Grund!“

Marie wollte einwenden: „Das mag schon sein, aber ...“ Weiter kam sie nicht. Ihre Nachbarin war zu sehr in Form:

„Dagegen ist Madame Charpentier ja harmlos. Gut, mein Fall wäre es zwar nicht, neben einem Schwarzen aufzuwachen, aber immerhin ist er wenigstens Franzose. Man muss für so etwas doch nicht fortfliegen. Überhaupt: Warum muss man denn im Urlaub überhaupt irgendwohin fliegen? Ist es bei uns nicht ohnehin am schönsten? Und Sie ...“, hielt sie kurz inne und richtete ihre goldene Halskette zurecht, die sie über der Bluse trug. Dann fixierte sie Marie: „Sie bleiben in diesem Jahr in Paris?“

„Nein“, war die Angesprochene erstaunt, dass Madame Cornemuseur tatsächlich auf ihre Antwort wartete. „Lissabon. In zwei Wochen.“

„Ach ja, wie jedes Jahr, ich erinnere mich. Mich würde bloß interessieren, was für einen Narren Sie an dieser Stadt gefressen haben.“

„Das werde ich ausgerechnet Dir sagen“, behielt Marie ihre Gedanken bei sich und wippte lächelnd mit dem Kopf.

Josef Brodträger **Milchmädchenrechnung**

Vor kurzer Zeit brachte mir ein besonders lieber Mensch einen Begriff in Erinnerung. Sie, lieber Leser, werden diesen Begriff relativ leicht erahnen, steht er doch schon als Überschrift leicht lesbar überdrüber:

Milchmädchenrechnung (ist die spöttische Bezeichnung für eine naive Betrachtung oder Argumentation, kann aber auch für eine einfache Buchführung und Rechnungslegung stehen). Zuerst wollte ich ja schreiben, mit

so einer Einstellung und Qualifikation kann man es durchaus auch zum Finanzminister bringen. Da ich mir aber selbst das Versprechen abgerungen habe, nichts Politisches von mir zu geben, schreibe ich es auch nicht.

So eine Milchmädchenrechnung kann aber auch durchaus eine liebevolle und zärtliche Geschichte in meinen Gehirnnarealen hervorrufen. So denke ich mich gute 90 Jahre zurück, die Örtlichkeit brauche ich gar nicht zu ändern, lebe ich doch in einem Gemeindebau, wo es in dieser Zeit unter anderen auch ein Milchgeschäft gegeben hat. Ich denke mir also nur noch ein wunderhübsches Milchmädchen hinzu, wo ich immer wieder meine Milch einkaufe. Das Lächeln dieses Milchmädchens ist von einer ganz besonderen Art. Es ist eine Mischung aus Höflichkeit und Unsicherheit zugleich. Das ist mir erst nach einiger Zeit aufgefallen, erst als ich meine erste, schüchterne Verliebtheit überwunden hatte. Die Unsicherheit dieses so bezaubernden Milchmädchenlächelns kam aus der Tatsache, dass Lisa – ich hatte in der Zwischenzeit schon ganz forsch ihren Vornamen erfragt und ihr auch den meinen anvertraut – Probleme hatte mit dem Rechnen. Besonders beim Herausgeben des sogenannten Wechselgeldes tat sie sich ein wenig schwer. Was lag daher näher, und ich fragte, wenn ich alleine mit ihr im Geschäft war, zuerst ganz behutsam nach ihrer Familie und dann auch nach ihrer Schulbildung. So stellte sich heraus, dass diese zauberhafte Lisa in Inzersdorf auf einem Bauernhof aufgewachsen war. (Inzersdorf war damals, also vor gut 90 Jahren, tatsächlich noch ein Dorf). Sie musste als Kind schon von klein auf am elterlichen Hof mitarbeiten, und da blieb kaum Zeit für die Schule, daher konnte sie jetzt zwar ein wenig Lesen und Schreiben, aber beim Rechnen tat sie sich eben schwer. So habe ich ihr dann angeboten, ein wenig Nachhilfeunterricht zu geben. Nach einer Bedenkzeit und der fast flehenden Bitte um absolutes Stillschweigen und Diskretion stimmte sie meinem Angebot zu. Sie wohnte gemeinsam mit ihrer Schwester ganz in der Nähe des Milchgeschäftes in einer winzig kleinen Garconniere im Metzleinstaler Hof. Bei Kaffee und Kuchen trafen wir uns zweimal in der Woche am Abend, immer dann, wenn ihre Schwester, die als Krankenschwester im Kaiser Franz Josef Krankenhaus arbeitete, Nachtdienst hatte, und beschäftigten uns vordergründig mit dem Rechnen. Lisa war eine gescheite und wissbegierige junge Frau und lernte sehr schnell. So lehrte ich also das Milchmädchen rechnen. Es blieb dann auch immer mehr Zeit, uns Geschichten über unser Leben zu erzählen und uns so immer näher zu kommen. Wie diese Geschichte nun weitergeht, überlasse ich gerne Ihrer Fantasie, lieber Leser und wir haben

gemeinsam eine ganz andere Bedeutung dieses Begriffes Milchmädchenrechnung ergründet.

Manfred Chobot **Gwirkst wohin man blickt**

Schönbergs Musical „Die enharmonische Verwechslung von Pat und Patachon“ mit dem Bühnenbild von Jako Gerstel und meinem Libretto war ein Bombenerfolg, manifestiert durch Silvesterkracher und Duftbomben.

Widerwärtigkeiten, wie sie jedem Künstlertrio unterwegs begegnen, meisterten wir mit Bravour. Mal verweigerten Schauspielerinnen ihren Auftritt, weil der Impresario sie um das Honorar geprellt hatte, was er mit „Ihr habt meine Großzügigkeit bereits konsumiert“ rechtfertigte, mal wollten die Leute zwingend einen blinden Kommissar bei seinen Krimi-Beobachtungen und Mörder-Entlarvungen verfolgen, anstatt unserem enharmonischen Musical ihre Aufmerksamkeit zu schenken. Unser Künstler-Kollektiv hätte sowieso allen Willigen und Freiwilligen notfalls den Eintritt aus unserer Tournee-Kasse rückerstattet, doch dann kickten uns wiederum zwei Nationalteams das Publikum davon.

Wir tourten landauf und landab, eilten von Treffer zu Volltreffer – bis Gerstel wie ein Irrer gestikulierte: „Seht ihr, wie am Horizont ein Baby-Elefant auftaucht?“ Weiße Mäuse hätte ich ihm widerspruchslos abgekauft. Mit seiner typischen Zwölftonstimme intonierte Schönberg: „Höre Gerstel, was ich zu sagen habe: Wie du weißt, besitze ich eine dicke Haut, aber wer soll Elefanten importiert haben, ob Baby- oder Senioren-Rüssler?“ Seiner Frage fügte er eine abfällige Geste hinzu.

Laut Impresario sollte am Spielberg unser Gastspiel enden. Gerstel – ganz ein Mannsbild des Pinsels und der Farbstifte – verortete den Spielberg in Brünn, dagegen umdichtete ich den Spielberg zum Spielfeld, was mir eine Rüge von Schönberg einbrachte. „Da bin ich noch einmal glänzend davongekommen, dass du mich nicht zum Schönfeld umgemodelt hast.“ Um Schönberg möglichst milde zu stimmen, intonierte ich die Auftrittsarie von Patachon, das ist der Beiwagen, dagegen ist Pat der Leuchtturm, dessen Stimmlage war mir zu sopranös.

„Am Spielberg erwarte ich einen Stau“, sagte Schönberg. Beständig gelang ihm, nüchterne Sachlichkeit zu verströmen. Bei unserem Gastspiel haben wir alles Erdenkliche einkalkuliert, waren vorprogrammiert auf sortenreinen sowie

sortenunreinen Unbill. – Jedoch nicht die Fortpflanzungsbesessenheit von Baby-Elefanten. Abgründe, so weit unbebrillte, aber auch bebrillte Augen reichten. Gerstel forderte von uns demütige Abbitte bezüglich gesichteter Baby-Elefanten.

Fünf Stunden stockte unsere Weiterfahrt. Und Gerstel krächzte: „Ja am Loibl, ja am Loibl, Welch ein Masel haben wir, dort singen alle zwölf Stunden.“ Die Melodien des Musicals „Enharmonische Verwechslung“ reizten unsere Kehlen bis zur Heiserkeit, sodass wir Hustenanfälle nicht verbergen konnten. „Keine Sorge, Compañeros, der Husten ist atypisch-asymptotisch-symptomlos.“ Augenblicklich war ich in den zwei Augenpaaren von Schönberg und Gerstel zum Idioten aufgerückt.

Ein Spielberger Grenz-Kontrollor schnaufte mir ins Gesicht: „Wo habt Ihr Euren Baby-Elefanten versteckt?“ Dass sich in unserem Tournee-Bus kein Baby-Elefant befand, wurde uns krummgenommen. Wir mussten unseren schützenden Bus verlassen und den Übergang in Form einer formatierten Schlange zu Fuß passieren. „Von Stund an ist für Euch die Zeit zum Blasen reif!“ Einzeln mussten wir all unsere Lungen-Kräfte in einen Viromat entleeren. Der Gebläse-Überwachtmeister war entsetzt und rülpste das nackte Grauen nach außen. „Bin Asthmatiker“, versuchte sich Gerstel herauszureden.

„Ihr Impfpass ist in Ordnung!“, wurde ich belehrt. „Unser Tournee-Bus steht noch auf der anderen Grenzseite, ich will ihn holen.“ Mir wurde der Krebsgang zugestanden. Ich muss derart dämlich dreingeschaut haben, dass Schönberg sich einzugreifen bemüßigt fühlte. „Jedes Intervall, das in der Grundreihe aufwärts gerichtet war, ist dann abwärts gerichtet, und umgekehrt. Der Krebs ist die Grundreihe rückwärts. Und die Krebsumkehrung ist die Umkehrung des Krebses.“

Im Rückwärtsgang steuere ich den Bus in der Krebsumkehrung, muss mich aber neuerlich anstellen. Wider Erwarten wird die Schlange schnell abgefertigt. „Wo steckst du so unerträglich endlos?“, empfangen mich Schönberg und Gerstel. „Mein Impfpass wurde konfisziert, nachdem ich die Grenze abermals überschritten habe.“ – „Mit einem verdreckten Mund-Nasen-Schutz sind Sie nicht berechtigt einzureisen.“

Schönberg wusste, wie vorzugehen war: „Zur Dekontamination von MundNasen-Schutz wird eine Hitzeaktivierung mittels trockener Hitze bei 65 bis 70 Grad C für 30 Minuten empfohlen.“

„Ich an deiner Stelle“, ließ Gerstel seiner Naseweisheit freien Auslauf, „würde nicht einen mühsam erworbenen Ruf als Heimwerker riskieren, ziehe dich in dein Kontemplationsstudio zurück und grübele: Wie erreiche ich eine *trockene Hitze*, ohne die Feuerwehr um Hilfe zu rufen?“

Schönberg: „Die Feuerwehr verlässt sich meist auf Wasser.“

„Käme die Mikrowelle infrage? Feuchtbioptop, wie Waschmaschine und Geschirrspüler, scheiden aus.“

„Leider verfügt mein Haushalt über keinen elektrischen Wäschetrockner. Soll ich mich für einen wasserfreien Kochtopf entscheiden oder den Griller aktivieren?“

„Mit einem Spritzer Öl in der Bratpfanne“, grinst Gerstel diabolisch, „wäre das Ergebnis ein vegetarisches, nahezu veganes Masken-Steak.“

„Ich habe die Zwölftonmusik erfunden, und du scheiterst an läppischen Gradeinstellungen. Möglicherweise sind eine höhere Temperatur und eine längere Zeit erforderlich?“

„Sag mal Schönberg, bei der Musik spielt Zeit eine wesentliche Rolle. Hast du eine Ahnung, wie lange eine *längere Zeit* dauert und um wie viel höher die Temperatur sein muss?“ Zwar hatte keiner die leiseste Ahnung, hielt damit jedoch hinter dem Berg. Letztendlich entschied ich mich für das Backrohr, stellte drei Stunden und zweihundert Grad ein – und wartete geduldig.

Johannes Diethart **Ein enttäuschter Gendarm**

Kurzgeschichten können kurz sein. Manchmal sind sie aber auch kürzer. Und daher länger als kurze Kurzgeschichten. Wie ja auch eine längere Reise bekanntlich kürzer ist als eine lange Reise. Und da sage mir noch einer, Deutsch sei keine schwere Sprache. Wenn mit der Logik anscheinend (oder scheinbar?) gar so arg umgesprungen wird.

Wollen wir's hoffen, daß diese Geschichte, die da einer ausgebrütet hat, nein, selber erlebt hat – sie ist ihm nicht zugeflogen wie weiland der sprichwörtlichen Jungfrau das Kind! –, den Leser nicht unbedingt mit folgendem Todessturz vom Hocker reißt, sondern einem, der sein Hirn auslüften will, eine Zeitlang in einen unorthodoxen Text versetzt wird, der scheinheilig hinterfotzig und ohne Imprimatur vom Heiligen Stuhl ausgestattet ist.

Eines sollten Sie wissen, wenn Sie heute vielleicht mit dem falschen Fuß aufgestanden sind: Sie müssen sich nicht zwangsläufig den Fuß oder, wenn Sie Glück haben, sogar den Hals brechen. Es kommt immer wieder vor, daß so manchen ein früher Tod vor späterem, größerem Unbill bewahrt.

Der Autor hofft, daß Sie nicht farbenblind sind, damit Ihnen der Glanz des Schwarzen Humors nicht entgehe, mit dem diese Geschichte gewürzt ist. Als Abschnitzel des Lebens sozusagen.

Irgendwie muß man sich ja schließlich der Quadratur des Kreises annähern, und wenn's mit der Kirchen ums Kreuz ist, wenn Sie jetzt schon verstehen, was ich meine. Keine Kunst, wenn man wie Sie ein Blitzgneyßer, also nicht von gestern ist. Seien Sie aber vorsichtig: Ein scheinbar harmloses „Gschichter!“ kann sich hinterrücks von einer Idylle durchaus in ein Mörderstück verwandeln. Und nicht nur einmal legt der Autor den Finger auf die Wunde und seift Sie mit seiner Gesellschaftssatire ein.

Eigentlich wollen sie wie sonst weit weg von elterlichem Mißtrauen „Räuber und Gendarm“ spielen in einer der Kriegsrüinen, die noch vom letzten Krieg stehen geblieben sind in einem heruntergekommenen Viertel einer obersteirischen Arbeitersiedlung, der Nachbarsbub Heinzl und er, der Hansl aus der Marhaltsiedlung. Aber dieser Heinzl hat dieses Mal Eigenartiges im Sinne. „Du bist der Räuber“, sagt er trocken, „und damit du mir, dem gestrengen Herrn Gendarm, verrätst, wo die Räuber ihren Schatz versteckt haben, werd ich dich ein wenig foltern“. „Tut's weh“, fragt der Hansl blauäugig und denkt an nichts Böses. Inzwischen hat der Heinzl ein Feuer aus altem, fleckigem Karton gemacht. Sirius-Zündhölzer hat er vorausschauend mitgebracht. Dann zieht er einen langen rostigen Nagel aus einem der morschen Bretter, die da neben altem Gerümpel zuhauf herumliegen, nimmt diesen an der Spitze und bringt den Kopf des Nagels zum Glühen. Dann drückt er dem Hansl dieses glühende Unding von einem Nagel überraschend auf die linke Wange. Es tut eigentlich gar nicht besonders weh. Der Heinzl ist fast beleidigt, daß er, der Hansl, so ruhig bleibt: „Du Hund“, sagt der Heinzl, „wieso jammerst du nicht? Na, wart! Du bist ja wie ein Indianer oder ein Germane, der keinen Schmerz kennt. Wie mein Vater im Krieg im Osten. Na, der hat Sachen erzählt!“ – Er, der kleine Hansl, schaut ihn nur fragend an. Dann nimmt er, der kleine Heinzl, einen Salzstreuer aus der Hosentasche und streut ihm Salz in die Wunde. „Tut's endlich weh? Wie soll ich dich foltern, wenn du nicht muh oder mäh machst!?“

Er, der kleine Hansi, macht weder muh noch mäh. Der verhinderte Folterer Heinzl wird rot im Gesicht wie ein wütender Truthahn. Er, der kleine Hansi, versteht einfach nur Bahnhof. „Mit dir kann man nicht ‚Räuber und Gendarm‘ spielen, du bist ein echter Räuber, der einfach keinen Schmerz kennt. Mir reicht’s jetzt, ich geh heim und quäl meinen kleinen Bruder Adolf. Der kann wenigstens schreien wie am Spieß, wenn ich ihm die Gurgel auf Null dreh und ihn dann wieder verschnauften lass’. Mir ist auch völlig wurscht, wo die Räuber ihren Schatz versteckt haben ...“

Gerhard Eberstaller **Maja**

Wieder einmal kramte ich in alten Photographien, nahm Majas Bild zur Hand, auf dem sie sich ein wenig maniert in Pose geworfen hatte. Die Sehnsucht, sie wieder zu sehen, überkam mich, und ich wusste doch gleichzeitig, dass diese Sehnsucht nie mehr gestillt werden könnte. Auch wenn ich Maja einmal wiedersehen sollte. Die Maja von damals existierte nicht mehr, weil Jahrzehnte dazwischen lagen.

Der Beginn von damals war ein sonniger später Vormittag in Warschau. Maja war die Tochter des Universitätsprofessors, bei dem meine Frau ihre Magisterarbeit geschrieben hatte, und war 16 Jahre alt. Sie trug einen beigefarbenen Kamelhaarmantel, und ihre glänzenden schwarzen Haare streiften seinen Kragen. Maja sah mich mit leicht umflorten Augen an. So wie auf dem alten Photo, auf dem sie viel zu ernst dreinblickt. Aber vielleicht wollte sie ein bisschen die Künstlerin hervorkehren, als die sie sich fühlte.

Bei unserer ersten Begegnung aber lächelte sie nach wenigen Sekunden, und war sich ihres Charmes offenbar sehr sicher. Wir haben uns in Französisch unterhalten, das wir beide nicht besonders gut sprachen, aber Maja konnte nicht Deutsch und ich nicht Polnisch. Was wir gesprochen haben, weiß ich nur noch ansatzweise, aber ich weiß, dass unser Französisch im Laufe der Stunden immer besser wurde.

Maja hat mir in Warschau viel gezeigt, das meiste davon musste ich dann anhand von Reiseführern im Nachhinein repetieren, sonst hätte ich es vergessen. Kirchen, Plätze, Denkmäler, sie waren an diesem Tag nur Beiwerk, ebenso gut hätten wir uns weit belanglosere Dinge ansehen können. Der späte Vormittag in Warschau, der sich bis in den späten Nachmittag ausdehnte, war ein Tag mit Maja.

Zum Abendessen waren wir dann, meine Frau, die zwischenzeitlich Besuche und Einkäufe absolviert hatte, und ich bei Majas Mama eingeladen, ihr Vater lebte nicht mehr. So waren wir zu viert. Anschließend fuhren wir zum Bahnhof, wo meine Frau und ich in den Zug nach Wien einstiegen. Unsere Gastgeber, die uns begleitet hatten, winkten uns noch lange nach. Meine Frau lächelte verständnisvoll, und ich fühlte mich beschwingt und bedrückt zugleich.

Doktor Krepinsky war ein Onkel Majas und besaß als Zweitwohnsitz in Oberösterreich, außerhalb von Hinterstoder, ein hübsches Landhaus. Wir besuchten ihn für ein längeres Wochenende. Auch Maja war zugegen, weil von ihrem Onkel für ein paar Wochen eingeladen. Es war ein sonniger Frühlingstag, Krepinsky holte uns mit seinem Auto vom Bahnhof ab. Der Gedanke, Maja wieder zu sehen, hatte in mir zunächst nur wenig Emotionen hervorgerufen. Ein halbes Jahr war seit unserem Polenbesuch vergangen. Krepinsky redete während der Autofahrt ununterbrochen und sprach ausschließlich über Maja. Es war ein einziges Lamento. Maja hatte in der Bibliothek herumgewühlt und etliche Bücher liegengelassen, Maja hatte im Salon Gedichte geschrieben und dann die ganze Nacht das Licht brennen gelassen.

Maja hatte beim Herumgehen Kuchen gegessen und Bröseln am Fußboden hinterlassen. Maja hatte ihre Kleider auf einen Haufen zusammengeworfen. Maja hatte nach dem Kopfwaschen in der Badewanne Haare zurückgelassen. Außerdem rede sie zu viel und wisse alles besser. Krepinsky gab sich den Anschein, als ob er ihre Abreise herbeisehnte, was er aber in seinem Innersten gar nicht wollte. Später hatte ich erfahren, dass er von seiner Nichte zahlreiche Aktfotos gemacht hatte.

Abends nahmen wir ein langes Nachtmahl im überaus geräumigen, mit einem Erker ausgestatteten Esszimmer ein. Krepinskys Frau war Französin, und er selbst fühlte sich als Franzose, nicht als Pole, der er seiner Abstammung, und nicht als Österreicher, der er seiner Staatsbürgerschaft nach war. Gerard mange comme un parisien, sagte Krepinskys gutaussehende, ein wenig kühl wirkende Frau, und spendete damit meiner langsamen Art zu essen Lob. Krepinsky schenkte ununterbrochen Wein ein, der bei jedem Gang wechselte. Im großen Kamin knisterte ein behagliches Feuer, in das der Hausherr von Zeit zu Zeit Scheite warf, denn trotz des Frühlingstages war es abends empfindlich kalt geworden.

Hatte mich beim Eintreten Majas kurzfristig noch eine leichte Schüchternheit befallen, die ich mit einer unwillkürlichen Handbewegung wegzuwischen

versuchte, so stellte sich alsbald eine angenehme Trägheit ein. Geredet wurde viel und durcheinander in Deutsch, Französisch und Polnisch. Nach dem Essen nahmen wir alle in bequemen Fauteuils Platz, die um einen runden Tisch mit einer Spiegelplatte platziert waren. Krepinsky sinnierte über das Feuer: „Man kann stundenlang hineinschauen, so wie man stundenlang auf ein Wasser schauen kann.“ Er sagte es mit einer Miene, als ob er einen berühmten Philosophen zitieren würde, und senkte seinen Kopf. Mit einer übermäßig langen Nase ausgestattet, nannten wir ihn den Nasenbären. Wie er nun so dasaß und sich gelegentlich vornüberbeugte, kam auch sein Spiegelbild näher, und ich dachte mir, wie seltsam es wäre, wenn er mit seiner Nase an das Spiegelbild ankäme, weil dann beide Nasen zusammenwachsen würden. Später ging er dann zu seinem Plattenschrank und ließ Wladimir Horowitz Chopin spielen. Maja hatte einen bunten Schal umgewickelt, an dem sie fast ständig herumnestelte und in den sie auch gelegentlich hineinbiss. Ihrer Schuhe entledigt, saß sie mit angezogenen Beinen in kauender Haltung auf ihrem Fauteuil. Manchmal machte einer von uns beiden den Versuch, einander länger anzusehen, aber wir schauten nach wenigen Sekunden meist aneinander vorbei. Schließlich stand Maja auf und verschwand. Ich dachte schon, dass sie schlafen gegangen wäre, aber Krepinsky sagte leicht seufzend, dass sie immer eine halbe Stunde lang dusche. Sie kam in einen weißen Frotteebademantel gehüllt zurück, mit bloßen Füßen, und gab sich große Mühe, einen schwebenden Eindruck zu hinterlassen. Wiederholt blickte sie auf ihre nackten Zehen, die sie ständig hin und her bewegte, und erfüllte mit ihren Ingredienzien den Raum. Hatte ich je ein so bezauberndes Mädchen gesehen? Als sie später tatsächlich schlafen gegangen war, bemerkte Krepinskys Frau recht trocken: „Sie hat wieder einmal mein Parfum genommen.“

Am nächsten Tag sind wir zu einem nahegelegenen Badeteich gefahren, ohne Maja. „Sie schläft ja bis 10 oder 11“, meinte Krepinsky, „sie ist einfach faul. Na ja, vielleicht kommt sie nach. Sie schreibt ununterbrochen Briefe oder Gedichte oder in ihr Tagebuch, aber manchmal kommt sie später zum Schwimmen.“

Ich lag auf einem Badetuch, und Bilder stellten sich ein, wie Maja ganz plötzlich erscheinen, wie sie in einem knappen Bikini mit einer Sonnenbrille lächelnd dastehen, wie ich mit ihr im Wasser heruntollen würde. Aber Maja kam nicht. Zwar hatte ich ein Buch bei mir, konnte mich aber nicht so recht beim Lesen konzentrieren, musste mich fast dazu zwingen und bohrte mit einem Fingernagel der rechten Hand auf die Fläche der linken Hand. Erst als

ich überzeugt war, dass sie nicht mehr kommen würde, konnte ich mich in das Buch vertiefen.

Allseits freundlicher Abschied, als wir wieder nach Wien zurückfuhren. Nichts deutete auf die Fortsetzung der kleinen Romanze hin, auf die Fortsetzung eines Zustandes voll unbestimmter Hoffnungen und wohl auch Verheißungen.

Meine Frau überraschte mich bald darauf mit der Mitteilung, dass Maja einige Tage bei uns in Wien wohnen werde. Dies habe sie Majas Mutter versprochen: „Der Nasenbär bringt sie her.“

Maja benahm sich wie ein ganz braves Mädchen, stand gegen 8 Uhr früh auf, half – wenn auch nicht sehr viel – im Haushalt. So gingen drei oder vier Tage dahin. Dann erbot ich mich, den Cicerone zu spielen, und führte Maja in Wien herum. Im Palmenhaus in Schönbrunn musste ich sie unbedingt vor den fleischfressenden Pflanzen fotografieren, sie bestand darauf. Maja trug ein weißes Baumwollkleid, ein goldenes Halskettchen und einen Strohhut mit Bändern, den sie immer wieder von neuem probierte, bevor ich die ersten Fotos machen durfte. Anfangs lächelte sie, dann sah sie traurig und nachdenklich drein, es war, als ob irgendwelche Schleier über ihr Gesicht gleiten würden. Im Tiergarten war sie von den Seelöwen kaum wegzubringen, meinte, dass sie selbst gerne einer wäre, und war, als die Fütterung erfolgte, dem Jauchzen nahe. Im Belvedere faszinierten sie die Frauenbilder von Klimt, Kirchen hingegen – wir besuchten die Karlskirche und den Stephansdom – schienen sie zu langweilen.

Schließlich fuhren wir in den Wurstelprater. Es existierte noch das alte Prater-Variété. Auf dem Podium vor dem Entreé stand ein Feuerfresser mit nacktem Oberkörper, glattrasiertem Schädel und bauschigen roten Hosen mit silbernen Sternen. Mit unsäglich leidender Miene servierte er eine Kostprobe seiner Künste, bestrich seine Arme mit züngelnden Flammen und pustete einen Feuerball in die Luft. Wir fuhren Autodrom und wurden wiederholt von anderen Fahrern angerempelt, tranken in einem Gasthausgarten zu böhmischen Blasmusikklängen Bier und landeten schließlich beim Riesenrad. Maja und ich fuhren alleine in einem Waggon. Ich erklärte ihr einiges, sagte, was man dort und dort sehe, und war nicht sicher, ob sie mir überhaupt zuhörte. Plötzlich trat sie auf mich zu, nahm mir die Brille vom Gesicht, setzte sie sich selbst auf, streifte mit ihren Lippen ganz zart die meinen und gab mir die Brille zurück. Im nächsten Moment waren wir wieder auf der Erde, die Fahrt war beendet.

Abends, zu Hause nach dem Nachtmahl, verschwand sie wie meistens für längere Zeit im Badezimmer. Und stand auf einmal, mit betonter Unschuldsmiene, völlig nackt vor uns. Das war dann doch meiner Frau zu viel. Sehr milde sagte sie, dass das nicht gehe und sie einen Bademantel anziehen müsse, den sie ihr rasch brachte.

Die Geschehnisse verfolgten mich im Traum. Plötzlich gab es auch in unserer Wohnung einen Kamin, und der glatzige Feuerschlucker mit den rot bauschigen Hosen blies in die Flammen. Von der anderen Seite kam Krepinsky herein, seine Nase wurde länger und länger, und bald ähnelte er einem monströsen Pinocchio. Krepinsky nahm aus einem Korb Holzscheite und warf sie im Zimmer wild herum. Maja aber tanzte nackt vor dem Kamin, wobei ihre Haut einen licht-braunen Teint angenommen hatte.

Wenige Tage später – es war ein schwüler Samstagnachmittag – lag ich auf meinem Bett und las. Meine Frau rumorte in der Küche, ich hörte, wie sie Besteck und Geschirr einräumte. Maja kam durch die offene Tür herein und kauerte sich liegend auf das Fußende meines Bettes. Sie trug ein kurzes weißes Nachthemd mit roten Tupfen, und ich sah sofort, dass sie drunter nichts anhatte. Meine Frau kam kurz herein und bemerkte trocken: „Es gefällt mir nicht, was ihr treibt“. Aber wir trieben ja nichts. Wir plauderten über Belanglosigkeiten, mit längeren Pausen dazwischen. Da ich allmählich ein leichtes Unbehagen verspürte, zog ich Maja rasch das Nachthemd bis zum Kopf hinauf. Sie zog es mit einem schnellen Ruck wieder hinunter. Ich zog es ihr ein zweites Mal hinauf und Maja ließ es dabei bewenden. Sie lächelte in sich hinein und reckte ihren nackten Po leicht in die Höhe. Das schlimme Mädchen will bestraft werden, das war so mein erster Gedanke. Aber Maja zog nun das Nachthemd ganz aus, warf es in eine Ecke und legte sich auf den Rücken. Und sah mich wieder einmal mit ihrem umflorten Blick an. Ich begann ihre Beine zu streicheln, küsste sie knapp oberhalb ihres sehr dunklen Schamhaares, dass sie offensichtlich gekämmt hatte. Dann küsste ich ihre kleinen festen Brüste und sah, wie ihre Brustwarzen fast ruckartig steif wurden. Nun blickte sie mich mit weit aufgerissenen Augen an, da küsste ich zart ihren Mund, erhob mich und ging aus dem Zimmer. Ich fühlte mich nicht gut, fühlte mich ein wenig als Versager, und wusste doch nicht, was ich hätte anders machen sollen. Eine andere Gelegenheit abwarten? Ich wusste nicht, ob ich das wirklich wollte.

Die andere Gelegenheit stellte sich bald ein, als ein oder zwei Tage später Maja und ich für ein paar Stunden alleine in der Wohnung waren. Aber es ergab

sich nichts. Als ich Maja auf die Schulter und den Hals küsste, wehrte sie nicht ab, aber es ging eine derartige Gleichgültigkeit von ihr aus, dass mir jegliche Lust auf eine Fortsetzung verging. Auf Fragen von mir – das Dümme, was man in einer solchen Situation machen kann – gab sie nur einsilbige Antworten und zuckte mit den Schultern. Und schrieb unbeirrt an einem seitenlangen Brief fort. Da verließ ich ihr Zimmer.

Maja reiste wenige Tage später nach Australien. Wir begleiteten sie zum Flughafen. Auch Krepinsky kam mit einem großen Blumenbukett, und ich dachte mir, wie unsinnig es sei, Blumen für eine so lange Flugreise mitzugeben. Es war ein allseits freundlicher Abschied mit den üblichen Wünschen und Beteuerungen. Aber eben nicht mehr. Zwischen Maja und mich hatte sich bereits eine unsichtbare Wand geschoben. Als ich mit meiner Frau den Flughafen verlassen hatte, bekam ich starke Kopfschmerzen und blickte noch eine Zeit lang bei jedem vorbeifliegenden Flugzeug nach oben.

Mehrere Wochen später hörte ich von Krepinsky, dass sich Maja an ihrem neuen Domizil in den jungen Herren des Hauses verliebt und sich sehr schnell in sein Bett gelegt hatte.

Wir hatten ausgemacht, einander zu schreiben. Zu Weihnachten kam dann auch eine Karte mit einem recht blöde dreinblickenden Santa Claus und einem monströsen, breit grinsendem Känguruh. „A Merry Christmas and a Happy New Year“. Darunter stand Maja. Die erste postalische Nachricht war auch gleichzeitig die letzte. Leider starb Majas Mutter bald, und mit Krepinsky schief der Kontakt ein.

Wolfgang Fels **Der Fetzenferdl.....und dann geschah's**

Eine der Wahrheit nachempfundene Erzählung einer Amtshandlung in Wien im Juni 2020.

An einem der ersten Sommertage des Jahres 2020 in Wien – die Sonne brannte bereits mit Temperaturen um die 30 Grad gnadenlos auf den staubigen Straßenbelag des 8. Bezirkes und ließ so manche Wiener Kehle trockenlaufen – begab sich der etwa 50-jährige Ferdinand, möglicherweise vor Hitze schwankend, mit schlüpfenden Schritten in den Schönbornpark der Josefstadt, um sich auf einer der zur Ruhe einladenden Sitzgelegenheiten von seinem bisherigen Tagwerk zu erholen. Sein Arbeitstag hatte schon früh begonnen,

wurde er doch auf einer Bank im Josef- Strauss Park übernachtend von Hundegebell und den feucht-kalten Schnauzen, die an seinem bärtigen Antlitz herumschnupperten, unsanft in aller Herrgottsfrüh aus dem Land der Träume gerissen. Mürrisch erwachte er und vertrieb mit gesellschaftlich nicht einwandfreiem Vokabular Hunde samt deren Halter im Sinne von „schleichts eich, ees Gfraster“. Nachdem er sich eine Zigarette angezündet hatte, stellte er mit Bedauern fest, dass die am Abend neben der Parkbank abgestellte Bierdose umgefallen und ausgeronnen war, weshalb er widerwillig auf sein Frühstück verzichten musste. Schlaftrunken wankte er in Richtung nächstes Buschwerk, um sich mit voller Blase und seinen keinesfalls nur vom Morgentau belegten Bronchien der Morgentoilette hinzugeben und sein Inneres von jeglichem Überfluss zu befreien.

Doch was wusste man über den im ganzen Bezirk, vom Gürtel bis zum Ring bekannten, zumeist liebenswerten und freundlichen Obdachlosen, den man als „Fetzenferdl“ fast schon mit einem Kosenamen geadelt hatte? Er war einer der Wenigen, die zufrieden mit der anspruchslosen Stille ihres Daseins in den Tag hineinlebten, Konflikten aus dem Weg gingen und sich von Gewalt in jeder Form abwandten. Der Begriff „Fetzen“ vor seinem Namen rührte einerseits daher, dass er in modischen Belangen nichts mit dem letzten Schrei der „Haute Couture“ gemein haben wollte, andererseits er den Tag nie in Stunden zerteilte, sondern der Zeit lediglich in Form von Bierdosen Bedeutung zumaß, was sich letztlich in seiner motorischen und sprachlichen Koordination über den ganzen Tag verteilt für sein Image nicht immer als vorteilhaft erwies. Fast könnte man meinen, er durchwandere tagtäglich in Fetzen am Leib und mit einem Fetzen im Gesicht die Wiener Josefstadt.

Ferdl hieß mit dem Nachnamen „Lekar“, was böhmische Wurzeln in seiner Abstammung vermuten lässt. Er selbst betonte immer wieder, wenn man ihn auf seinen Namen ansprach, dass dieses Wort in seiner deutschen Übersetzung Arzt, Apotheker oder sonst etwas Medizinisches bedeute und im Tschechischen mit dem Zischlaut „sch“ nach dem „r“ am Schluss auszusprechen sei. Doch davon später.

Eines Tages – Wien näherte sich dem Höhepunkt der ersten Corona-Pandemie – setzte sich unser Fetzenferdl mit einigen Kollegen in die Straßenbahn der Linie 5. Sie fuhren – natürlich schwarz und maskenfrei – vom Café Hummel in Richtung Praterstern, um ein Arbeitstrinken zu veranstalten und sich mit lieben, dort beheimateten Arbeitskollegen auszutauschen. Die

durstigen Vier standen mental dem lieben Augustin sehr nahe, als sie sich dort angekommen trotz der behördlich verordneten Einschränkungen auf einer Bank niederließen und in lautem Diskurs eine Bierdose nach der anderen konsumierten. Dies geschah sehr zum Missfallen der uniformierten Obrigkeit (Vorsicht: der Ober sticht fast immer den Unter!), die ihren eben begonnenen Rundgang abbrach, auf diese illegale, fast möchte man sagen verbrecherische Versammlung zuschritt und die Trinkerrunde anfangs noch in höflichem Amtsdeutsch darauf aufmerksam machte, dass wegen des Risikos einer Infektionsausbreitung Abstandsregeln und Maskenpflicht einzuhalten seien und der Konsum von Alkohol im Freien seit einigen Jahren sowieso streng verboten sei. Auf die Abstandsregeln wurde hingewiesen, von Anstandsregeln war zu diesem Zeitpunkt noch keine Rede, es hätte aber auch – wie sich später herausstellen wird – nichts gefruchtet.

Die Zurechtgewiesenen stellten sich dumm, was ihnen augenscheinlich nicht schwer fiel, und luden den Inspektor und seine hübsche, im Hintergrund mit gezücktem Bleistift bereitstehende Kollegin, die nach der Polizeischule ihre ersten Erfahrungen mit dem goldenen Wiener Herz machen sollte, unter boshaftem, von Atemnot und Hustenanfällen unterbrochenem Gelächter ein, bei ihnen Platz zu nehmen und einige Bierlein mitzutrinken. Lediglich dem Ferdl ging das Lachen etwas gequält über die Lippen, bemerkte er doch schmerzlich, dass die Hefe der zahlreich konsumierten Biere in seinen Inneren weiter vor und den Umfang der Leibesmitte auf nahezu das Doppelte des Normalen anwachsen ließ. Er fühlte sich wie ein Zeppelin knapp vor dem Start. Die Ordnungshüter, die jetzt unmittelbar vor den Übeltätern Aufstellung genommen hatten, empfanden die Aufforderung zu diesem kollektiven Umtrunk als erniedrigende Zumutung und begannen deshalb die Schärfe ihrer Amtshandlung zu steigern. In forschem Ton verlangten sie Namen und Ausweispapiere der Missetäter. Die junge Kollegin wurde angehalten, ein exakt den Tatsachen entsprechendes Protokoll über diesen empörenden Vorfall zu verfassen, ein Schreiben, das ihr allerdings von ihrem Vorgesetzten diktiert wurde.

Fetzenferdl stellte sich als erster vor, indem er sagte: „I bin da Ferdl“. Er wurde aufgefordert, Vor – und Nachnamen amtlich korrekt und wahrheitsgemäß zu nennen – Ferdls gäbe es in Wien zum Schweinefüttern -, auch solle er seinen Ausweis endlich herauszurücken. „Ich heiße Ferdinand“ sagte er in seinem schönsten Deutsch und gab anschließend seinen Familiennamen böhmisch korrekt mit „Lekarsch“ an. Das durch die Nennung

dieses Wortes hervorgerufene Missverständnis zwischen den doch sehr gegensätzlichen Parteien war nicht aufzuhalten. Die Ordnungshüter fühlten sich durch das ihnen in anderem Zusammenhang bekannte Zitat dazu aufgefordert, eine Handlung an Ferdls Hinterteil vorzunehmen, die mit dem Ansehen eines Beamten in gehobener Position unvereinbar ist. Von diesem Zeitpunkt an war des Ferdinands Untergang nicht mehr aufzuhalten, und das steigende Aggressionspotential zwischen Jäger und Opfer begann gewaltige Ausmaße anzunehmen.

Im Laufe der Amtshandlung geschah's dann: Ferdl begann sich mit beiden Armen an der Bank abzustützen, musste dabei seine linke Hinterbacke etwas anheben, damit er den Ausweis in der Hosentasche, auf der er saß, zwischen die Finger bekäme, um ihn den Polizeibeamten befehls – und ordnungsgemäß präsentieren zu können. Dabei aber verlor er die Kontrolle über die Stimmbänder seines Schließmuskels, und ein gewaltiger, sogenannter Freudenton der Natur entlud sich weithin hörbar und ruckbar, nicht enden wollend in Richtung Behörde. Die Lautstärke dieses Naturereignisses, die durch das Vibrieren der Banksitzfläche noch wesentlich verstärkt wurde, verbreitete ringsum Schrecken. Die Präsentation dieser Klangwolke, die sich um die Sitzbank breitmachte, würde ein Musikkenner – beispielsweise Giuseppe Verdi –, mit „*furioso con forza*“ bewerten.

Nachdem die Blaufärbung von Ferdls Gesicht durch die nicht unerhebliche Anstrengung dieser Entlüftung etwas nachgelassen hatte und er wieder befreit durchatmen konnte, fragte er – den Schalk in den Augen –, ob jemand verletzt sei, was als Verhöhnung aufgefasst wurde und den Grimm und Groll der Beamten ins Unermessliche ansteigen ließ. Die Amtsehre war zutiefst verletzt und die Beamtenwürde noch tiefer in den Schmutz gezogen. „Das sollst du mir büßen, du Mistkerl, die Rache wird fürchterlich!“, dachte sich der Herr Inspektor, hütete sich aber mit Rücksicht auf das Protokoll und seine Karriere, diese Drohung laut auszusprechen, damit seine bisher makellose Uniform nicht von missliebigen Kollegen angepatzt werde. Die Zornesadern an seinen Schläfen ließen aber einen unkontrollierbaren Gewaltausbruch erwarten.

Gestrenge Einschreiten amtlicherseits war die logische Folge des inzwischen verhauchten Misstons. Als Ferdl wieder sichtlich erleichtert auf beiden Backen sitzen konnte, musste er der Aufforderung, auf die Wachstube mitzukommen, Folge leisten und wurde widerspruchslos in Handschellen gelegt abgeführt. Seine Kollegen hatten längst schon das Weite gesucht, als über ihn auf der

Armesünderbank der Wachstube vor einem Tribunal, das ihn von der Verwerflichkeit seines ungebührlichen Handelns zu überzeugen versuchte, geamtshandelt wurde. Er musste zur Kenntnis nehmen, dass er dem Räderwerk des staatlichen Gewaltmonopols und dessen Trias – Strafe, Rache und Genugtuung – hilflos ausgeliefert war.

Wie man tags darauf den Medien entnehmen konnte, wurde er für die Fahrlässigkeit, einen fahren gelassen zu haben, und die anderen, milder gewerteten Verwaltungsübertretungen zur Zahlung von €500 beziehungsweise 3 Wochen Ersatzhaft verdonnert. Da an seiner Zahlungsunfähigkeit kein Zweifel besteht, wird er diese Ersatzstrafe wohl irgendwann im Gefängnis absitzen müssen und seinen miteinsitzenden Leidensgenossen auf die Frage, weshalb er eingesperrt sei, sagen: „Eigentlich nur wegen an gewaltigen Schas am falschen Ort, zur falschen Zeit und in die falsche Richtung.“

Und so schaffte es die behördliche Gewalt wieder, Recht und Ordnung dort durchzusetzen, wo signifikante Schwäche vor allem bei sozialen Randgruppen geringen Widerstand erwarten lässt und der Tatbestand relativ nichtig ist. Unser Ferdl aber wird die Zeit seiner Inhaftierung zur Überlegung nützen, wie es ihm gelingen könnte, die von der Natur anstehenden Erleichterungen, denen er seine jetzige Situation zu verdanken hat, durch lautloses Verleihen von Flügeln gesetzeskonform in den Griff zu bekommen, damit ihm erspart bliebe, im Fall des Falles als Wiederholungstäter mit einer Strafverschärfung rechnen zu müssen.

Günther Frank-Schmid **COVID 19**

Ist das Virus mein Ende oder darf ich noch am Leben bleiben?

Nein, ich habe keine Angst.

Ich bin neugierig, wie er sein wird, mein
Abschied.

Ich frage Gott, ob ein paar meiner Gedanken weiterleben dürfen und damit ich
als Wesenheit oder Elektrizitätsfeld.

Irgendwo – falls sich ein Platzerl finden lässt.

Ich zweifle.

Vielleicht habe ich zu viel vom Leben verlangt.

Oder zu wenig erbeten?

Künstler werden in den Alltag geboren und sterben in ihren Träumen.

Niemand kann ärmer oder reicher sein als tot.
Das Leben beengt. Der Tod erweitert.
CORONA ist auch für den Tod erschreckend. „Ich will nicht mehr leben,“ sagt
er und verabschiedet sich
..... „Auf Wiedersehen!“

Sidonia Gall

Am Anfang war das Wort...

Anfänge im Ungewissen, sie
kündigen sich an bleiben
unfassbar bis zum
unumkehrbaren Auftakt, bis
zum Aufbrechen der Quelle, –
im Schweigen **vor dem Wort**.
Schwingung, Ton, Klang, ein
Wort.

Es durchdringt, bewegt,
verändert alles Lebendige, –
und im Innersten erkannt –
wird es Raum wachsend
grenzenlos.

Mittel der Verständigung
Werkzeug für Gestaltung von Nähe und Distanz
Weg zur Vereinheitlichung
Beil zur Spaltung von Ideen
Keule gegen jeglichen Widerstand
Waffe gegen gezüchtete Feinde in gebauten Kriegen.

Schwingung, Ton, Klang,
wird Musik in göttlicher
Unmittelbarkeit
ein Bogen von menschlicher Stimme bis zur Vielfalt aller
Instrumente. Gesang, Tanz, Sprache vom einigenden
Ritual zur Sprachzersplitterung
verwirrend
lähmend
bis hin zur Sprachlosigkeit

– im Schweigen **nach dem Wort.**

Nie mehr

Nie mehr?

Eine

Hoffnung,

jetzt.

Bald wieder?

Eine Drohung,

immer.

Blick ins Feuer,

beklemmender Jubel.

Kreise

Kreise – konzentrisch

wachsend

oberflächenverschlingen

d distanzüberwindend

trotz ferner Zentren

Nähe erzeugen

berührende

Überlagerung

Gleichklangmomente in

Horizonten Statik

im Bodenlosen

 verankert in

Uferferne Kosmos ein

Sehnsuchtsraum

Mühlstein

Der Mühlstein

das Rad die

Speichen die

Steine kein

Platz für die

Seele.

Sprüche in der späten Zeit

Sprüche, ein Versuch, das
Licht zu halten, und die
Wärme in den enger
werdenden Zeiten. Kein Platz
für den ganzen Menschen, nur
entweder ich oder ich auch,
oder du ohne Wurzeln und ich
ohne Nähe oder nur Wir und
nie wir alle zusammen.

Annelies Glander Es geht bergauf

Jeden Morgen suchten wir nach Helle in
nicht endenwollendem Dunkel, mit
immer weiteren Verlusten tümpelten wir
in uferlosem Nichts. Haben die
Gewaltherrschaft tapfer verkraftet, haben
gelernt, dass Ruhe nicht gleich Frieden
bedeutet, dass Regeln und Gesetze oft
nicht mit Gerechtigkeit einhergehen. Und
doch erahnen wir, bevor es uns wirklich
bewusst wird, wie es zu handeln gilt,
haben eine überforderte Nation kennen
gelernt, die nicht zugrunde ging, nur neu
vollendet werden muss. Sind wir doch die
Generation eines Landes und einer Zeit,
in der ein schwächtiges farbiges
Mädchen, Kind ehemaliger Sklaven, nur
von einer Mutter großgezogen, davon
träumen kann, Präsident zu werden, und
das heut' einem übermitteln kann.

Und es stimmt, von einem Musterstaat noch
weit entfernt und bestimmt nicht makellos,
bemühen wir uns nicht um Perfektion
sondern um ein gemeinsames Ziel: ein Land
zu gestalten, in dem für alle Ethnien

Zivilisationen und Lebensweisen
Verständnis herrscht.

Wir dürfen nicht danach Ausschau halten,
was uns trennt, sondern was uns eint. Wir
werden das Trennende überwinden, denn
um der Zukunft den Vorzug zu geben,
muss jeder Zwist zuvor beseitigt werden.
Nur unbewaffnet können wir frei sein,
einander die Hände reichen, niemandem
Leid zufügen, allen friedlich begegnen.
Möge die Welt uns zumindest zugestehen, dass
selbst Kummer uns stärker werden ließ, zugefügte
Schmerzen von Hoffnung begleitet waren, wir
auch noch, selbst wenn schon sehr entmutigt,
immer wieder nach Gemeinsamen suchten, nicht,
um nie wieder verlieren zu müssen sondern um nie
wieder Zwietracht zu schüren.

In der Heiligen Schrift steht zu
lesen „Jeder sitze unter seinem
Weinstock und unter seinem
Feigenbaum und niemand schrecke
ihn auf“

Wollen wir aber mit unserer Zeit
zurechtkommen, ist ein Sieg mit Waffen nicht zu
gewinnen. Nur Brücken, die wir bauen müssen
können in eine bessere Zukunft führen. Es geht
bergauf wenn wir den Mut dazu haben, als
Bürger Amerikas nicht in ererbtem Stolz zu
verharren, einen Blick in die Vergangenheit zu
werfen, zu erkennen, was zu verbessern ist. Wir
sahen uns einer Gewalt gegenüber, die unser
Land zu spalten drohte, Demokratie in eine
ungewisse Zukunft aufschieben wollte und fast
gewonnen hätte.

Selbst wenn es gelingt,

Demokratie vorübergehend hintanzuhalten,
kann sie nicht für immer verhindert werden.
Eine Tatsache, auf die wir vertrauen.
Während wir in die Zukunft blicken,
holt uns die Vergangenheit ein, und es ist Zeit für
eine Wiedergutmachung vor der wir uns zu lange
fürchteten. Wir sind nicht bereit, als Erben von
Schrecken und Gewalt zu leben, haben die Kraft
gefunden, ein neues Kapitel beginnen zu lassen,
Hoffnung anzubieten und Lachen zu
ermöglichen. Hatten wir uns doch gefragt wie
eine Katastrophe besiegt werden könnte? Heute
kann gefragt werden wie eine Katastrophe uns
besiegen sollte?

Unser Weg geht nicht zurück in die
Vergangenheit, der Zukunft gilt all unser
Trachten in einem Land, das zwar verwundet
aber noch ein Ganzes ist, wohlwollend gütig,
wagemutig, kämpferisch und unabhängig.
Selbst wenn bedroht, dürfen wir nicht
nachgeben, unsere Mission nicht unterbrechen,
wissen wir doch, dass Untätigkeit und träges
Verharren das Erbe unserer Nachkommen
bedeuten würde, unser Fehlverhalten ihre große
Bürde wäre. Nur Eines ist sicher:
Wenn wir Vergebung mit Macht verbinden und
Macht mit Recht, wird Liebe zu unserem
Vermächtnis, und das Geburtsrecht unserer
Kinder einen Wandel erfahren. Möge es uns
gelingen, ihnen ein besseres Land zu überlassen.
Jeder Schlag meines noch immer beenzt
pochenden Herzens gilt unserer Aufgabe, die so
sehr zerstörte Welt in eine erstaunlich neue zu
verwandeln: von den goldleuchtenden Hügeln im
Westen bis zu den sturmgepeitschten Feldern im
Nordosten, wo unsre Ahnen einst Revolutionen

vollbrachten, von den an Seen gelegenen Staaten
im Mittleren Westen
bis zu südlichen sonnigen Gefilden
reiche all unser Bemühen
dem Wiederaufbau, und einer bleibenden Verbesserung
jedes Winkels, jeder Ecke unseres Landes; auch
nicht entschuldbares Fehlverhalten ganz
verschiedenen, doch liebenswerten Menschen
gegenüber muss nachhaltig untersagt werden.

Der Tag wird kommen, an dem wir die
Dunkelheit verlassen, um einen hellen
Morgen zu begrüßen, der Licht bringt,
wenn wir nur willens sind, dieses Licht zu
erkennen und für uns gelten zu lassen.

Dietmar Gnedt **Durchreisende – Leseprobe**

Er hat sich in den Monaten seiner Flucht noch nie so wohl gefühlt wie hier in Janis' Wohnung.

Es war beim vierten Gespräch im Busbahnhof-Café – sie sprachen in einem Gemisch aus Deutsch und Englisch –, als die Frau unvermittelt sagte: »Ich hoffe, du verstehst das nicht falsch, du könntest bequemer illegal in meiner Mietwohnung wohnen. Und eine gründliche Dusche hast du mehr als notwendig. Ich glaube, ich kann dir vertrauen, darum biete ich dir das an. Missbrauchst du mein Vertrauen, werfe ich dich auf der Stelle hinaus. Ich weiß, wo die Polizei dich findet, solltest du mich bestehen.«

Farid wusste erst nicht, ob er das verlockende Angebot annehmen solle. Was bedeutete das für sein Vorhaben? Entweder krepierete er hier oder es gelang, die verdammte letzte Grenze zu überwinden.

Janis beschrieb ihre Wohnung: Sie hat auf das von »No way« angebotene, kostenlose Zimmer verzichtet. Kleine Wohnungen stehen in Belgrad in genügender Anzahl frei. Einer der serbischen Unterstützer der NGO, Zoran, hat ihr seine neu renovierte Kellerwohnung zu unglaublich günstigen Konditionen überlassen. Natürlich ohne Mietvertrag. Laut ihrer Aufenthaltsbestätigung ist sie Zorans Gast. Der wohnt wiederum einen Stock

höher, ohne offiziellen Mietvertrag, in der Wohnung eines Freundes. Unklar ist, ob dieser Freund tatsächlich Besitzer der Wohnung ist.

Vor der Tür der Kellerwohnung stinkt es nach Katzenpisse. Die im zweiten Stock werfen jeden Abend den Kater mit dem malträtierten Bein aus der Wohnung. Das Stiegenhaus des fünfstöckigen Baus ist bei dieser Kälte sein Revier.

– Noch ein Heimatloser? –, dachte Farid, als Janis davon erzählte.

Alles, was Janis braucht, hat sie hier. Fernseher, Internet, Handyempfang. Die Küche ist gut eingerichtet. Sonst gibt es an Möbeln noch einen alten Kasten, der Janis' Kleidung einen etwas abgestandenen Geruch verleiht, und ein knarrendes Bett. Der Supermarkt ist nicht weit weg, alle Konzerne des reichen Europas sind in Belgrad inzwischen gelandet. Janis kauft lieber in den kleinen Läden. Der nächste davon ist, wenige Schritte entfernt, in einer alten Baracke untergebracht. Wer Geld hat, kann in Belgrad alles kaufen. Das sind aber nur wenige. Die große Mehrheit muss an allem sparen. Im Haus wohnt ein alter Mann, der 120,- € Rente bezieht. Im Winter braucht er monatlich 70,- € für die Elektroheizung seiner kleinen Wohnung. Der Rest bleibt fürs Leben. Kein Einzelfall. Erstaunlich, mit welcher stoischen Gelassenheit die Belgrader ihre Lage hinnehmen. Genauso erstaunlich, meinte Janis, ist es, welche lächerlichen Kleinigkeiten ihren österreichischen Landsleuten lebensbedrohliche Probleme zu sein scheinen.

Farid und Janis vereinbarten die Besichtigung der Wohnung noch für denselben Tag.

Es gibt einen fensterlosen Vorratsraum, der früher einmal ein Kellerabteil gewesen sein muss. Groß genug, um eine Matratze auf den Boden legen zu können. Farid meinte, er könne auch ohne Matratze schlafen, er habe sich inzwischen daran gewöhnt. Janis aber hatte im nahen Einkaufszentrum eine Art Futon entdeckt. Sie bestand darauf, die Rollmatratze zu kaufen, falls Farid ihr Angebot annehmen wolle.

Nachdem er geduscht hatte und in die von der Frau gekauften Kleider geschlüpft war, saßen sie im Wohnzimmer, das Janis auch als Schlafzimmer nützte, und tranken Kaffee.

»Wenn Sie das auf sich nehmen wollen,« sagte er unvermittelt, »es ist die erste normale Wohnmöglichkeit auf meiner Flucht. Ich könnte mich nützlich

machen. Kochen, alles, was es im Haushalt zu tun gibt ...« Janis fiel ihm ins Wort: »Ich brauche keinen Bediensteten. Du bist mir nichts schuldig.«

»Warum tun Sie das?«

Es brauchte eine Weile, bis Janis zu einer Antwort fand: »Einfach so.« Farid spürte, wie sie sich einer Antwort entzog. »Niemand darf es wissen!« Janis brachte Distanz zwischen sich und die gestellte Frage. »Dass du hier wohnst, darf niemand wissen. Du musst deinen Tagesablauf beibehalten. Deinen bisherigen Nachtgenossen lieferst du eine nachvollziehbare Erklärung, warum du nicht mehr in der Fabrikhalle schläfst.«

»Sollte jemand fragen, sage ich, ich bin bei einem Bauern am Stadtrand untergekommen. Einige von uns schlafen in Schweineställen. Alle meine Leidensgenossen träumen von einem warmen Schlafquartier. Den Gestank von Schweinen vergisst man schnell.«

Und so geschah es dann noch am selben Abend. Es war der fünfte nach dem ersten Gespräch mit der Frau.

Alle Befürchtungen entpuppten sich als grundlos. Farid kennt die Fallen, in die Flüchtlinge geraten können. Es gab Gerüchte, in Istanbul seien welche verschwunden, deren Körper viel Geld als Organspender abwarfen. Frauen verschwinden in die Prostitution, schöne Jünglinge kidnappt man. In der Erntezeit fängt man sich ein paar der bedauernswerten Geschöpfe, nimmt ihnen ihre Papiere weg, sollten sie welche besitzen, und hält sie wie Sklaven. Man schindet sie, bis sie ausgelaugt und damit wertlos sind und schmeißt sie dann zurück auf die Straße. Kinder verkauft man an Kinderlose in reichen Ländern. Sie dürfen sich als Retter fühlen, die eine sichere Heimat bieten. Was Menschen mit ihren Mitmenschen anstellen, wenn sie Macht über sie haben?

Man muss vorsichtig sein. Farid traut sich eine gewisse Erfahrung und Menschenkenntnis zu. – Diese Frau kann niemandem etwas zuleide tun. Man muss vielmehr auf sie aufpassen, damit niemand ihr etwas antut. – Warum bot sie ihm ihre Wohnung an? Tausende seinesgleichen gibt es, warum ihm? Vielleicht das richtige Wort zur richtigen Zeit? Vielleicht Glück? Man darf mit dem Guten im Menschen rechnen. Auch das hat er erlebt. Er wäre nicht bis hierhergekommen, ohne das Gute im Menschen. Darum ist er Christ geworden. Er will an den Gott der Liebe glauben.

Heute Morgen sagte Janis: »Wenn ich zurückkomme, werde ich dir ein Geheimnis verraten ... Nein, keine Sorge, nichts Schlimmes.«

– Hat sie sich mit ihren Eltern versöhnt? –, fragt Farid sich.

Janis hat von ihrem Problem bei einem der Gespräche erzählt, die sich seit seinem Einzug immer wieder ergeben und oft in ungeahnte Länge ziehen.

Er hat sich gefragt, wie er reagieren würde, hätte er eine Tochter, die in der Heimat alles hinschmeißt, nach zehn Jahren zurückkommt, vertrieben und verloren. Er versteht die Reaktion der Eltern. Die Frau hätte sich mehr Mühe geben müssen, um die Liebe ihrer Eltern zurückzugewinnen.

– Oder hat Janis sich verliebt? Ist das ihr Geheimnis? Nach all dem, was sie mit Alexandros, dem Griechen, erlebt hat? –

Farid hat seinen Gott gebeten, den richtigen Mann an ihre Seite zu stellen.

In diesen wenigen Tagen hat Farid Janis ins Herz geschlossen.

– Sie ist ein wundervoller Mensch. Ich will ihr ein guter Freund sein. –

Sie bat ihn, von der Flucht zu erzählen. Und er tat es, obwohl er wusste, des Nachts würde ihn die Angst so sehr in Unruhe versetzen, dass sein Herz zu rasen anfängt.

Es ist schwer, das Erlebte in Worte zu fassen. Was können Worte beschreiben? Was bedeutet es für den Zuhörenden, wenn sein Mund Worte formt wie: »Ich lief weiter und weiter, obwohl meine Beine schmerzten, als hätte man die Haut abgeschält.« Es gibt Zustände, die Worte nicht fassen können. Ist es möglich zu beschreiben, was an der Grenze zu Mazedonien geschehen ist? Oder im Jeep auf den Gebirgspfaden zwischen dem Iran und der Türkei? Plötzlich stand da einer mit dem Gewehr im Anschlag. Alle mussten aussteigen. Der Mann wählte sich ihn aus, ließ ihn niederknien und setzte den Lauf des Gewehres an seine Schläfe. In der anderen Hand hielt er eine Pistole auf die Mitfahrenden gerichtet. Was von Wert erschien, musste in den Jeep gelegt werden, dann gab er einige Pistolenschüsse ab, bis alle außer Farid davongelaufen waren. Er lachte ihm ins Gesicht und drückte ab. Der Bolzen flog ins Leere. Farid fiel wie tot zu Boden. Der Mann setzte sich in den Jeep und fuhr davon.

Diesem Ereignis folgten schlimme Tage und Nächte in Kälte und Schnee. Von den fünf der Gruppe blieben zwei im Nirgendwo liegen. Warum er es durch die Berge geschafft hat? Er weiß es nicht. Zufall? Glück? Gottes Hilfe? Eigentlich hatte er sich als einen der körperlich Schwächsten der Gruppe eingeschätzt. Und doch ist er in Ostanatolien angekommen.

Die schlimmsten Ereignisse hat er Janis nicht erzählt. Er hofft, die Erinnerungen verschwinden eines Tages.

Gehört hat er davon, dass es in Europa nicht wenige Menschen gibt, die Flüchtlingen unterstellen, aus rein wirtschaftlichen Gründen und des materiellen Besitzes wegen ihre Heimat zu stürmen. Würde jemand ihm so etwas vorhalten, müsste er von den dramatischen Ereignissen während seiner Flucht erzählen. Kann jemand glauben, das alles nimmt ein Mensch nur wegen Europas Reichtümern auf sich? Was nützen Dinge, seien sie noch so schön und wertvoll, wenn du tot bist?

Sein zu dürfen, an einem Ort des Friedens. Danach sehnt Farid sich.

Der Schlüssel dreht sich im Schloss. Janis steht in der Türe.

Christl Greller

in der schaukel

früh – dieser sommer, und schon
so schwer. hüfthoch die
wildgekeimten glockenblumen,
himmeldunkelblau.
pfingstrosen wippen,
gebeugt vom gewicht ihrer
köpfe. in der schaukel,
herzbetäubt vom jasmin,
träge schwingen im
rosennachmittag. aus der
fülle lösen sich
blütenblätter, tropfen zur
erde.
vögel warten im schatten
der holunderblüten.

sommersäge und schrill! und schrill!
und schrill! zersägt die grille die nacht. sägt
sekündlich im dunkel die nacht in rissige
scheiben, warme sommernachtscheiben mit
fransigen rändern.

erdlochbehaust der käfer bei licht
und schwarzarbeiter bei nacht,
hypnotisch sägend.
und schrill! und schrill! und schrill! die
hellen töne sekundengetaktet.
die grille nachtverschluckt mit heller
fingerstimme auf sich selber zeigend.
nur manchmal quergestört,
hineingeschrammtes
konkurrenzgesäge, doch unermüdlich
schrill! und schrill! und schrill!
und nacht für nacht
die grille.
und bei regen? da duscht sie gründlich und
schläft sich aus.

Bernhard Heinrich

Der Falke

Mit trillernden Flügeln
steht am blauen
Himmel wie fest
gewachsen ein Falke.
Unter ihm breiten sich
Wiesen und Büsche:
Ein friedlicher Anblick dem
Menschen, Grund
zum Entsetzen der
Maus.

Gelassenheit

Vielleicht mache ich noch eine Reise,
Vielleicht schreibe ich noch ein Gedicht,
Sicher ist es nicht.
Das Leben ist weit fortgeschritten,
Eine weite Strecke wurde schon
geritten, Vielleicht ist bald schon Alles
ausgelitten.

Es muss ja nichts mehr sein,
Die Ernte ist schon lange in der
Scheune, Kein Grund, dass ich Über
verpasste Chancen weine.

Kampfhund

Ich bin ein Kampfhund, der wildeste und
grausamste, den ich kenne. Unerschrocken
greife ich an, beisse erbarmungslos zu, jag'
meine Gegner bis ans Weltenende – doch
nur im Traum.

Ich bin kein Pitbull und kein Dobermann, bin
nur ein Yorkshire-Terrier.

O Fluch der niedlichen Gestalt!

C. H. Huber Mein Grün. Mein Bunt. Mein kleines Paradies

Gestern noch habe ich gezittert, Aprilschnee drohte meinen Tulpen. Er war gnädig, fiel nicht als große Last, mehr als zwei Zentimeter Höhe brachte er hier in der Stadt nicht auf die Reihe. Dafür rüttelt der Föhn heute ganz ordentlich an den Stängeln, auch an den Blütenknospen, die so attraktiv in die Luft stechen. Gut, dass sie noch ungeöffnet sind, sonst hätten sie dem stürmischen Gesellen vermutlich farbige Blütenblätter opfern müssen, hätten ihn damit dennoch nicht besänftigt. Bis übermorgen darf er laut Wetterbericht wüten, dieser häufige und eher ungeliebte Gast. Vom Süden her klettert er über die Zentralalpen, besteigt am Ende auch noch den Patscherkofel, unseren Hausberg, der wie ein erloschener Vulkan aussieht, jedoch nie einer war. Danach lässt sich der Föhn herunter auf die Stadt am Inn fallen, klettert an den Hängen der gegenüberliegenden Nordkette wieder nach oben, schwingt sich über die Kalkalpen bis hinaus nach München, ganz ohne Pardon. Übrigens soll er morgen wieder einen Gruß aus der Sahara mitbringen, gelblich wird er den Himmel färben und vielleicht im Zusammenspiel mit einzelnen grauen Wolken am Morgen ein grandioses, farbiges Schauspiel bieten, wie schon einige Male erlebt.

Mein Minigarten, die Terrasse, trägt den Sand stolz, ein Gast aus so weiter Ferne muss bewundert werden, sage auch ich, noch dazu war man bereits an

einem seiner Heimorte, der marokkanischen Sahara zum Beispiel. Allerdings bin ich dennoch nicht begeistert, den blauen Metallisch mehrmals täglich von ihm befreien zu müssen, will ich etwas darauf ablegen. Meistens warte ich, bis der Regen, oft nach dem Sturm einsetzend, mir die Arbeit abnimmt. Kann ohnehin nicht draußen sitzen bei starkem Föhn.

Jetzt, im frühen Frühling, ist mein Grün noch nicht sehr ausgeprägt, weder die Blätter der Tulpen sind wirklich kräftig grün, sie zeigen eher ein Grau-oder Blaugrün, noch sind meine Säulenzypressen – eigentlich Smaragd-Thujen – besonders farbstark. Bei einiger Fantasie könnten sie als Wächter zwischen meinen durchaus lieben Nachbarn und mir durchgehen, denn die westliche, ansonsten kahle, in einem stumpfen, aber freundlichen Gelb wie das Haus insgesamt gestrichene hohe Betonmauer verwehrt nachbarlichen Kontakt. Mit den vertikalen grünen Akzenten habe ich mir die Wand menschlicher, weniger abweisend gemacht, sie auch als Rastplatz für Vögel ausgewiesen. Den Nestbau der Amseln muss ich leider verhindern, seit ich bei heißem Wetter meine Tür zum Wohnzimmer längere Zeit nicht öffnen konnte, weil ein noch flugunfähiges Junges aufgeregt stundenlang piepsend am Terrassenboden herumgehüpft war, vermutlich auch ins Zimmer gelangt wäre, aber nicht mehr unbeschadet hinaus. Irgendwann hat es aber doch den Abflug geschafft, war beim Nachsehen verschwunden gewesen. Und da wir keine Katze haben...

Im heurigen Winter befürchtete ich, nun sei es aus mit meinen mich an die Toskana erinnernden drei Freunden in großen Tontöpfen, diesmal werden sie nicht überleben, dachte ich, so zerrupft und farblos standen sie da, setzte ihnen nicht der Schnee eine weiße Haube auf. Mein Sohn hatte sie letzten Herbst ein wenig zu stark beschnitten, noch immer wirken sie darum eher wie eine halb verhungerte Art ihrer Spezies. Doch ich sehe nun schon ein etwas grüneres Grün an ihnen und vertraue darauf, sie am Ende des Sommers wieder in alter Pracht bewundern zu dürfen. Blätter oder Laub kann man zu dem, was sie zu bieten haben, natürlich nicht sagen, und doch sind es irgendwie Blätter, ist es Gezweig, anders eben als an unseren sonstigen Büschen und Bäumen. Selten, aber doch, erinnern mich meine Thujen an den Friedhof, wo man ähnliche Arten sehen kann, die sich zumeist als stattliche Grabwächter aufspielen. Irgendwann werde auch ich dort landen, das verdränge ich nicht, außerdem mahnen meine Thujen im Zuge solcher Gedanken das in der warmen Jahreszeit nötige Blumengießen am Elterngrab ein.

Nun aber zu dem sommerlichen Bild, das mein Mini-Garten bietet, dessen Anblick Besucher jedes Mal ebenso begeistert wie mich. Doch ohne Pflege, sprich Wasser, Dünger und viel an täglicher Arbeit wäre der gelbgrüne Blütenwald, der die Straßenfront ziert, wären auch die roten, weißen oder rosa Pelargonien und die doppelblütige gelbe Rose – ein Geburtstagsgeschenk meiner Tochter – nicht zu haben. Diese Blumen zieren die unterschiedlich großen Töpfe am Boden, zusammen mit verschiedensten Kräutern, wo ich besonders vorsichtig mit dem Düngen bin. Ohnehin kommt bei ihnen nur Biodünger in Frage. So genannter Pflanzenschutz in Form von Spritzmitteln ist bei mir seit vielen Jahren tabu, was Bienen und andere Insekten freut, eifrig besuchen sie die Blüten. Doch gestehe ich, Blattläuse bleiben erst weg, seit ich an jeder Ecke des Terrassenbodens im Frühjahr eine Ameisenfalle aufstelle. Also doch vielleicht nicht wirklich Super-Bio, mein kleines Paradies, doch die gefürchteten Ameisenstraßen in der Wohnung sind damit Geschichte. Kann mich noch gut erinnern, von einem Ausflug mit meinem Enkel war ich zurückgekehrt und gleich gab's einen Aufschrei des Erstaunens von ihm, dann einen der Bestürzung von mir. Hektische Betriebsamkeit, die anderswo sehr nützlichen Krabbler loszuwerden, folgte, das gelang aber leider nur in brachialer Weise und mit äußerst schlechtem Gewissen. Nachdem mir das auch im nächsten Frühjahr zwei Mal passierte, entschloss ich mich zum vorsorglichen Frontalangriff mit diesen Fallen. – Ruhe ist nun mit den Ameisen, und auch mit massenhaft Blattläusen, wahrscheinlich von ihnen auf die Pflanzen getragen und unermüdlich gemolken. Tut mir leid, ihr Lieben, aber anders geht es nicht, sage ich jedes Mal beim Fallenstellen mit wiederum schlechtem Gewissen. Hierher oder weil ich das Efeu, mit dem ich früher die Betonwand verhüllte, wegen des Protestes mancher Miteigentümer entfernen musste, verirrt sich nun auch nur mehr selten ein Rüsselkäfer, er wütet dafür in meinen Pflanzen im Innenhof. Mit den angeratenen Nematoden versuchte ich eine Saison lang biomäßig diesem Übel Herrin zu werden – nicht gelungen. Deshalb gibt es im Herbst viele Blattfragmente im kreisrunden Trog in der Mitte des Innenhofes. War ich in der Bekämpfung zu wenig ausdauernd? Dort ist's mir aber eher egal, doch manchmal spüre ich frühmorgens einen dieser fresssüchtigen Käfer auf, vernichte ihn ohne Genierer. Und ach, so nett Kohlweißlinge anzusehen sind in ihrer Flatterhaftigkeit, die Raupen, die sich aus ihren Eiern entwickeln, setzen den Pelargonien auf der Terrasse und vor allem dem Basilikum einfach zu stark zu. Dabei bin ich ohnehin ständig auf Eiersuche, doch irgendeines bringt es immer noch bis zur Raupe. Ich also eine scheinheilige Mörderin, die, als sie klein

waren, ihren begeisterten Enkelkindern wie zum Hohn immer wieder das Buch mit der *Raupe Nimmersatt* vorlas.

Keine Rose ohne Dornen, könnte man im realen und übertragenen Sinn über die eine sagen, die mich nun schon zwei Jahre lang erfreut. Dem kleinen Blumentopf entwachsen, mauserte sie sich vom zarten Ding schon im ersten und erst recht im nächsten Jahr zur stattlichen Blüherin. Doch plötzlich, im letzten Herbst dann untrügliche Anzeichen von Krankheit. Hab alle Blätter und Spuren sofort entfernt, fürchte aber dennoch das Schlimmste. Noch brachte ich's nicht fertig, die Rose wegen des Mehltaubefalls wegzuzwerfen. Eine kurze Chance hat sie noch, doch wenn ich den Pilz, oder was immer das ist, nicht weg bekomme, muss sie leider weichen. Das Besprühen mit natürlichen Mitteln nützt nichts, weiß ich aus leidvoller Erfahrung meiner Freunde am Land. Ohne mehrmals im Sommer Gift keine Genesung, und selbst dann ist sie fraglich.

Etwas weiß ich nicht wirklich: Wie meine ab Juni unermüdlich bis in den Herbst hinein blühenden gelben Pflanzen an der Balustrade eigentlich heißen. Sonnenaugen vielleicht? Woher ich sie ursprünglich habe, ist auch vergessen, ich brachte sie aus jenem Garten im Dorf mit, das ein Vierteljahrhundert lang ihre und meine Heimat gewesen war. Damals blieben Vorübergehende oft stehen, um meine vielen verschiedenfarbigen Blumen im Beet an der Südfront des Hauses zu bestaunen, auch jene an Fenstern und Balkonen. Kletterrosen in Rot und Gelb und ein Spalier-Pfirsichbaum – als Marille gekauft – vervollständigten das Bild. Pfirsiche in Masse hatte der Baum getragen, relativ stark behaart waren sie gewesen, vermutlich zum Kälteschutz auf neunhundertachtzig Metern Seehöhe.

Die wuchernden, hochbeinigen Gelben standen damals wie eine blühende Mauer hinter den anderen Blumen im Beet. Wegen ihrer Wuchs- und Vermehrungsfreude wurden sie alljährlich besonders stark ausgedünnt, samt Wurzelknollen – ähnlich Topinambur und Ingwer – dem Komposthaufen zur Metamorphose überlassen, wie auch die übrigen Pflanzen und verrottbaren Haushaltsreste. Hier in der Stadt gibt es inzwischen längst auch Tonnen für all das. Wenn ich meine Terrasse winterfest mache, kann ich die gelbe Pracht aber nur in zwei Tranchen zum Bio-Müll geben, sonst ist kein Platz mehr für Andere.

Genug Arbeit, aber viel mehr an Freude steckt in meinem kleinen Paradies. Doch ein Rätsel bleibt. Wie habe ich in früheren Zeiten Mann, Kinder, Haushalt, Blumen- und Gemüsegarten samt Obstbäumen, auch die vielen Blumen auf Balkonen und vor den Fenstern gemanagt? Wo ein Wille, da ein

Weg, scheint mir, daher machen erst recht Sprüche wie *Alles hat seine Zeit*, oder *Zeit des Raben, Zeit der Taube* – für mich einigermaßen Sinn.

Malina Marina Jankovic

Das Blühen

Die Herrlichkeit der Nachtigall weckt alle unsere Sinne,
Tau verschüttete auf dem Gras seine Tropfen, die
Sonne als ein Spieler dreht das Spiel immer und immer
wieder, es erblühten die Sträucher, Bäume und
Blumen, so wie die Liebe ein düsteres Herz erblüht. Es
riecht nach Hyazinthen, Tulpen und Flieder,
verschiedene Farben mischen sich bei
Sonnenuntergang, die Sterne fielen der
Abenddämmerung in die Umarmung nieder, und jedes
Geschöpf freut sich auf deine Ankunft!

Die Anziehungskraft

In einem Moment entzündest du ein Feuer in meiner
Brust und du siehst mich mit der hellsten Ausstrahlung
an, als deine Lippen sich zu einem Jungenlächeln
erweitern, tanzt dein Lippenwinkel vor Freude, als hättest
du einen weißen Engel gesehen bevor du die Augen
schließt.

Und ich würde wieder mit dir fliegen,
den der Anmut meine Brust
durchdringt, belebt den Urheber meiner
Träume und regt das Blut in meinem
Körper auf. Ich überlasse dem Gefühl,
mich zu tragen sowie zu ihrer Heiligkeit,
mich aufzuheben. Denn wir ziehen
einander an wie die Magneten, mit
verschiedenen Geschlechtern, weil die
Begierde strömt um uns herum wie die
Elektronen um den Kern eines Atoms,
und wenn unsere Silhouetten sich

berühren strahlen die Funken wie ein
Blitz in den Wolken, und dann tanzen
sie im Sommerregen.

Wir sind dann wie zwei Körper derselben Kraft, die
über den Feldern und Wiesen zu einem verschmelzen,
und mit Freude den gewünschten Höhepunkt erreichen.
Das intensivste für uns ist die Aktion und die Reaktion
der Anziehung für die wir geschaffen sind.

Frühling

Ich liebte es, mit dir Wein zu trinken, dir
heiße Blicke zuzuwerfen,
dem Rhythmus deines Herzens in der Stille zu
lauschen und dem Klingen der Weingläser; die
Gefühle, die du in mir erweckst und die Energie, die
dadurch aus dem Kosmos geschöpft wird,
lässt das Blut durch meine Venen rasen und
pulsiert den Herzschlag unserer Träume; ich
liebte die langen Abendspaziergänge und war
fröhlich dabei, auf dem Weg neben den
Bahngleisen vernahm ich den wunderbaren
Duft des Flieders und blickte verliebt auf die
Kirschblüten während sie von Regentropfen
benetzt wurden und der Wind strich darüber
so wie deine Hand mein Gesicht berührte.

Strahlende Orchidee

Vor Liebe glühend scheint sie in der
Dunkelheit, missachtet uns, die
weltliche Moral, Hurrikans aus der
Ferne, welche mächtig die letzten
Momente der Leidenschaft
zerstören.

Ohne zu wissen, dass die Spuren meine
Küsse von deinen Lippen verschwinden
werden mit dem Umriss der kalten Winde
und düsteres Grau welches dein Leben

raubt, blüht sie perfekt für die Liebe die uns
geschenkt wurde!

Renate Katzer

Venezia

Auf dem Gesims
spiegelt alter Glanz
im Facettenschliff die
Signora tafelt silbern
von der Decke fällt
lüstern das Licht sie
hebt den Kopf lächelt
aus barockem Rahmen
streift Ringe und Ketten
ab verwahrt unsinkbar
gleitet einer Gondel
gleich ins Wasserbett und
bricht die
Ehe

herzhaus

mein herz
gebrochen
in seine teile
bröckelnd die
wand schutt füllt
die vorhöfe aus
den kammern
spuren deiner
nähe
unauslöschlic
h

Im Beisein

Im Beisein der Rosen
flieht

mein Weg dunkle
Töne stimmen das
Lied im Beisein der
Rosen flieht
das Schwere
lautlos
fällt
im Beisein der Rosen
schläft
dein verwaistes
Haus

Ingeborg Kraschl **Blick aufs Meer**

Nach einem Bild von Edward Hopper.

Der Sommer neigte sich dem Ende zu und das Meer besaß immer noch dieses Tiefblau, das sich im Himmel spiegelte. Leichte Wellen unterbrachen die samtene Oberfläche des Wassers, die schließlich an die Felsen der Küste aufschlugen, auch wenn nur sanft.

Arthur und Anna saßen auf der Terrasse ihres Ferienhauses und erfreuten sich der warmen Sonne des Spätnachmittags. Trotzdem hatte sich ein Schweigen über beide gelegt, dem tiefere Probleme zugrunde lagen. Arthur starrte vor sich hin. Anna schien in ihrem Blick eine Antwort Arthurs zu erwarten, die aber nicht kam. So setzte sich das stumme Nebeneinander fort, bis ein aufkommender Wind sie ins Haus zwang.

Arthur kam schon seit Langem hierher, vor allem jeden Sommer. Vor vielen Jahren hatte er mit seiner ersten Frau, die ebenfalls Anna hieß, dieses Haus gekauft. Sie waren beide begeistert von der direkten und wunderbaren Lage am Meer, dem Licht, dem Wasser und dem scheinbar endlosen Blick in die Weite. Damals fühlten sie sich wie in einem Traum, so erfüllt waren sie von ihrer Liebe und ihren Abenteuern. Sie eroberten das Meer mit langen Bootsfahrten, übten sich im Fischen und schließlich auch im Zubereiten herrlicher Fischgerichte. Nach abendlichen Küstenwanderungen fanden sie sich wieder in ihren gegenseitigen Umarmungen und Liebeszuwendungen, wozu sie auch manchmal der weiche Sandstrand mit seinen schützenden Felsen einlud.

Anna liebte das Meer und das Schwimmen. Oft verlor Arthur sie aus dem Blick, wenn sie sich weit hinauswagte. Seine Warnungen über die Gefahren blieben erfolglos. Immer wieder überkam ihn eine Unruhe, wenn er sie nur noch als kleinen Punkt weit draußen im Meer wahrnahm. Wenn sie dann aber zurückkehrte, aus dem Wasser stieg und ihm entgegenlief, verdrängte seine Freude darüber jeden Zweifel.

Manchmal sehnte er schlechtes Wetter herbei, wenn dann der Seegang zu hoch war, um im Meer zu schwimmen. Da blieb Anna bei ihm, und keine Aufregung trübte seinen Tag.

Sie hatten sich an einem Gymnasium kennengelernt, beide waren Kollegen, er unterrichtete Literatur, sie Zeichnen. Es verband sie viel. Ihre gemeinsamen Bücher stapelten sich auch in diesem Haus, das bald für ihre geistigen Schätze zu klein wurde. Später wechselten sie dann Wohnort und Schule. Die Stadt, in der sie lebten und arbeiteten, lag nicht weit von ihrem Ort am Meer. So war es ihnen möglich, nicht nur in den Ferien hierherzukommen, sondern auch an den Wochenenden und freien Tagen. Bald kannten sie alle Wanderwege und Bootsfahrten, das Wetter und die Winde, denen sie hier ausgesetzt waren. In ihrem gemeinsamen Glück vergaßen sie die Zeit und achteten nicht besonders auf die Jahre, die ihnen geschenkt waren. Das Glück gab ihnen Sicherheit und Zuversicht, vor allem aber auch Übermut durch den Gleichklang ihres Schicksals.

Dass sich aber kein Nachwuchs einstellen wollte, verdrängte Anna mit der Hoffnung auf später vielleicht. Kinder hätten sich zweifellos als Krönung in ihren Alltag gefügt. Allmählich wuchs aber ihre Sehnsucht nach einem Kind dermaßen, dass sie dieser Gedanke zu quälen begann. Auch sein Trost und seine Anerkennung halfen ihr nicht. Ihre innere Unruhe steigerte sich immer mehr und überkam sie oftmals am Tag, die sie schließlich zu langen Spaziergängen trieb oder, wenn sie sich wieder am Meer aufhielten, zu weiten Schwimmausflügen veranlasste. Seine Warnung, es doch zu unterlassen, half nichts.

Er erinnerte sich noch genau an den letzten Augusttag vor zwei Jahren, an dem sie beschlossen, bald wieder in die Stadt zurückzukehren. Als sie an jenem Morgen erwachte, bezauberte sie das Licht der Sonne über dem blauen Meer, die Wärme, die sie noch verbreitete, und die Natur, die wie ein Edelstein glitzerte. Sie beschloss, den letzten Tag am und im Meer zu verbringen. Er

würde sich um das Haus kümmern, damit auch alles seine Ordnung hätte, wenn sie abführen.

Nicht lange, nach einem reichlichen Frühstück auf der Terrasse, schlüpfte sie in ihren Badeanzug und lief zum Meer. Sie winkte ihm noch einige Male, glücklich über ihren Entschluss. Er grüßte zurück und blieb noch eine Zeit sorgenvoll stehen, dann verbarg ihn das Haus mit seiner Arbeit. Zwischendurch ging er immer wieder auf die Terrasse, um sie beim Schwimmen zu beobachten, und war beruhigt, sie noch erkannt zu haben. Aber warum schwamm sie heute so weit? Musste das sein? Sollte er sie mit dem Boot zurückholen? Nein, es war lächerlich, sie wusste schon, was sie tat, und er setzte im Haus seine Arbeit fort.

Die Stunde schritt voran, die nächste und auch die folgende. Er wartete und wartete, aber Anna kam nicht. Was war geschehen? Er verständigte die Seerettung, die sich gleich auf den Weg machte. Aber nichts. Anna war nicht auffindbar. Vielleicht war sie zu einem anderen Strand geschwommen? Er lief die Küste entlang und suchte sie hinter allen Felsen. Aber auch hier nichts. Verzweifelt schrie er ihren Namen in die unendliche Weite, über die Wellen hinaus bis zur Sonne. Aber keine Antwort. Äußerst niedergeschlagen betrat er seine Terrasse, blieb die ganze Nacht im Freien und wandte keinen Blick vom Meer. Bis er einnickte und in einen verzweifelten Schlaf fiel.

Anna kam nie mehr. Die Wellen des Meeres mussten sie zu sich genommen haben.

Tage-, ja auch nächtelang verließ er nicht mehr das Haus und die Terrasse und blickte hinaus aufs Meer, hoffend, dass alles nicht wahr sei.

Der wochenlange Schlaf- und Essensentzug, dem er sich aussetzte, ließ ihn schwach und blass werden. Sein Kummer hatte sich in seine Augenhöhlen gelegt und auch seinen Rücken gebeugt. Wer ihm nun begegnete, erschrak.

Und es geschah – nicht nur einmal –, dass er glaubte, sich sogar sicher war, Anna gesehen zu haben, wie sie gerade aus dem Wasser stieg und sich auf ihn zubewegte, so wie sie es oftmals getan hatte. Und immer wieder, so lebendig sie auch vor ihm stand, löste sich ihr Bild in ein Nichts auf.

Diese wiederholten Gesichte beunruhigten ihn, und so begann er lange Spaziergänge zu unternehmen, die ihn an der Küste entlangführten, aber auch in die naheliegenden Wälder und kleinen Felsschluchten. Dort rastete er dann und versuchte, von allem Abstand zu gewinnen, um wieder neue Kraft zu schöpfen. Aber auch hier erschien sie ihm, sie lächelte ihn an und streckte ihm die Hände entgegen. Er wollte sie fassen, aber schon war ihr Bild fort.

Erschüttert blieb er zurück. Es hatte den Anschein, dass sie ihn nicht loslassen wollte, ihr Geist war vielleicht zurückgekommen, ihr Körper inzwischen hinausgetrieben ins tiefe Meer. Niemand hatte ihn bisher gefunden.

Er kehrte in die Stadt zurück. Das Haus – einst Stätte seines Glückes – überließ er einer leblosen Stille.

Das Jahr ging vorüber. Die Sehnsucht nach dem Haus und dem Meer flammte wieder auf, auch das große Leid konnte sie doch nicht ganz tilgen. Und so kehrte er an den Ort zurück, der ihm früher so viel bedeutet hatte.

Die Gesichte seiner Anna kamen nicht mehr, und es war gut so, hatten sie doch immer wieder alte Wunden aufgerissen.

Inzwischen hatte er sich in sein Schicksal gefügt, und in sein Leben traten wieder farbigere Tage. An einem zauberhaften Sommermorgen brach er zu einer Küstenwanderung auf, und als er so ging, kam ihm eine Frau entgegen, die Anna unheimlich ähnlich sah, nur war sie um einiges jünger.

„Jetzt hätte ich Sie beinahe für meine Frau gehalten“, sagte er nachdrücklich. „Bin ich aber nicht“, meinte sie schlagfertig, „ich bin hier auf Urlaub bei meiner Tante, also kann ich nicht Ihre Frau sein.“

„Darf ich mich vorstellen?“ „Ich heiße Arthur!“

„Und ich Anna!“

Er zuckte zusammen. Derselbe Name! War das von Bedeutung?

Sie gingen einige Zeit nebeneinanderher, und sie sprach nicht viel, aber doch genug, dass er erfuhr, sie sei bei ihrer Tante zu Besuch, noch unverheiratet und hätte ihr Studium gerade beendet. Er lud sie zu einem Kaffee ein, sie fanden aneinander Gefallen und blieben bald zusammen. Sie führte ihn aus seiner quälenden Einsamkeit wieder in ein angenehmes Leben zurück. Auch ihre Interessen wichen von den seinen wenig ab, ihre Hobbys deckten sich großteils. Das Glück, das ihn so grausam verlassen hatte, schien in kleinen Schritten wieder zurückzukehren, und er glaubte, sich dafür zu bemühen.

Bald erfuhr die junge Anna Arthurs traurige Geschichte und nahm großen Anteil daran. Die Namensgleichheit beeindruckte auch sie. Trotzdem benötigte sie innerlich Zeit, um sich in die Lücke, die seine Anna hinterlassen hatte, zu fügen. Waren nicht ihre Fußabdrücke für sie zu groß? Immer mehr kam sie zu der Überzeugung, dass er in ihr überwiegend seine Anna suchte und vielleicht auch in gewisser Weise gefunden hatte. Blieb sie nicht dabei auf der Strecke?

Wochen vergingen, und die junge Anna teilte sein Leben. Oft saßen sie beide auf der Terrasse und blickten auf das Meer in die Weite, dort, wo sich seine Anna noch aufhalten müsste. Und immer wieder sprach er von ihr und suchte sie in den Wellen des Meeres, im Tiefblau des Wassers, draußen oder zwischen den Felsen. Dann saß die junge Anna neben ihm und verstummte. Sie hatte Arthur lieben gelernt, aber der Schatten seiner Anna stand zwischen ihnen, und er schien immer mehr zu wachsen, sie spürte es. Dieser legte sich über sie, dass sie zu frieren begann, ein Schatten, der sich über sie stülpte, sie in eine Form drücken wollte, in die sie nicht passte. Es schmerzte. Jedes Mal wieder. Ihr Mitgefühl reichte nicht aus, um die Schreie in ihr zu unterdrücken, die ihr Herz von sich gab.

Sie saß neben ihm auf der Terrasse in der Sonne. Gerade noch hatte sie sich im Meer abgekühlt und ließ sich trocknen. Er starrte vor sich hin.

„Willst du meine Frau werden?, sagte er plötzlich und völlig unerwartet.

Lange gab sie keine Antwort. Dann sagte sie sehr bestimmt:

„Ich werde heute noch abreisen, ich gehe fort von hier. Den Platz, den deine Anna hinterlassen hat, kann ich nicht einnehmen, er ist für mich zu groß. Ich habe Angst davor, denn deine Liebe bleibt immer geteilt. Du bist bei mir, aber dein Blick schwebt über dem Wasser und hebt sich über mich hinweg, sodass ich ständig befürchten muss, unsichtbar zu werden. Es ist besser, ich gehe.“ Er gab darauf keine Antwort und auch sie schwieg.

Die Entscheidung, die sie getroffen hatte, ließ sie noch warten, bis das Meer den großen Sonnenball verschluckt hatte und sich eine Dunkelheit über die Terrasse, das Haus, das Meer und die beiden ausbreitete, die nicht mehr aufzuhalten war.

Am nächsten Morgen erwachte er alleine, und es blieb ihm nur die Erinnerung und das Gefühl, im Leben nichts erzwingen, festhalten und wiederholen zu können.

Norbert Leitgeb **Sein oder Nichtsein**

Der Frühlingswind wiegte die knospenden Äste, auf denen Vögel von unbeschwerter Lebensfreude sangen. Überall lockte der Frühling zu neuem Aufbruch. Überall? War da nicht noch was?

Wie gerne würde Heinz dem Frühlingsruf folgen, wie gerne den heimeligen Sonnenschein gegen das schweißtreibende Licht gleißender Scheinwerfer und

blumigen Wohlgeruch gegen mufflige Bühnenluft eintauschen! Nur allzu gerne. Wenn bloß die Theater wieder bespielt werden dürften!

Doch stattdessen Ausgangssperre. *Lockdown*. Als ob an dem Down etwas locken würde. Und das alles wegen eines Erregers, eines Angst-, Depressions- und Protesterregers: COVID-19! Inklusive Mutation statt Mut-Aktion.

Pandemie! „Alles halb!“ Leben zum Schnäppchenpreis! Ein Sensen-Sale. Außerdem irreführend. Weil es eigentlich *Panfermé* heißen müsste, „alles zu“ oder *Panperdu*, „alles verloren“ – zumindest für jene, die die Betriebsschließungen wirtschaftlich nicht überstehen – auch für die Kultur. Besonders für sie. Was bleibt, ist Frust, dem Corona die Krone aufsetzt.

„Bist du noch immer überzeugt, dass die Schauspielerei die richtige Entscheidung war?“, stichelte Erika. „Inzwischen könnten deine nicht gespielten Rollen schon Bände füllen!“

„Tun sie ja auch. Aber was kann denn ich dafür, dass die Theater geschlossen sind?“, lamentierte Heinz. „Statt *im* Theater ein Drama, ist *das* Theater ein Drama und sogar das Theater im Keller im Keller.“

„Warum hängst du die Schauspielerei nicht an den Nagel und machst etwas Einträglicheres? Barschaft statt Buhlschaft.“

„Aber ich liebe die Bretter, die die Welt bedeuten.“

„Doch diese Bretter sind geschlossen. Auch die Brettln – und nicht nur das Kabarett, auch die Jausenbrettln der Buschenschänken. Außerdem, wenn dir die Bretter so viel bedeuten, hättest du Tischler werden sollen! Dann hätten wir wenigstens ein Einkommen. So haben wir nicht einmal ein Auskommen, aber dafür den Hamlet im Haus.“

„Was hat denn Hamlet damit zu tun?“

„Da fragst du noch? Wo es doch schon um *Sein oder Nichtsein* geht. Unsere Kasse gähnt schon leerer als dein gewesenes Publikum.“

„Sei nicht so materialistisch! Geld macht nicht glücklich.“

„Glücklich vielleicht nicht, aber satt. Und wie sagte schon Goethe? Erst kommt das Fressen, der Rest ist egal.“

„Du meinst wohl *erst kommt das Fressen, dann die Moral*, von Brecht.“

„Brecht hatte eine eigene Moral?“

„Ich meine, das Zitat stammt von Brecht, aus seiner Dreigroschenoper.“

„Wie auch immer. Aber immerhin drei Groschen. Hat also auch aufs Geld geschaut. Dann mach das doch auch! Du kannst nicht ewig hier hocken und Rollen einstudieren, die du nicht bekommst. Noch dazu die alten Schinken.“

„Die alten Schinken sind wenigstens saftige Schinken, die neuen Stücke höchstens dürrer Tofu. Statt Theaterwerke Theaterstückwerke, doch zum Glück wenigstens so kurz, dass das Publikum keine Zeit hat, einzuschlafen.“

„Warum machst du so ein Theater ums Theater, wo doch ohnehin alles zu ist?“

„Deshalb habe ich ja am Balkon deklamiert. Wenigstens dort. Kunst on Air, sozusagen.“

„Also wieder nur ein Luftgeschäft. Hattest du wenigstens Erfolg?“

„Immerhin gab es Applaus!“

„Bist du dir sicher? Oder hat bloß jemand Teppich geklopft? Außerdem meinte ich mit Erfolg etwas Zählbares – mit Betonung auf Bares! Ich meine, kam wenigstens etwas rein?“

„Ja, die Polizei.“

„Wieso die Polizei?“

„Ich hatte Schillers Räuber deklamiert: *Mein Handwerk ist Vergeltung und Rache mein Gewerbe!* Da hat mich wohl wer angezeigt.“

„Wer war das?“

„Ich glaube, *Franz heißt die Kanaille*. Wohl ein Kulturbanause. Aber heute werde ich etwas Lieblicheres geben: *Du holde Kunst, in wieviel grauen Stunden, wo mich des Lebens wilder Kreis umstricket, hast du mein Herz zu warmer Lieb' entzündet, hast mich in eine bess're Welt entrückt*. Das sollte sogar dem Franz so leicht reingehen wie Bockwurst in Ketchup.“

„In eine bessere Welt entrücken, wäre gar nicht schlecht. Doch könntest du einen weniger lukullischen Vergleich verwenden? Mir knurrt schon der Magen.“

„Jedenfalls ist der Text herrlich! *An die Musik!* Der wird sicher gefallen.“

„Fallen schon, aber ob ge- oder durch-, das ist noch die Frage. Doch apropos Musik, ist er etwa aus dem Schlager *Du pisset nicht allein?* Du weißt schon, der von Roy Black.“

„Wie kommst du plötzlich darauf? Er ist nicht einmal aus seinem Hit *Gans in weiß*, sondern von zwei Franzosen! Gedichtet von Schober, vertont durch Schubert.“

Das wird ihn überzeugen, den Kanailen-Franz! Schon aus Franzen-Solidarität.“

„Aber nichts gegen Roy Black! Der hat auch Kunst gemacht.“

„Kunst? Pha! Roy Black war ein Stimmbandwerker, aber kein Künstler. Kunst kommt von Können!“

„Da täuschst du dich aber ordentlich, denn ein Künstler ist, wer was macht, das er *nicht* kann, denn wenn er's könnte, wär's ja keine Kunst.“

„Wer sagt das? Ein Politiker?“

„Nein, Nestroy. Weißt du das denn nicht, du *Künstler*?“, grinste Erika. „Du brauchst jetzt gar nicht so beleidigt knurren.“

„Das war nicht ich, sondern mein Magen. Schließlich habe auch ich den ganzen Tag noch nichts gegessen.“

„Dann tu etwas, um zu Geld zu kommen! Steig herunter vom Balkon und deklamiere auf der Straße! Da bist du wenigstens den Geldbörsen näher.“

„Ich höre von dir immer nur Geld, Geld, Geld! Ein Schauspieler kann nicht zwei Herren dienen, nicht der Kunst *und* dem schnöden Mammon. Außerdem herrscht Lockdown, schon vergessen? Da lustwandelt kein literaturaffines Publikum auf den Straßen und Theaterliebhaber schon gar nicht.“

„Dann mach eben Musik. Spiel Flöte. Du bläst doch exzellent – zumindest aus dem letzten Loch.“

„Ich liebe Buchstaben, nicht Noten, das weiß du doch.“

„Doch jetzt, wo du in Nöten bist, ist 's zu Noten auch nicht mehr weit.“

„Ha, ha, sehr komisch! Wer den Schaden hat, spottet jeder Beschreibung. Wer in der Kunst keinen Namen hat, hat auch kein Brot. Leider. Ein Künstler konnte schon bisher nur leben, wenn er schon tot war, und mit Corona ist es noch schlimmer geworden.“

„Da kann ich dir nicht widersprechen“, seufzte sie resignierend, „es ist wohl kein Zufall, dass *Lockdown* und *Knockdown* zum Verwecheln ähnlich klingen. Dabei habe ich vor kurzem noch gedacht, wir sind überm Berg“, stöhnte sie.

„Sind wir ja auch. Schließlich geht es mit uns ja wieder bergab“.

„Ja, ziemlich steil sogar“, seufzte sie frustriert.

Vorm Fenster wiegten sich die knospenden Äste im lauen Frühlingswind. Vögel trällerten unbeschwert von den Freuden des Lebens. Allerdings war ihr

Lobgesang kaum mehr zu hören – nun, da ihn das Duett zweier hungriger Mägen überknurrte.

Karl Lubomirski **Die Stimme der Landschaft**

In der östlichsten Toskana, nicht fern den Tiber-Quellen, entspringt das Flüsschen Foglia, an dessen Ufern nicht nur die Wälder rauschten, sondern auch das Holz der römischen Flotte für den Krieg gegen Hannibal wuchs.

Erzherzog Leopold, der spätere Kaiser, besuchte auch diese habsburgischen Besitzungen und erwähnte die Bevölkerung in seinen kritischen Berichten.

Die folgenden Zeilen sollen ein selbst für diesen Teil Italiens ungewöhnliches Begebnis schildern, das sich während der Covid-Pandemie 2020 zugetragen hat, die bis heute in Italien mehr als hunderttausend Menschenleben forderte.

Eine kleine Gemeinde, ein unerschrockener, aufgeschlossener Bürgermeister und ein scheinbar unbeweglicher Teil des Staates, die Carabinieri, also ein Teil des Heeres, beschlossen, unserer profanen Epoche ein Symbol entgegenzuhalten.

Bis hierher sprechen wir von einem sympathischen Lokalereignis. Erst von außen, von NY, London, Paris, Prag, Berlin, Wien gesehen, gewinnt das heute so Ungewöhnliche des Beschlusses Sestinos, einer Gemeinde, die heute etwa 1.200 Einwohner zählt, sein Gewicht.

Wir leben eine Zeit der Verlorenheit wie nur wenige im Laufe der Geschichte, und umso tröstlicher wirkt eine Geste wie die zu schildernde.

Nach einem außergewöhnlich heftigen Unwetter, einem nicht allzu seltenen Phänomen der apenninischen Wetterscheide, lag das gigantische eiserne Gipfelkreuz des Sasso di Simone (ca. 1.250m ü.d.M.), an dessen Fuß das ehemals römische Munizipium liegt, geschmolzen, verbogen, zerbrochen, unbeweglich am Boden. Sasso di Simone ist nicht ein Gebirgskamm wie Gran Sasso oder die Majella in den Abruzzen, oder sonst ein Relief. Nur schmale Pfade führen dorthin.

Der Sasso di Simone ist heilig, und dies seit undenklichen Zeiten. Was bedeutet heilig? Es ist ein Attribut, das nur der Mensch verleiht, wenn ein Wissen in ihm größer ist als die Möglichkeit, es rational zu schildern oder zu erklären. Heiligkeit ist ein Wissen, das nicht aus dem Irdischen kommt, der

Mensch fühlt es. Etwas in ihm gibt ihm die Sicherheit, nicht zu irren in seiner Verehrung, auch wenn er keine Worte dafür findet.

Das Heilige ist viel älter als seine Erklärung. Hunderttausende von Jahren und ehe die Schrift entstand, fürchtete der Mensch die Phänomene in und außer sich, für die er keine Erklärung fand. Bald aber traten die Interpreten, die Ausleger der Naturereignisse in die Lücke. Ihr Scharfsinn und ihre Fähigkeit, Schlüsse aus dem sich Ereignenden und dessen Ursachen zu ziehen, wiesen sie bald ins Reich der Magier oder Halbgötter. Wir erinnern uns, dass die Verfolgung der Sternbahnen und die Ableitung ihres Einflusses auf die Reproduktionszyklen in den verschiedensten Weltteilen Kulte und somit deren Priester gebar.

Erst vor etwa zehntausend Jahren, so lehrt man, war es eine sehr aufmerksam beobachtende Mesopotamierin, der ein gezielter Anbau der wildwachsenden Getreide gelang. Vielleicht pflegte sie ein krankes Kind einen ganzen Frühling lang und erinnerte sich einige Monate darauf der Stelle, wo sie eine Hand voll Getreide aus irgendeinem Grunde verloren hatte.

Doch was hat das alles mit dem Wiederaufrichten eines Kreuzes auf einer Berghöhe zu tun?

Sasso di Simone, ein gigantisches Mal. Ein gewaltiger Altar eines gewaltigen Gottes. Vergessen von den Gletschern einstiger Meere, die nicht nur das Thyrrenische vom Adriatischen schieden, sondern auch, dem Menschen gehorchend, die heutige Toskana von Emilia und den Marken. Der Sasso di Simone dankt seinen Namen dem Gott Semo, dem etruskischen römischen Gott der Treue, auch der ehelichen, und der Verlässlichkeit. Jener Treue, die Tacitus erwähnt. Die ungeheure Masse dieses Tafel-Berges spricht seit Jahrtausenden zu den Menschen und war lange vor den Etruskern ein Ort der Verehrung. Ein Ort, dessen Ausstrahlung auch ohne jeden Kult wahrgenommen wird. Die Weihe seines Ortes bestimmt er selber. In keiner Epoche duldet der Sasso eine Kirche. Auf seinem kleinen Hochplateau suchten die Medici eine strategisch wichtige kleine Ansiedlung zu errichten, aber die Unwetter, die Schwestern des Universums, vertrieben Mönche und Pioniere. Der Sasso di Simone leidet keine Sesshaften, und schon im vierten vorchristlichen Jahrhundert wagte man nicht, dem Gotte Semo hier seinen Tempel mit dem offenen Dach zu errichten, sondern tat es auf dem Quirinal, dort, wo heute einer der schönsten Paläste der Erde steht, und das Staatsoberhaupt regiert.

Wir wissen nicht einmal, ob man auf diesem vieltausendjährigen Verehrungsplatz ein Kreuz errichten darf, auch wenn es so aussieht, als dürfte man es, denn das zerstörte hielt sehr lange aus.

Heilige Orte unseres Planeten wurde immer schon vom Menschen erkannt und er pflegte sie in tausendjährigen Kulturen, die sich während der Epochen ablösten. Nur wenige Kirchen unseres alten Europas gibt es, die nicht auf heidnischen Heiligtümern errichtet wurden. Ihrer Kraft wegen gefürchtet, strahlt ihre Kraft auch die Beschwörung des Guten und Hilfe. Leider kennen wir auch negative Kräfte und fürchten ihre Stätten.

Auch aus diesem Grunde war es sehr wichtig, die Täler am Fuße des Sasso di Simone mit dem Symbol des größten Zeugnisses der Liebe zu schützen. Ein gewaltiges Kreuz, beschützt vom Sasso, der immer die Menschen zu seinen Füßen behütete.

Und dies alles gerade jetzt, da unsere Zivilisation im Namen des Fortschrittes (wohin) annimmt, ohne das Heilige zurechtzukommen. Das „Heilige,“ das von den Bewohnern dieser kargen Böden immer wahrgenommen wurde, und wo noch vor dem Edikt Konstantins lange der „Genius Curiae“ gebot. Auch dies eine Gottheit, die so tief im Apennin verwurzelt war, dass es achtzig Jahre nach dem Konstantinischen Edikt (313) bedurfte, ehe sie ihren Platz den Christen überließ, wie wir dem Altar der uralten Pankratius-Kirche Sestinos ablesen können.

Der Fortschritt der Wissenschaft des zwanzigsten Jahrhunderts hat das Wissen des neunzehnten um ein Vielfaches übertroffen. Von den Antibiotika über die Chemie, Physik, Astronomie, von den sechstausend mit freiem Auge sichtbaren Sternen gelangten wir zu Himmelskörpern, die 187.000 Lichtjahre entfernt von unserer Galaxie liegen, die nur eine von zwei Billionen weiterer Galaxien ist. Unser Wissen erstreckt sich über alle Bereiche, aber die Natur behält sich ihr dunkelstes Geheimnis vor, das Warum.

Wir wollten einen glücklicheren, freieren Menschen und vergaßen, dass der Mensch von heute das Produkt der Angst von gestern ist. Heute stellen wir fest, dass die Wissenserweiterung vor allem die uns umgebende Welt abdeckt und uns von menschlichen und nicht menschlichen Feinden befreite. Aber unser Inneres ist wenig gewachsen, und selbst die von uns entdeckten Gesetze bergen scheinbar unüberwindliche Widersprüche. Wir wissen zum Beispiel, dass sich das Universum rasend ausdehnt, aber wir wissen nicht, warum seine Ausdehnungsgeschwindigkeit zunimmt.

Für Konflikte unter Menschen gibt es nunmehr Nuklearwaffen, auf die die Mächtigen der Erde stolz sind, denn sie garantieren einige tausend Male die Auslöschung unseres Lebens. Mittlerweile aber übernimmt diese Aufgabe bereits der Mikrokosmos, wie uns die Generalprobe eines Virus lehrt. Der menschliche Gedanke bewegt sich in unendlich viele und wenig erfreuliche Richtungen, weil er immer das Heute, den Tag, die Stunde, das Jetzt auszeichnet.

Ein bis vor kurzem zerschmettertes „unbrauchbares, scheinbar irreparables monumentales“ Kruzifix auf der exponiertesten Höhe des Apennin wieder aufzurichten, bedarf es in dieser Gegenwart großen Mutes.

Für nicht wenige Moderne „rentiert“, „rechnet“ es sich nicht und „bringt“ nichts. Ein absurder Akt der Devotion, wengleich große Geister schon des längeren ihren Standpunkt bezüglich Religion zu ändern begannen. Für andere wieder darf menschliche Intelligenz nicht ihre technischen Hilfsmittel überholen. Aber auch dieses Credo wankt.

Einer Neo-Spiritualität könnte man vielleicht in jenen erkennen, die, ohne diese zu suchen, andere Welten bereits betraten, weil eine Technik, die unseren Händen längst entglitten ist, dies erlaubt. Bis heute kennen wir keine Intelligenz, die die Welt tatsächlich verwandelt und die wir bis vor kurzem Gott oder schöpferisches Prinzip genannt haben. Trotz seiner unerhörten Entdeckungen auf allen Gebieten der Wissenschaft und selbst des Weltraumes können wir keine wesentliche Veränderung oder Reife des Individuums feststellen. Wir erkennen uns heute ein wenig unsicherer der Dinge und Gedanken, an denen wir bis vor kurzem in der Annahme, die Grenzen der Wissbarkeit ausgeschritten zu haben, festhielten.

Und dieser kleine neue Zweifel ist es, der das geistige echte Wachstum darstellt. Der Mensch vor der selbst verursachten Katastrophe erkennt sich nicht mehr als Herr, sondern als Teil der Schöpfung. Während ihm bisher sein Geist vorschrieb, das Verwirklichbare zu verwirklichen, mahnt er ihn heute, Mitleid mit seinem Planeten zu üben.

Durch diesen Spalt einer Pseudo-Sicherheit tritt eine große tröstende Wahrheit, die Properz in dem Satz festhält: „Letum non omnia finit“ (Mit dem Tod endet nicht alles).

Wo bisher nur unsere Welt eintrat, darf nun der Kosmos eintreten, das Universum, das auch das Unerklärliche birgt. Jenes immense Unbekannte, dessen Teil eine Liebe ist, deren Symbol noch das Kreuz bleibt. Auch das 2020 wiedererrichtete Kreuz des Sasso di Simone.

Nicole Makarewicz **Meine andere Mutter**

Meine andere Mutter sieht mir nicht ähnlich.

„Kommen Sie weiter“, sagt sie, und es ist surreal, von ihr gesiezt zu werden. Sie weiß, wer ich bin, wir haben gemailt. Ihre Antwort war unbefriedigend nichtssagend. Adresse, Datum, Uhrzeit. Kein persönliches Wort. Zum Anrufen war ich zu feige, und sie hat wohl keine Notwendigkeit gesehen, meine Stimme vor unserem Zusammentreffen zu hören.

„Die Schuhe können Sie anbehalten“, sagt sie. Der fischgrätgemusterte Parkettboden verunmöglicht es mir, ihr Angebot anzunehmen. Um acht Zentimeter geschrumpft folge ich ihr ins Wohnzimmer, das unbewohnt wirkt, steril, und mich – wie schon das staubbefreite Vorzimmer – an eine Filmkulisse denken lässt. Ein Jugendstilkleiderständer, eine schwarzgerahmte, mit hellbeigem Stoff gepolsterte Sitzbank, geschmackvoll arrangierte Aquarelle mit Landschaftsmotiven, ein Beistelltischchen, auf dem eine tiefrote Glasschale ihren Platz gefunden hat, eine schmale, überkniehohe, mattweiße Vase. Keine Schuhe, keine Mäntel, kein Kleiderschrank. Eine makellos saubere, zwölf Schritte lange Eintrittsschneise ins Reich der anderen Mutter.

Die andere Mutter ist groß und überschlang, hart an der Grenze zur Ausgezehrttheit, trainingsgestählt und diätgeformt. Nichts an dieser Frau deutet darauf hin, dass ihr ein Fehler unterlaufen ist, dessen Resultat sie 22 Jahre danach heimsucht.

Die andere Mutter wartet, bis ich mich gesetzt habe. Sieben Schritte zur wiesengrünsamtenen Couch, die so chic ist wie unbequem, ungeeignet, sich darauf zu entspannen. Dann nimmt sie Platz, mir gegenüber, ein elegantes Niedersinken, durch das ich mich ungelenk fühle und unzulänglich. Zwischen uns steht ein schwarzlackierter Couchtisch, in dessen Oberfläche sich der Kronleuchter spiegelt, am Boden ein in Rottönen gehaltener Perserteppich, vielleicht auch ein Afghane, meine Mutter könnte es mir sagen, aber sie ist ja nicht hier.

Die andere Mutter wirkt reserviert auf mich, emotional unbeteiligt. Der erste Eindruck ist nicht alles, was zählt, meint meine Mutter, dennoch hat er gut zu sein, man macht ihn nur einmal.

Deshalb heute also ein adrettes Kleid und der neue Trenchcoat anstatt des temperaturangebrachten Wollmantels, aber der ist ein wenig fadenscheinig und verbittet sich zum Eindruckschinden. Ich versuche, meine

bestrumpfhosten Beine elegant übereinander zu schlagen, und scheitere kläglich, die Grazie der anderen Mutter wurde mir nicht in die Wiege gelegt.

In mir staut sich unterdrückte Bewegungsenergie, die aus mir herausgewetzt werden, in Szene gebrüllt werden will. Jeder Nerv meines Körpers ist zum Zerreißen gespannt, ich nähere mich der Auflösung. Meine Frisur hält dem Stress nicht stand. Aufwendig Geglättetes kraust sich zu einem wirren Gemenge aus Wellen und Locken.

Ihr silbergrauer Pagenkopf ist akkurat geföhnt. In Formation gesprayerter Gleichklang, kein Haar wagt sich aus diesem Verbund. Schmale Nase, dünne Lippen, hohe Wangenknochen, graublau Augen, perfekt gezupfte Augenbrauen. Die schwarze Brille ist ein klassisches Modell, ebenso unaufdringlich dezent wie die Perlenohrstecker. Obwohl sie mir gegenüber sitzt, kerzengerader Rücken, die Hände im Schoß gefaltet, erscheint sie mir nicht wirklich präsent.

„Was möchten Sie von mir wissen?“, fragt sie, als die Stille längst Gestalt angenommen und sich zu uns gesellt hat. Die Antwort ist alles und nichts.

Das Gespräch verläuft schleppend, die Pausen legen sich bleischwer auf uns. Sie verweigert mir keine Antwort, bleibt aber sparsam mit Worten und Emotionen. Ich fühle mich wie eine Statistin in einem mir unbekanntem Stück. Ich will aufspringen und davonlaufen. Weg von dieser fremden Frau, mit der ich meine Gene teile, aber nicht meine Geschichte. Weg aus dieser perfekten Inszenierung einer Wohnung.

Es ist meine einzige Chance, die Leerstellen in mir zu füllen, das spüre ich, eine zweite werde ich nicht bekommen. Also zwänge ich meine Fragen aus mir heraus, doch was zuvor überzusprudeln drohte, versiegt. Die hoffnungsvolle Energie, die mich in der Erwartung unseres Treffens durchströmt hat, ist apathischer Niedergeschlagenheit gewichen. Ich leiste emotionale Schwerstarbeit, die mich in Schweiß badet, dem mein Deo nicht gewachsen ist. Bald nehme ich nur noch den scharfstechenden Geruch wahr, den ich aussende wie einen Hilferuf, der unerhört verhallt.

„Ich bedauere nichts“, sagt sie unvermittelt. „Ich habe getan, was für mich richtig war – und auch für Sie, wenn meine Annahme berechtigt ist, dass Sie es mit Ihren Eltern gut getroffen haben?“

Überrumpelt nicke ich. Was möchte sie von mir hören? Dass ich ihr dankbar bin, weggegeben geworden zu sein? Dass es mich unberührt gelassen hat, von ihr nicht geliebt zu werden?

„Ich wollte nie Mutter werden“, sagt sie, und entbindet mich damit der Verpflichtung, zu antworten. „Ich habe mich der Verantwortung nicht gewachsen gefühlt. Und“, jetzt sieht sie mir in die Augen, als wäre es ihr wichtig, dass ich verstehe und begreife, „ich habe es nie bereut.“

Ich blinzele die aufsteigenden Tränen zurück, sie soll nicht sehen, wie sehr mich ihre Worte verletzen, nicht merken, wie zurückgewiesen ich mich fühle. Der Schmerz krampft sich in mir zusammen, ein pulsierender Ball. Ich fühle mich wertlos, nicht gut genug für diese selbstbewusste, elegante Frau, die mir ins Gesicht sagt, dass sie besser dran war und ist ohne mich.

Aber sie hat auch gesagt, dass ich ohne sie besser dran bin, meldet sich die Stimme in mir zu Wort, die sich einmischt, wenn ich die Selbstzerfleischungsmaschinerie in Gang setze und in einer Negativspirale verloren zu gehen drohe.

„Du hast bei meiner Entscheidung keine Rolle gespielt“, sagt meine andere Mutter. Ihr Tonfall ist sanfter, und mir wird bewusst, dass sie mich endlich duzt.

„Ich habe mich nicht gegen dich entschieden, sondern gegen die Mutterschaft“, sagt sie, und obwohl sie noch einiges sagen wird, und sehr vieles mehr nicht, ist das der einzige Satz, der bleibt.

Ohne meine Schritte zu zählen, verlasse ich ihre Wohnung.

Walther Menhardt **Zwölf Momente**

I.

Er setzte sich jungen Leuten gegenüber.

Durch drei Wagen waren die gelben Halteschlaufen zu sehen. Sie schaukelten im Gleichtakt.

Sein Gesicht war hoch und schmal. Ernst war es, und schon lang benutzt.

Ein Schimmer von alten Schmerzen.

Aber es gab kein Zeichen von Bitternis.
Die Noblesse des Don Quijote?

Der Standpunkt des Mutes blieb
gewahrt.

2.

Zwei gingen das große Haus entlang.
Wind wehte kalt in die Augen.

Einige gingen schneller, eine Frau
stand unsicher über ihre Tasche
gebeugt.

Ihre Hand suchte.

Vielfältig kamen sie entgegen.

Die Augen waren gegen den Wind
verkniffen. Plötzlich erschien eine hohe
Gestalt. Sie kam schnell, ganz in Schwarz,
die Augen auf irgendein Ziel gerichtet.

Das Ausweichen ist eine Entscheidung.

Wer tritt nach rechts, nach links?

Eine Peinlichkeit.

Die wurde durch ein Lächeln gebrochen.

Das Lachen blitzte auf, dann kam der Ernst zurück.

3.

Mit alter Behändigkeit stieg sie die Stufen herauf in den
Wagen der Straßenbahn.

Sie fand einen Platz am Fenster.

Alert saß sie da, weißhaarig, ordentlich. Ihre
großen schwarzbraunen Augen schauten ruhig,
beinahe mit Wohlwollen, für die Welt, und für
jedermann, wer es auch sei. Die wenigen Einkäufe
hielt sie auf ihrem Schoß. Wie ein Kind saß sie am
Fenster, weißhaarig,
und wie ein Kind in
Erwartung einer Zukunft.

4.

Der Wind trägt ihr Sand in die Augen, die
Augen verengen sich.

Aber für sie zählen die Worte, die sie aus dem Gerät hört.
Sie presst es ans Ohr.

Sie hält ihre Schritte an.

Ein Passant ist überrascht, er muss ausweichen
und sieht sie schräg, mit Vorwurf, an.

„Aber du hast doch!“

Im Hintergrund öffnet ein Autobus seine Türen. Da
steht ein junger Mann, er scheint grob, aber er sieht
den Kinderwagen und springt, zu helfen.

Der Wind bläst in Stößen und treibt die
Haare in Strähnen über ihr Gesicht.

Ihr Kopf ist schräg zum Gerät geneigt:

„Warum jetzt? Wir waren...“

Sie hat eine Hand frei, denn das Täschchen hängt
am Riemen über der Schulter.

Die freie Hand macht eine harte oder auch fragende Geste.
Dann richtet sich die Hand gerade, wie ein Messer.

Das Gerät klappt zu, die Hand wischt Sand aus
den Augen, und der Blick richtet sich auf den
weiteren Weg.

5.

Der Gehsteig hat noch nasse Flecken.

Ein Stück Zeitung ist in die Nässe getreten.

Der Weg führt durch enge Gassen, an
Mauern vorbei, die einmal prächtig waren.

Ein Fenster hat warmes, strahlendes Licht.

Auf vielen Tischen leuchten Kerzen. Und Gläser
blinken. Sie sitzt am Fenster, eigenartig nah, aber sie
sieht mich nicht.

Sie spricht mit den Fingern, die Hand ist
langgliedrig. Die Finger schwirren im Erzählen, zu
Antworten einladend, auch fragend.

Der Kellner kommt und legt die Speisekarten vor.
Das Schwirren ist unterbrochen. Beim
Lesen und Wählen verfolgen mehrmals die
Augen des einen die Augen des anderen.

Vielleicht wird das Schwirren nicht wiederkommen.
Vielleicht ist das Scheitern schon geschehen.

6.

Er ist zum Schauen bestellt, zum
Schauen auf die Gleise. Er sitzt an
den Schaltern und Hebeln, die Hand
stets nicht zu weit von der roten
Taste.

Die Gleise und Schwellen kommen an ihn heran.
Aus dem Dunkel wächst die gleißende Helle einer Station.
Dann kommt wieder die aufsaugende Dämmerung, in der
sich das Licht der eigenen Lichtaugen über Schwellen und
über Kabelstränge und Mauerbrüche tastet.

Nach den Fahrten kommt er nachhause, zu Ihr.
Aber mit Sirenen ist Sie abgeholt worden.
Seiner Sorge ist Sie entzogen. Das System arbeitet an Ihr.
Der Sohn wird anrufen, sobald die Ärzte Nachricht geben.
Der Sohn hat noch nicht angerufen.

Er schaut aufs Gleis. Helfen könnte er nicht.
Der Bahnsteig kommt gleißend heran.
Er ist bestellt, zu schauen:
Ob ein Kind sich zu neugierig vorneigt, ob einer,
der seinen Jammer mit Bier getröstet hat, zu nah
an die Kante torkelt.
Schnell helfen könnte er nur mit einem schrillen Ton.
Eine Nachricht ist noch nicht gekommen.

War er zu jung, als er Sie das erste Mal sah?
Geschmückt für den Kirtag. Das Weibliche war damals neu, noch nicht
bekannt.

Von all dem wissen die nicht, die da stehen in den Stationen.
Sie lachen in ihr Sprechgerät. Oder sie stehen mit großen Augen.
Auch die haben etwas zu bedenken.

Der Sohn hat noch nicht angerufen.

7.

Ich war wütend.
Gründe gab es reichlich,
Schuld bei anderen und Schuld bei mir.
Mein Blick war, so wie sicher zumeist,
weltfremd, asozial, auf mich bezogen.

Ich ging die zwei Häuserblocks von der Garage nachhause.
Da kam dieser Blick. Schräg herauf.

Ein Mädchen denkt an sich, eine Frau sieht die Welt.
Die junge Frau sah zu mir herauf.
Ihre Miene lachte mich aus, und sie lachte mich an. Sie
hatte die Freiheit, mir zuzuzwinkern.

Dann war sie, auf dem Gehsteig, schon wieder
vorbei. Einige Schritte hörte ich noch. Sie hatte
mich zurecht gerückt.

8.

Die Hoffnung der Winden.
Sie tragen weiße Blüten.

Vor den Fenstern ist ein milchiger Sonnentag.
Die Blätter der Pappeln glänzen nass.

Vor den Fenstern üppiges Gewächs.
Winden haben sich über Gezweig und Geäst
heraufgetrotzt. Sie schießen mit ausladenden Trieben über
doppelte Armeslänge auf die Fenster zu.

Brutal und fordernd ist die Hoffnung der grünen, schießenden Zungen. Greifbares sollen sie finden, an dem sie weiter in die Höhe ranken können. Hätten sie nicht schon aus dem Samen ihre wilde Hoffnung, oft unbegründet, es gäbe keine Ranken.

9.

Ihre Absätze klackten auf dem Stein des Gehsteigs:

Tack, tack, tack, tack,
Tack, tacktack, tack. In Eile.

An opulenten Auslagen vorbei, an großen Scheiben.
Darin spiegelt sich der Strom der Geschäftigkeit.

Sie trägt ein wollenes Röckchen, ihre Kehrseite wird bei jedem Schritt modelliert; aufmüpfig, kess. Ihr Mund muss ein Schmollmund sein.

An ihrer linken Hand hängt eine Einkaufstasche aus hartem Papier.
In der Beuge des rechten Arms hält sie ein Körbchen,
aus dem ein kleines Gesicht schaut, groß wie ein Katzenkopf, aber mit alerten Hündchenaugen und mit Ohren, die sich neugierig drehen.

Sie geht auf den Eingang zur U-Bahn zu.
Neben ihr gehen andere die Stufen hinunter.
Aber die Stufen sind kurz, so setzt sie ihre Füße quer.
Schuh über Schuh eilt sie.

Sie hört einen Zug einfahren.
Die Dengelschläge ihrer Hacken werden noch schneller.
Die Schläge enden abrupt, denn sie ist, in der Hast der letzten Stufe,
aus einem Schuh gekippt und stürzt auf ein Knie.
Der Schuh springt in einem Salto auf die glatten Steine der Station.
Der Hund springt aus dem Korb, dem Schuh nach.
Aber er rutscht auf dem glatten Stein. Er rutscht auf den Schuh zu
und kann nicht schnappen. Seine kleine Schnauze stößt den Schuh.
Der Schuh schlittert, immer langsamer zwar, aber er erreicht die
Kante und verschwindet ins Dunkel der Gleise.

Das Hündchen bellt Protest und schaut zu seiner Dame.

Dame wollte sie ja spielen mit den hohen Hacken. Sie steht auf einem bloßen Fuß.

10.

Vor einem Jahr sah ich sie.

Sie lachte mit den anderen, den freien, übermütigen Mädchen.

Eine lachende Kraft war das!

Hindernisse,

Kümmernisse: Das ist

Unterirdisch, das ist

Kleinmut.

Ich sah sie jetzt wieder.

Sie schob einen Wagen mit Kind.

Wenn das Kind ihre Augen traf,
zuckte der kleine Körper in Freude.

Das Mädchen war Frau.

Die junge Frau hatte Liebe.

Herrlich, die fürsorgliche Verantwortung.

Die Lebenslust ist nicht gewichen,
die Freude ist nicht gewichen.

11.

In diesem Wagen der Bahn – sie kurvte
um die Kreuzungen der Gassen – saß
Einer.

Es war eine Zweierbank, er saß
alleine. Der Schädel war in Ordnung,
das schwarze Haar war in Ordnung,
im Ohr hatte er eine Ohrantenne.

Sein Blick war aufwärts gerichtet, lächelnd.

Die Wangen zeigten Selbstwert, Übermut, Zynismus.

Wen verachtet er in diesem Augenblick?

Rücksichtsvoll will er nicht sein.

Das ist zu sehen.

Er meint offenbar:
Der, der er ist, sei ein Sieger.

12.

Im Durchgang zwischen zwei Wagen
der Straßenbahn,
wo im Boden der Wagen eine
Scheibe sich mit den Kurven dreht,
standen Zwei.

Sie stand links gegen die Mittelwand gelehnt, er
rechts, auf der anderen Seite.

Beide sprachen angeregt und fröhlich,
aber der Abstand blieb,
nur die Hände, die das Gespräch mit Fingersprache
begleiteten, ragten in den Zwischenraum, in den Raum über
der Drehscheibe.

Wie ist das zu verstehen? Sie schienen
nicht Geschwister, sie waren einander
über den Abstand nah.

Helmut Pacholik **Rückkehr aus der Vergangenheit!**

Eine „wahre Begebenheit“, aus meinen „Kriegskindertagen“, ein Zeitfenster, das ich zumeist bei meinen Großeltern verlebt habe!

Es war damals – als ich ein kleiner Junge war – in den Herztiefen des Marchfeldes. Der 2. Weltkrieg hing wie ein Fanal über dem Land und warf seinen Schatten bis in den kleinsten Ort. Die meisten Männer waren an der Front, meine Großeltern und meine Mutter – wie fast alle Menschen meines kleinen Dorfes – im Ernteeinsatz!

Auch mir wurde eine Verpflichtung zuteil, die mir gar nicht behagte. An jedem Wochentag – vormittags und nachmittags – hatte ich den Kindergarten zu besuchen! Aber zur Zeit der Ernte gelang es mir manchmal doch unter einem Vorwand, zumindest am Nachmittag, dieser Verpflichtung zu entgehen. Dann trieb es mich hinaus und ich schlurfte, den knöcheltiefen Staub unter meinen kleinen, nackten Füßen entlang in die Weite der unermesslichen Getreidefelder. Fern – als schmaler Streifen – dunkelte der Wald über der glosenden

Feldeinsamkeit. Große, weite Wolken zogen über den weiten Himmel des Marchfeldes. Turteltauben gurrten schläfrig in den Feldgehölzen der rastenden Mittagsstunde, der Maiskolben schwoll schon milchig an seinem Schaft, und der Geruch von Schweiß, von Staub und Stroh und Brot war über dem Land – und in der hitzeblimmernden Ferne der Pulsschlag dieser Zeit: das dumpfe Dröhnen und Stampfen der Dreschmaschinen.

Weites Sommerland! Ich hielt kindlich mittägliche Einkehr am Feldkreuz. Vom Dorf her klangen die Glocken der Andacht – flüchtige Rast, ein kurzes Gebet – und Gottes Allgegenwart – und rot leuchtete der Mohn aus dem mittagsstillen Korn. Und ein Stück des Weges weiter war das Dengeln der Sensen, eine Feldbreite Kartoffeln und Gemüse und der Weizen, der gemandelt auf den Stoppeln stand.

Da war der Katzenschrei des Mäusebussards und tausend glockenhelle Lerchenstimmen am Himmel und die mahnenden Übungsflüge der ersten Jungschwalben. Da war die Hitze über dem Land und die rastlosen Menschen am Werken, da war das taktmäßige Rauschen in den fallenden Halmen, die klitschnassen Hemden, die schweißtriefend am Rücken der Schnitter klebten, das Sensenschleifen und Dengeln und die hochbeladenen, schwankenden Erntewagen. Da war das Schnauben der Pferde und das Knarren der Fuhrwagen, das Zurufen und tiefe Schweigen in emsiger Arbeit. Da waren die trägen Ochsen vor dem halmestürzenden Pflug und ein rastloses Schaffen und Werken. Da waren Andacht und Weihe der nachmittägigen Rast unter der honigkochenden Feldlinde, der Duft von Speck und Wein, von Most und goldbraun gebackenem Bauernbrot – und das Wasser im Krug, das schal und lauwarm schmeckte. Da war das frische Stroh und der warme Staub auf den Wegen, der Pflugkeil der lärmenden Gänse am Himmel, und der ferne Glockenschwung der weißgetünchten Dorfkirche verebte in der lodernen Luft. Da waren die Glut und die Brut und die Ahnung und Erfüllung – und der Herzschlag dieses Landes – „die Ernte des Brotes!“ – Und das Sinnen und Träumen der weiten, kleinen Kinderseele ... und ihre wandernden Gedanken - - -!

Und dann war da wieder das dumpfe Gedöse der Dreschmaschinen und die dicken Wolken von Staub, die Strohtristen, die in die Höhe wuchsen und der rinnende Schweiß auf staubgrauen Gesichtern. Da war der Sackelmann und die Au'mfrauen, der Speiser und der Maschinist, der Tristenmann und die Zugeber – keine Hand rastete, keine Seele feierte - - -und am Abend waren die großen

Plachen über den Getreideschobern, und der Geruch der heißen Maschinen und des geernteten Brotes bleiben in der Dunkelheit über den Stoppelfeldern zurück. Und dann war da die tiefe Stille des Abends, die grüne, träumende, wildlaubige Kühle und der vespurn schattende Wald neben den ernteschweren Halmen, das Kukuruzfeld, der Kartoffel- und der Rübenacker - - - und die Müdigkeit in meiner kleinen Bubenseele - - -

Nur noch die große Stille der hereinbrechenden Sommernacht – kein Rufen, kein Lachen, kein lautes Wort – kein Abendbrot – kein Gebet, nur das Feilen der Grillen und fernwo ein Wetterleuchten – die schmale Sichel des Mondes am Himmel und die glitzernden, fernen Sterne – und die alten Weisen und Märchen und Geschichten, Gestalten und Sagen meiner geliebten Großmutter - - -

Mein Großvater hatte mich, als meine kleinen Füße vor Müdigkeit wankten, auf einen Fruchtschober gelegt, der am Rande des Föhrenwaldes errichtet war – und im Ablauf des Geschehens hatte man mich im Walde vergessen!

Meine Mutter dachte, daß ich, wie so oft, bei meiner Großmutter schlief – und meine Großmutter meinte, ich wäre mit meiner Mutter nach Hause gefahren.

Ich lag in meinem luftigen Strohlager wie in einem Federbett – um mich die weithin ruhenden Wälder, das heisere Zischen der Jungkäuze, das Schwippen und Schnurren der Nachtschwalben, der Kühlhauch aus dem Grunde - - - und ich versank - - - !

Jetzt ging die Hexe um, der Vampir streifte auf Federfittichen durch den Wald, der Werwolf schlich um Strohschober und Dreschmaschine – die Geister der Saat und Ernte zogen über das Land. Großmutterns Weisen sanken zu ferner nichtssagenden Belanglosigkeit herab.

Als ich erwachte, war die Zeit zwischen Nacht und Morgen – die eigentlichen Stunden der Geister – Spuk und Schauer im Erdämmern des ersten Frühlichtes waren um mich, die Magie und das Mysterium der Dunkelwesen, die Wandlung zu Gestalten und Bildern.

Ich war starr vor Angst – und weinte! - - - Die vielen Erzählungen meiner Großmutter nahmen Gestalt an, und ich erinnerte mich an die Sagen und Märchen aus fernen, vergangenen Tagen. Großmutter kannte so viele Geschichten von Riesen und Zwergen, Elfen, Nixen und Feen, von Geistern, Dämonen und Göttern. Und sie meinte, daß man Ehrfurcht vor den Bäumen haben müsse, weil sie heilig wären! – Und weil sie ihre Äste wie Arme zum

Gebet in den Himmel heben - - - wie Gedichte, wie Verse, die der Abend in den HIMMEL schreibt.

Ich hatte ihre Erzählungen nicht vergessen, nicht jene beglückenden Märchen und Sagen, aber auch nicht jene von den Waldgöttern und Dämonen, von den guten Geistern, Elfen und Feen und von der Güte und Schönheit des Waldes - - - und jetzt fürchtete ich mich nicht mehr! Ich glitt aus meinem duftenden Strohlager herab und ging mutig durch den lückigen Föhrenbestand in das Licht des erwachenden Tages. Im verbleichenden Glanz des Mondes blieb die romantische Welt im fahlen Dämmer zurück. Die Ahnung des Lichtes verklärten die Karpaten im Osten, und nach geraumer Zeit stand der Morgen tiefblau am Himmel.

Ich ging durch ein Meer von Millionen und Abermillionen goldgelber Halme, und aus ihren Tiefen blühten unzählige, leuchtende Sterne – blaue, violette, und brennend rote - - - die Felder schwiegen in ihrer ehrwürdigen Größe! Das Dorf träumte noch. Es schmiegte sich still und verschlafen an die mächtigen, dunklen Wälder des Prinz Eugen-Parkes und an die angrenzenden, ernteträchtigen Felder.

Ich setzte meine nackten Füße sachte und behutsam auf die warmen Steine des Kopfsteinpflasters, um es nicht zu wecken – mein Dorf, das ich so liebte.

Die bescheidene, kleine Wohnung duftete köstlich nach Kaffee und Brot, als ich die Küchentüre öffnete, und meine Großmutter erstaunt und verwundert fragte: „Mein Kind, wo kommst du denn so früh her?“ Und als ich zu erzählen begann, nahm sie mich in ihre Arme, küßte mich immer wieder und drückte mich so fest an sich, wie sie es nie zuvor getan hatte. Und als sie mich endlich losließ, sah ich, daß sie weinte.

Ich weiß nicht, ob meine Großmutter dieses Erlebnis je meiner Mutter anvertraut hat. Ich jedenfalls, habe mein Geheimnis von den Waldgeistern niemanden erzählt!

Brigitte Pixner

Harun

Harun, mein fliegender Teppich,
ist allzeit startbereit.

Auf mein „Salamaleikum“ hebt er
flatterhaft ab von der

Dachterrasse und formt aus den
Teppichrändern Geländer.
Es kann mir gar nichts geschehen,
und vogelschnell zieht er hin,
wohin ich nur will.
Einmal lasse ich mich – im Türkensitz –
nach Mödling tragen, einmal nach
Baden. Am Wochenende auch weiter,
nach Linz, zum Pöstlingberg, oder nach
Salzburg, mein „kleines Rom“. Das
Glockenspiel kennt uns, nur die Salzach
schlägt immer neu verwunderte Wellen.
Paracelsus aber nickt mir zu, gesellt sich
bisweilen zu uns.

Im Sommer schwärmt Harun aus,
nach Venedig, Isfahan, in den
Jemen. Und bei gutem Wetter jettet
er bis Thailand und Bali. Schnell,
gut und billig, ganz ohne Risiko,
denn verständlicherweise reisen wir
unsichtbar.

Keine Abfangjäger, kein Schuss vor die
Fransen! So sind wir, Harun und ich, die still
unermüdlichen Gäste des Himmels
über dem Schimmer
von Erde und Meer.

Die abtrünnige Muse

aus „Das Kuckucksei“, Verlag Johannes Heyn

Der Autor vor der Schreibmaschine
sitzt trüb, mit Leichenbittermiene...
er lechzt so sehr nach Kunst, sublim
– allein die Muse, mehr intim, liebt
Gott Apoll auf dem Parnass, das
macht ihr mehr als Dichten Spaß.
Apoll – wie groß, wie schlank, wie hehr!
Er ist die Kunst, bei Gott, nur ER!

Apoll jedoch, er zürnt ergrimmt:
„Zum Musenkuss bist du bestimmt!
Singe dein Lied, marsch, schmiede
Reime und flüchte nicht in
Himmelsräume.

Die Erde ruft! Die Dichter
zittern. Lass Rosen sie und Lilien
wittern. Und wenn sie nicht
poetisch sind, zeig ihnen etwas
Busen, Kind! Es sind ja Männer,
immerhin.

– Den Frauen gebe ich mich hin!“
Die Muse schmolzt. Bei Vater Zeus!
Der gab sie nicht so leichthin preis.
Doch Zeus weilt grad am Hellespont,
wo er sich – mit Europa – sonnt.
So küsst die Muse, wenn auch flüchtig.
Erweist auch sonst sich durchaus
tüchtig. Schon brennt der Dichter
ungeheuer olympisch, voller Seher-
Feuer. Apollo staunt. – Für sein Gefühl
kann dieser Dichter jetzt zu viel!
– Die kleine Muse – dieses Biest!
Die Muse grinst. Es siegt die List!

Plötzlich schmeckt alles nach Wahrheit

Der Baum, der in den Himmel
wächst, wird zurechtgestutzt, oder es
trifft ihn – früher oder später – der
Blitz.

Der Raucher wird geteert und gefedert,
der Trip des
Drogensüchtigen endet beim
Teufel. Abusus auf alle Fälle,
lebenslänglich bestraft.
Todgeruch!

Und plötzlich schmeckt alles
nach Wahrheit – steht sie da, als
Mann in Rockergestalt, und ihr
Hieb trifft brutal den blinden
Passagier der Welt. Gleich bricht
sie ihm lautlos das Genick ...

„Gnade!“, wimmert er, kauert
sich entsetzt in sich zusammen.

„Gnade?“ – Das Echo aus dem
Hinterhalt.

Ungnädiger Fall aller Schleier,
Menschennacht.

Gottfried Pixner **Aphorismen**

Massentourismus: Jede Sehenswürdigkeit – ein zu Tode geglotztes Fastfood-
Häppchen.

Wer Menschen verachtet – ächtet seine Beziehungsunfähigkeit.

Woran scheidet Bigamie? Am Zank der Schwiegermütter.

Vorurteile sind die Augenblicksvorteile der Denkschmerzhaften.

Wer alt genug ist, kennt den Preis der Dinge.

M. ist eine Luftballon-Existenz: aufgeblasen und von unpersönlicher Glätte.

Der Mensch ist ein Von und Zu: *von* den Bäumen hin *zu* der Steppenerde.

Der zeitgenössische Staatsbürger ist ein *Untertan* light.

Nein, bedauere! – Rezensenten und Lektoren sind *nicht* satisfaktionsfähig!

Beim Weltgeschehen wird's immer knapper bis zum *um die Welt* geschehen!

Die Dummheit ist die bekömmlichere Schwester der Hochnäsigkeit.

Wahrheitsfindung begeistert keine Mehrheiten.

Wer keine Fantasie hat, dem bleibt nur das volle Programm humorloser
Betriebsamkeit.

Sekten: ein Bauchladen prall mit Hoffnungs- und Weltuntergangsschnipseln!

Alles orientiert sich nach der Windrichtung: Staatsflaggen nicht ausgenommen.

Der Gartenzweig ist die Grundidee, der verschreckte Spießier sein Prototyp.

Migranten sind Leute, die ihre Staats*würgers*chaft hinter sich lassen wollen.

Leben Sie sich frei; vergraulen sie den letzten *ungebetenen* Gast.

Pubertät: auch Gottes Stimme gerät in den Stimm-Bruch.

Weit gereist – aber erleichtert zu bequemen Vorurteilen zurückgekehrt.
Die Erde schweigt: sie weiß um die Endlichkeit ihrer Misshandlungen.

Karl Plepelits **Denn es will Abend werden**

Samstag, 31. August 2019

Soeben habe ich eine lange, einsame, genussvolle Wanderung entlang der atemberaubenden Steilküste, Hunderte Meter über dem saphirblauen Meer, hinter mir. Sie führte mich von Oia an der Nordspitze von Santorin bis nach Firá, dem Hauptort der Insel, wo sich mein Hotel befindet. Und das ist gut so. *Denn*, in den Worten des Evangelisten, *es will Abend werden, und der Tag hat sich geneigt*.

Auf einmal bleibe ich, wie durch eine unsichtbare Schranke aufgehalten, unvermittelt stehen, horche überrascht, entzückt, verzaubert. Die Klänge eines Mozartschen Klavierkonzerts dringen an mein Ohr. Wie an einem unsichtbaren Faden ziehen sie mich an. Als ihre Quelle erweist sich eine nahe Taverne. Sie zwingen mich geradezu, an einem der himmelblau gestrichenen Tische auf einem der himmelblau gestrichenen Stühle Platz zu nehmen, der herrlichen Musik zu lauschen und zugleich die unvergleichliche Aussicht zu bewundern, zumal sich Helios, der Sonnengott, gerade anschickt, seine königliche Würde zu entfalten (sprich, unterzugehen; so poetisch formuliert man das im Griechischen). Und als sich zu meinem leisen Bedauern neben mir die Kellnerin aufpflanzt und auf Englisch meine Wünsche zu wissen begehrt, verlange ich, ohne ihr einen Blick zu schenken, auf Griechisch kurz und bündig Wein von Santorin und merke kaum, dass die Dame weiterhin wie angewurzelt neben mir steht. Wartet sie auf weitere Bestellungen? Verärgert blicke ich auf. Sie starrt mich an mit großen Augen, als wäre ich ein Hollywoodstar oder gar ein Alien. Und da kommt mit einem Mal auch sie mir unheimlich bekannt vor.

„He, bist du nicht der Christoph aus München?“, flüstert sie in akzentfreiem Deutsch, genauer, auf Deutsch mit entzückendem sächsischem Akzent.

„Ha, Roswitha! Du?“

Sie schweigt, nickt. Ihre Augen beginnen verdächtig zu glänzen. Ich springe auf, will sie umarmen, traue mich nicht, weiß nicht, wohin mit meinen Händen.

„Roswitha! Dass wir uns jemals wiedersehen würden! Wer hätte das gedacht, zu hoffen gewagt?“

Auf einer Kreuzfahrt durch die Inselwelt der Ägäis haben wir uns kennengelernt. Das war vor ewig langer Zeit, konkret, im Frühjahr 1982, als wir beide, wie man im Scherz zu sagen pflegt, noch jung und schön waren. Und wirklich, in ihren weichen Wangen lauerte, frei nach Sophokles, der Liebesgott und schoss mir, ihrem Reiseleiter, einen glühenden Pfeil ins Herz. Auch in ihrem Herzen schien ein solcher Pfeil zu stecken. Aber leider, leider: Sie war bereits vergeben, liiert mit einem alten Herrn. Sie war 33, nur wenig jünger als ich, er 66 und offenbar nicht eifersüchtig. Dabei konnte es ihm nicht verborgen bleiben, dass seine Roswitha mit dem Herrn Reiseleiter nicht nur jeden Abend eifrig tanzte, sondern auch bei jeder Gelegenheit gar heftig flirtete.

Geküsst haben wir uns zum ersten Mal auf dem Kynthos. So heißt die höchste Erhebung der kleinen Kykladeninsel Delos. Sie ist heute unbewohnt, spielte aber in der Antike eine enorm wichtige Rolle nicht nur als Stätte eines berühmten Apollonkultes, sondern auch als Zentrum des Delisch-Attischen Seebundes und als Handelszentrum und ist daher eine bedeutende archäologische Stätte. Nach langer, für alle anstrengender Führung durch die Ausgrabungen lud ich meine Gruppe ein, den etwas über hundert Meter hohen Kynthos zu besteigen, und mir folgte die gesamte „Jugend“. Nun ja, sie bestand aus Roswitha und niemandem sonst. Oben angekommen, fielen wir uns, anstatt die Aussicht zu bewundern, aufseufzend in die Arme und begannen uns zu küssen („wie verrückt“ nennt man es im Volksmund), und meine Hände begannen „verrückte“ Dinge zu treiben, die sie niemals gewagt hätten, wären sie noch meinem Willen untertan gewesen. Untertan waren sie jetzt dem Willen des Liebesgottes. Doch Roswitha dachte nicht daran, sie von ihrem Körper zu vertreiben.

Von nun an gehorchten wir dem Liebesgott, wann immer es möglich war, vor allem an versteckten Stellen des Schiffes selbst, und das Feuer loderte lichterloh. Nur, weiter als bis auf dem Kynthos gingen wir nie. Denn Roswitha gestand mir (unter Tränen), ihr Joachim vertraue ihr, sie wolle ihn nicht enttäuschen. Mir wurde klar, dass ihr der Verzicht unglaublich schwer fiel, und ich überwand mich zu dem schweren Entschluss, ihren Wunsch zu respektieren. Am Ende der Reise nahmen wir unter Tränen Abschied voneinander und ließen es zu, dass der Kontakt vollkommen abbriss. (Sie lebte, obwohl ursprünglich in Ostdeutschland beheimatet, mit ihrem Joachim irgendwo im Schwarzwald, während ich damals in München wohnte und nur wenige Jahre später nach Graz übersiedelte.)

Und nun – träume ich? Oder bin ich wirklich wach, und das ist Realität? Wie vom Himmel gefallen, steht unverhofft Roswitha vor mir. Sie steht leibhaftig vor mir wie der Engel des Herrn und starrt mich mit großen Augen an, und ihre weichen Wangen glühen, und in ihnen lauert immer noch der Liebesgott. Zwar, so schön glatt wie einst sind sie nicht mehr. Klar, wir sind inzwischen beide älter geworden. Deshalb habe ich sie auch nicht erkannt. Schande über mein Haupt! Aber gut, sogar die zwei Jünger Jesu, die von Jerusalem nach Emmaus wanderten, erkannten diesen nicht, als er sich ihnen zugesellte, während *es Abend werden wollte*. Und da war er gerade einmal drei oder vier Tage älter geworden. Sie waren eben *nie mit Blindheit geschlagen*. Das war ich offensichtlich auch, ganz im Gegensatz zu Roswitha. Sie hat mich ja sofort erkannt. Jetzt schweigt sie, starrt mich an. Ich schweige, starre sie an. Wir scheuen uns sogar, einander zu berühren. Und erst nach allzu langem, von Überraschung, Verlegenheit, Zweifel, Glück erfülltem Schweigen löst sich die Lähmung unserer Zungen, und wir beginnen gleichzeitig zu reden.

„Wie“, sage ich und meine: Wie kommt es, dass du hier servierst?

„Wie“, sagt sie, bricht ab, und wir müssen beide lachen.

„Ich sehe schon“, sagt sie, bricht wieder ab, blickt sich um, schüttelt den Kopf. „Du, Christoph, momentan geht’s nicht. Die Gäste warten. Wir reden später, gell? Und renn mir nicht davon!“

Nein, ich werde ihr bestimmt nicht davonrennen. Wenn einen schon einmal die Hand des Schicksals berührt ... Ob sie noch bei ihrem Joachim ist? Ich rechne nach. Er müsste unterdessen, ja, genau: 103 Jahre alt sein. Wie in Trance wende ich mich wieder den Genüssen zu, die mich hierher gelockt haben, der Musik (unterdessen hat das Klarinettenkonzert von Mozart eingesetzt) und der traumhaften Abendstimmung (Helios hat sich unterdessen „königlich“ zur Ruhe begeben). Doch schon beugt sich Roswitha schweigend über mich, beglückt mich mit süßem Lächeln und dem bestellten Wein, überdies mit Wasser und zu meiner Überraschung noch mit knusprigem Brot und einer Portion Tzatziki, eilt jedoch sogleich wieder davon. Von da an entzückt sie mich nur durch ihren Anblick, wenn sie sich den anderen Gästen widmet, und die sprechenden Blicke, die sie mir zuwirft. Und ich staune über ihre anmutigen, jugendlichen Bewegungen. Denn sie ist schlank und rank wie eh und je. Nur – ja, jetzt wird mir plötzlich klar, warum ich sie nicht sofort erkannt habe. Ihre Frisur ist eine andere als damals. Ihre damals langen brünetten Haare sind jetzt kurz geschnitten (und zum Teil natürlich schon grau).

Endlich, mittlerweile ist es dunkel und ruhiger geworden, setzt sich Roswitha an meinen Tisch, lächelt mich an, legt ihre Hand auf die meine, so graziös, wie sie es auch damals tat. Mir schwirrt der Kopf. Mein Herz rast. Meine Zunge ist gelähmt. Nicht so die ihre.

„Na, Christoph“, beginnt sie, „welchem glücklichen Umstand hab ich’s zu verdanken, dass du zu mir gefunden hast?“

„Deiner herrlichen Musik“, stammle ich.

„Aha. Und? Bist du wieder als Reiseleiter unterwegs?“

„Nein. Als ganz gewöhnlicher Urlauber. Privat. Solo. Na, und du? Seit wann spielst du hier Kellnerin?“

„Seit mein Joachim gestorben ist. Weißt du, auf unserer sagenhaften Kreuzfahrt damals hab ich mich doppelt verliebt. In dich. Und in die Insel Santorin. Du warst mir leider unerreichbar. Santorin nicht. Drum bin ich hierher gezogen, habe dieses Lokal gepachtet und erfreue Gäste und alle, die hier vorüberspazieren, mit Mozart, in der stillen Hoffnung, dass auch du einmal hier vorüberspazieren wirst. Dass du ein großer Liebhaber ...“

„Ha?“, entfährt es mir, und ich muss herzlich lachen.

Roswitha errötet. „Ich meinte natürlich, dass du ein großer Liebhaber Griechenlands und Mozarts bist ...“

„Ach so.“

„Ja, das hab ich mir gut gemerkt. Und siehst du, heute ist meine stille Hoffnung endlich Wirklichkeit geworden.“

„Deine stille Hoffnung“, wiederhole ich mechanisch. Hierauf ist meine Zunge abermals gelähmt. Auch Roswitha schweigt. Ihre Wangen glühen.

„Du wohnst sicher in einem teuren Hotel“, fährt sie schließlich fort.

Ich nicke. Mein Herz rast. Was kommt als Nächstes?

„Möchtest du nicht zu mir übersiedeln?“

„Was? Ein Hotel besitzt du auch?“

Roswitha lacht. „Aber nein. Ich meine, in meine Wohnung? Falls du mich noch ein bisschen lieb hast.“

„Hast du mich wirklich ...“

„Ach, Christoph, all die Jahre hab ich mich so nach dir geseht.“

„Ja? Und ich mich nach dir.“

„Und gehofft, dass dich meine Musik irgendwann zu mir locken wird.“

Und jetzt endlich umarmen und küssen wir uns, ohne auf eventuelle Zuschauer-

er zu achten, die daran Anstoß nehmen könnten, und wissen, dass unsere Sehnsucht endlich, nach so vielen Jahren, gestillt worden ist und dass unsere heißesten Wünsche heute noch in Erfüllung gehen werden, und bedauern zugleich, dass wir auf dieses Glück so lange warten mussten, bis unsere Jugend nur noch eine ferne Erinnerung ist. *Denn es will Abend werden.*

Otto Hans Ressler **Kardinal und Mädchen**

In den ersten Monaten ihrer Bekanntschaft war Gustav Klimt für Sivert wie eine Offenbarung. „Es gab Zeiten“, sagte er später einmal, „da hielt ich ihn für einen Gott.“ Das war freilich nur so hingesagt, vielleicht aus Respekt, vielleicht aber auch, um diesen *Gott* auf ein erträgliches Maß zurechtzustutzen. Denn in Siverts Augen war alles Religiöse der pure Aberglauben.

Klimt wusste imposant aufzutreten, im Atelier trug er immer bodenlange Kittel mit Ornamenten auf den Schultern, die er selbst entworfen hatte. Er hatte einen Vollbart, von seinem Haupthaar war vorne nur noch ein Büschel vorhanden, seitlich stand ihm das Haar wirr über die Ohren; allenfalls könnte er als Gott der griechischen Mythologie durchgehen. Er strahlte eine urwüchsige Kraft aus, die besonders auf Frauen sehr anziehend wirkte. Es war kein Geheimnis, dass Klimt sie nicht nur malte.

Nein, was Sivert an Klimt so beeindruckte, war, wie er arbeitete. Manchmal stand er neben ihm an der Staffelei, ringsum bedeckten Zeichnungen den Boden, die der Maler achtlos weggeworfen hatte. Aber dann entdeckte Sivert, dass Klimt offenbar etwas sah, das ihm selbst entgangen war. Und dann zauberte der Meister es so selbstverständlich auf die Leinwand, dass es dort zu leuchten und zu leben begann.

Klimt war ein Freigeist, kritisch, skeptisch und nicht selten pietätlos. Er stand ständig in Streit mit Gott und der Welt. Er verachtete seine Kritiker. Er verachtete sogar seine Bewunderer.

„Sie kapierten nichts“, stieß er einmal wutentbrannt hervor. „Sie haben gar nicht die Voraussetzung, irgendetwas zu kapierten.“ Er lachte: „Die Künstler leben unterm Tisch der Reichen und Mächtigen, und alles, was sie je bekommen

werden, sind die Abfälle. Versteh' mich nicht falsch, aber die meisten Künstler sind Idioten. Sie begreifen nicht, dass man den Tisch umkippen muss, wenn man an die guten Sachen will. Und als Erstes muss man die Kritiker umbringen!“

Es war eigentlich nicht typisch für ihn, so emotional zu reagieren. Klimt war im Grunde geradlinig in seinem Denken, egoistisch, ja, wenn es um seine Kunst ging, aber durchaus hilfsbereit, wenn er in einem anderen Menschen etwas entdeckte, das er der Mühe wert fand.

„Diese Typen machen mich so wütend“, rief er. „Sie haben mich bald so weit, dass ich mit dem Rücken zur Wand stehe. Das ist es, was sie wollen. Sie wollen mich ganz klein machen, damit der Unterschied zu ihrer eigenen Kleinkariertheit nicht mehr so auffällt.“

Aber er hatte sich bald wieder im Griff. Er atmete tief durch und dozierte: „Du musst dir klar machen, dass du dich gegen die Welt stellen musst. Das Einzige, was zählt, ist die Malerei ist. Punkt, aus! Ich weiß schon, dass du jetzt unbedingt berühmt und anerkannt werden möchtest. Bei mir war das nicht anders. Aber selbst, wenn du Anerkennung findest und, von mir aus, berühmt wirst, musst du dir klar darüber sein, dass das nichts ändert. Du wirst immer auf der anderen Seite stehen. Du wirst immer im Eck stehen und mit Scheiße beworfen werden. Weißt du, was wahres Heldentum ist?“

Er lachte: „Wenn dich keine Sau kennt und du dennoch tust, was dir richtig erscheint.“ Er räusperte sich. „Dass dich keine Sau kennt, ist nicht das Problem. Anonymität ist nicht das Problem, es ist ein Vorteil. Sieh mich an! Ich bin jetzt berühmt“, er lachte hämisch, „jeder Idiot kann sich an mir reiben. Was Sie über mich schon alles gesagt haben!“

Er stieß wütend die Luft aus. „Nein“, fuhr er fort, „wenn man ein Niemand ist, geht's einem, ehrlich gesagt, besser! Na ja, vielleicht auch nicht,“ räumte er ein. „Es ist ein elendes Geschäft, auf das wir uns da eingelassen haben. Ich habe keine Ahnung, warum wir es uns antun.“

„Vielleicht“, antwortete Sivert nach einer Weile, „weil es wichtig ist, was wir tun? Vielleicht, weil es um die Wahrheit geht? Oder um Schönheit?“

„Schönheit“, erwiderte Klimt verächtlich. „Schönheit, das Wort benutzt kein Mensch mehr. Heutzutage ist Schönheit nur mehr eine Lüge. Es geht um das Sublime. Darum geht es. Was nicht sublim ist, schmeißt du am besten auf den Müll. Es ist nur anekdotisch. Das meiste an der Kunst ist nur anekdotisch. Stil.

Pinseltechnik. Licht. Schatten. Alles nur anekdotisch. Ich habe zwanzig Jahre gebraucht, um das herauszufinden, da kannst du sehen, was für ein Idiot ich selbst bin.“

Aber es waren nicht die Gespräche, bei denen Sivert von Klimt lernte. Klimt ließ es zu, dass sich seine Modelle frei bewegten, er ermutigte sie sogar dazu, bis sie eine Pose eingenommen hatten, die ihm gefiel. Er ermutigte die nackten Frauen, ihre eigene Sexualität oder die der anderen zu erforschen: sich selbst zu befriedigen oder untereinander. Und dann zeichnete er alle Phasen der Selbstbefriedigung – die Stimulierung, die Anspannung, den Höhepunkt, die Ruhephase nach dem Orgasmus. Er war ein *Voyeur*, aber einer, der etwas Unglaubliches daraus zu machen vermochte.

Seine Modelle wussten natürlich, dass er sie ganz genau beobachtete. Dass er zeichnete, während sie masturbierten. Eugen hatte solche Zeichnungen bisher noch nie gesehen; aber nichts, was er bisher im Kunsthistorischen Museum oder in anderen Künstlerateliers gesehen hatte, hatte einen tieferen Eindruck auf ihn gemacht. Viele Zeichnungen zeigten lesbische Paare, obwohl Homosexualität ein absolutes Tabu war. Aber für Klimt gab es keine Tabus. Er wurde beschimpft für das, was in seinem Atelier geschah.

Wien war eine große Bassena, alles drang irgendwann nach außen. Dafür wurde Klimt mit Hass verfolgt, angezeigt, verdächtigt. Aber es gab auch Leute, die ihn bewunderten; er hatte viele kaufkräftige Sammler, die es kaum erwarten konnten, seine Bilder zu erwerben.

„Ich habe beim Malen zwei ganz unterschiedliche Erfahrungen gemacht“, sagte er einmal. „Und ich stelle mich jeweils auf die eine oder andere ein. Die eine besteht darin, etwas zu entdecken, die andere, etwas zu variieren. Die eine ist ein riesiges Problem, der härteste Kampf, den du dir vorstellen kannst, nämlich alles zu verwerfen, was ich nicht fühle. Die andere erlebe ich immer dann, wenn ich malen möchte aus reiner Freude am Malen. Wenn die Sucht, sich mit dem Unbekannten, dem Quälenden zu befassen, verflogen ist. Wenn ich müde bin, wenn ich verzweifelt bin, finde ich sie, indem ich freie Variationen mache über etwas, das ich bereits entdeckt habe und von dem ich weiß, dass es mir gehört.“

Klimt war die meiste Zeit voller Optimismus, voll unbändiger Kraft. Aber es gab auch Phasen von Depression; Phasen, in denen er alles für sinnlos hielt, was er machte; Phasen, in denen der Lebenskel ihn fest im Griff hatte.

„Es ist alles tot“, sagte er einmal zu Sivert, eine Flasche Wermut in der Hand, aus der er immer wieder einen Schluck nahm. „Bilder, Gefühle, Schönheit, sie sind alle tot. Es ist alles nur eine Lüge!“ Er lachte, setzte die Flasche erneut an. „Nietzsche hat einmal gesagt: Die Wahrheit ist hässlich! Er hat gesagt: Wir haben die Kunst, um nicht an der Wahrheit zugrunde zu gehen. Aber die einzige Tugend, die man heute noch ernst nehmen kann, ist, vor der Hoffnungslosigkeit nicht in die Knie zu gehen. Die einzige Kunst, die man ernstnehmen kann, besteht darin, die fundamentale Wahrheit des Lebens einzufangen, dieses ganze Elend. Die Kunst ist magisch, weil sie aus einem panischen Schrecken entstanden ist. Das ist das eigentliche Geheimnis der Kunst: dieser panische Schrecken!“

Eva Riebler

Erster Mai 21

Ja, alles so grün und die Heurigen
liefern ins Grün!

Wenigstens das! Nein, noch intensiver ist
der Blick in die verblühten

Marillenbäume und den blauen
Dürnstein-Turm und die Dankbarkeit.

Es hilft lässt man so viel
Unnötiges weg. Die Natur
kann sich verdichten und ihre
Aufnahme auch. Man ist
versucht zu dichten
und ...
egal ...
Prost!

Zum 8. Mai 45

Weiß der Kastanienbaum, dass seine harte,
klebrige Schale der Knospen nichts gegen den
umweltzerstörenden Zweibeiner in der Hand
hat? Die pelzigen fünf Finger, die daraus
krabbeln winken wehrlos und wirkungslos.
Trotzdem werden die Kerzen wie zu
Kriegsende im Mai 45 die weiße Friedensfarbe

aufstecken und später lieblich duften und Früchte tragen.

Alles hat der Zweihänder in seinen Händen.
Würde er die Sonne gegen Bitcoins rationieren?

Elisabeth Schawerda **Das Porträt**

Ich wollte es nicht. Nun geschieht es doch. Wir sitzen einander gegenüber. Das Handeln liegt bei ihm, das liefert ihn aus. Während er mein Gesicht zeichnet, lese ich in seinem. Er will mich glauben machen, er hätte mich in den Griff bekommen. Ich will, dass er weiß, dass er nichts begriffen hat. Ich spüre seine Ängstlichkeit.

Die Bewegungen seiner Hand ergeben Linien, die ich nicht auf mich beziehen kann. Er zeichnet sich selbst. Zeichnet sich in mein Gesicht. Zerschneidet mit seinen Zügen die meinen. Sein vielgelobter starker Strich durchkreuzt sie. Die Durchkreuzung ist sein Zeichen.

Will er mich treffen? Werde ich getroffen sein? Ist dies ein Spiel von Jagd, von Flucht und Verfolgung, von Macht und Besitzergreifen? Aber ich fliehe nicht, ich biete ihm Stirn, Augen und Mund, meinen denkenden, sehenden, schweigenden Widerstand.

Er hat seine Freunde eingeladen, seine Bewunderer und Sammler. Ihr Gespräch, meinte er, solle das Erstarren meines Gesichtes verhindern. Mit Weingläsern in den Händen schauen sie ihm über die Schulter, geschmeichelt von der Tatsache, bei der Entstehung eines Kunstwerkes anwesend sein zu dürfen. Ihr belangloses Gerede, vorläufig wahrscheinlich ohne spürbaren Einfluss auf meinen Gesichtsausdruck, hängt wie kalter Rauch im Raum. Er braucht sie, der ängstliche Künstler, um nicht in die Irre zu gehen, um bei sich selbst zu bleiben.

Nur selten sieht er mich an. Ich aber betrachte ihn unentwegt. Sein Gesicht verschließt sich in der Konzentration auf die Zeichnung. Sein Bart scheint es zusehends zu überwuchern. Ein sich sträubendes Gesicht mit uneinsehbaren Augen. Eine Wildnis. Die Distanz zwischen mir und ihm ist kompakt wie ein Klotz und wird durch die Anwesenheit der Freunde vergrößert. Wie doch das Fremde fremd bleiben will!

Spielt sich hier etwa die Enteignung meiner Fremdheit ab oder nur eine Variation der seinen? Sein Kunstwerk ist auch Handwerk. Aber von seinen Händen schrecke ich zurück. Mein Kopf, sein Gegenstand, den er zu einer

Summe einander feindlicher Linien und Flächen macht, ist mein mich verbergendes, entziehendes Selbst. Meinen Körper spüre ich nicht. Der Körper gehört nicht zum Kopf. Aus den Bahnen unserer sich kreuzenden Abwehr ergäbe sich das wahre Porträt dieser Stunde. Und auch von den Freunden wäre etwas dabei, von den Weingläsern und den Ringen, die sie auf der Tischplatte zurücklassen.

Allmählich fühle ich, dass mein Gesicht wieder eine Selbstverständlichkeit wird. Es legt sich wieder fest über meine Gedanken und nimmt ihren Rhythmus auf. Die letzten Striche am Porträt bedürfen meiner Gegenwart nicht mehr. Ich möchte hinausgehen, durch die Straßen laufen und in fremde Gesichter schauen.

Hilde Schmölzer

Mittag

In den großen einsamen Teichen hat der
schwarze Vogel sein Nest gebaut hat der
Himmel darüber sein Antlitz gehängt
schweigend–

Und die bleiche Mittagsonne
rollt ihre Kugelgestalt wie das
Spielen kleiner Kätzchen in den
Sand.

Spüre wie die warme
Frucht vom Baum
sich schält wie der
Moder seufzt.

Hebe deine Wimpern in die blaue
Schale gepflückter Stunden und
schreibe mit schwerem Finger die
Antwort auf alle Fragen.

Regen in der Stadt

Arm rinnt der Regen über
aufgeblühte Mauerstellen wie
zerstäubtes Glas zwischen
Fensterscheiben.

Und die Lampe schaukelt
im Spiegel blechern singend
das Lied hüpfender
Tropfen.

In geöffneten Armen
wiegt sich das Heimweh
Heimweh nach Dir!

Ich liebe den Regen auch wenn er
keine Früchte bringt und kein
laues Atmen zwischen Feldern.
Auch wenn die Blüte zertreten
welkt.

Und doch liebe ich sein
Rinnen weil ich weich sein
möchte um offen die Ahnung
zu tragen da mein Schritt –
still – endet.

Martina Sens

Ach dieses Leben

ach dieses leben
dieses geben
dieses verlangen
dieses verbannen
dieses bekennen
dieses
verbrennen ach
dieses leben

Am Himmel Pirouetten

drehen am himmel pirouetten drehen
die ganze welt von oben sehen en ganzen
wirbel nur genießen nach unten dann
einen lichtstrahl gießen

Blinde macht die Angst

blinde
macht die angst nicht sehend
lahme
macht die angst nicht gehend
wen
nur die angst berät
lebt
meist viel zu spät
bleibt
blind lahm gefangen nicht
widersetzt ist
mitgehangen

Martin Stankowski **Brauchtum und Sitte, eine Schweizer Erfahrung**

Bühne: Vor einer Alphütte; Personen: A männlich, ca. 60-jährig; B: gestandene Frau Ende 30; C. männlich gut 20-jährig

A. singt «Im Aargäu sind zwöi Liebi...» *Im Hintergrund Arbeitslärm aus der Hütte und, störend, Popmusik aus dem Radio.* Immer diese Schmutzkonkurrenz. Früher waren das noch Zeiten – mit dem Melkschemel und dem Eimer!

B. *von hinten [aus dem Stall, Radio aus], einen Besen in der Hand, ein Kopftuch im Nacken verknötet, trällert laut auf lalala die Melodie der dt. Nationalhymne.*

A. Das gibt's da nicht, absolut unpassend! [*singt mit Kraft den Beginn des Schweizerpsalms*] «Trittst im Morgenrot...», *verschluckt sich* Wenn schon denn schon: Ich will's wissen!

B. Du hast ja nichts kapiert.

- A. Heroben ist gopfrüidli inzwischen alles möglich. Wusste bislang nicht, dass du aus dem grossen Kanton stammst.
- A. Stimmt wie dir bekannt doch gar nicht. Ha ha [*lacht kurz auf die Melodie*] hab's aus dem Papa-Haydn-Jahr behalten!
- A. Von dem hab' ich gehört, ist aber Österreich oder? also weit weg, wieder das schrecklige-n-uusland! Lassen wir's, gleichwohl: Wie kann man nur so gebildet sein auf der Alp.
- B. Hast was auszusetzen? Arbeite ich in deinem Betrieb etwa nicht richtig? [*trällert wieder*]
- C. [*kommt auf Motorrad, das er nahe der Hüttentür abstellt*] Wenn mich nicht alles täuscht, hör' ich eine Art von E-Musik, klassisch oder wie sich's nennt: Muss das denn auf der Alp sein? [*zu B.*] Und wenn du schon so daher kommst, sieh da, gleich noch mit Kopftuch: wie eine Muslimin! B. Grad wieder falsch: wie die Grossmutter.
- C. Ist sowieso alles Schnee von gestern. Ich brauche doch keine Tara-, Tadi-, Tradition. Ist ja alles Käse! Heute hat es selbst in den Bergen modern zuzugehen! A. Sagtest du Käse?
- C. [*aufmüßig*] Also gut; für dich: Shit.
- A. [*redet weiter*] Hier gibt's nicht nur Jungvieh. [*Weist mit grosser Geste in die Runde*] Wir produzieren selber Käse, guten, sogar prämierten. Selbst wenn du's unter Garantie nicht hören willst. Und das wie unsere Vorfahren seit vielen 100 Jahren, im immer gleichen Verfahren. Darauf sind wir stolz. Wir machen es so sauber wie nur irgend möglich. [*Streicht sich übers Haar*] Oder soll ich noch wie in der Fabrik ein Häubli anziehen?
- C. Am besten wie die da ebenfalls gleich einen Turban oder Ähnliches.
- B. [*vermittelnd*] Und was ist mit deinem Helm? [*C. legt Helm ab*] Hör, mein Junge, sei ein wenig friedlich! Was willst du überhaupt hier? C. Mich über euch informieren.
- A. Was?
- B. [*gleichzeitig*] Wie bitte?
- C. Eure hinterwäldlerische Lebensform ist schliesslich längst passé. Dachtet ihr vielleicht bereits darüber nach? Ihr lebt schliesslich nur noch von Subventionen.

A. [*mit Stolz*] Schon mal was von Schwenden und solchen Arbeiten gehört? [*wirft sich in die Brust*] Wenn's Geld gibt, dann weil wir eine grosse, für die ganze Schweiz wichtige Aufgabe erfüllen: Wir, wir, sage ich, pflegen die Landschaft.

C. [*grins*] Der Mörder ist immer der Gärtner – habt das jetzt ihr schon mal gehört?

A. Ich will dir Unmensch was sagen: Ohne uns kämst du nicht einmal herauf, mit deinem Töff gleich gar nicht.

C. Mach dir keine Sorgen, es gibt schliesslich den Heli.

A. [*wütend*]: Der kommt nur für Notfälle zu uns. Ein solches Unglück bist allerdings auch du!

B. [*bemüht, zu C.*] Magst du keine Tiere?

C. Diese hier wirklich nicht. Kühe gehören, selbst wenn sie wie die da frei herumlaufen, eigentlich immer in den Stall! Und die Milch kommt bekanntlich aus dem Supermarkt. Das heisst: [*dreht am Gashebel und brummt vernehmlich*] ich mag vor allem Rösser, aber nur als Pferdestärken.

Allgemeines Schweigen, der Ärger eines jeden ist greifbar.

B. [*legt das Tuch ab, nimmt sichtlich einen neuen Anlauf*] Komm, lass die Maschine sein und setz dich.

C. Gibt's was zu trinken?

A. [*bissig*] Milch, Milch und wieder Milch.

B. [*versöhnlich*] Hol' dir im Brunnen eine Flasche Bier, wenn du willst.

Sie setzen sich, man hört das unregelmässige Geläut der Kühe. A. Die Treicheln, das ist jetzt Musik in meinen Ohren!

B. Fang bitte nicht wieder an! [*zu C.*] Alsdann: was willst du?

C. Ich glaub', ich muss euch coachen: Das bei euch in der Höhe ist ja vielleicht ganz nett, will ich euch, grosszügig, zugestehen. Aber die Art und Weise ist garantiert extrem veraltet. Das gibt beileibe nichts Rechtes her, wenn ihr das Zeug nicht richtig vermarktet.

A. Unser Markt ist im Tal, Kerli. Er bedeutet gekräftigte Kühe und Gusti nach dem Alpsommer und deinen ungeliebten Käse. C. Kannst mir ein Stück zum Probieren geben.

A. Bitte dort im Haus. [*C. verschwindet kurz*]

- C. [*wieder draussen, stehend, kauend*] Seht euch nur einmal eure Hütte an, da passt dieses billige Wort wie [*tätschelt aufs Töff*] geschmiert. Ein paar Steine als Basis und sonst nichts wie blankes Holz [*schaut zurück in den Eingang*], durch ein paar Balken oben zusammengehalten und das Ganze nur in Wanddicke. Zieht's nicht grusig durch die Ritzen? Und wenn ein Sturm kommt? Wackelt wohl sicher alles, oder?
- A. Lästere nicht, die Hütte steht schon zweihundert Jahre auf diesem Platz.
- C. Da hat sie ja mächtig Glück gehabt.
- A. Ich jedenfalls fühl mich wohl wie der Alpöhi.
- C. Wie wer oder was?
- B. Wie der vom Heidi.
- C. Heidi? kenn ich nicht. Gibt auch unten im Dorf unter den Weibern keine. Muss eine komische Pflanze sein, wie ihr... Nein – nichts für ungut. Wie ist's denn mit dem Komfort bestellt? Sanitär, Küche, Kommunikation, Internet? A. / B. [*unisono gedehnt*] Uns langt's.
- B. Fern-Sehen haben wir ganz wortwörtlich hier herausen, schau nur auf die Bergkulisse – und der Blick geht ebenso weit ins Tal hinunter.
- C. Nur gut, dass man dort die Autobahn sieht, sonst wärt ihr ja hinterm Mond.
- A. Der Mond ist ganz wunderbar, wenn er hinter der Felswand aufgeht. Warte nur...
- C. Dann bin ich längst wieder im Tal. Heute ist Freitag. Disko. Zugegeben: das gäb' hier eine gute Freilichtbühne ab. Aber für eine Stage langt euer Strom mit den paar Solarzellen – trotzdem: super, super – kaum. Sicher nicht für Boxen, Monitore, Konsole, Scheinwerfer. Euer Mond, der könnte sich da glatt verstecken!
- A./ B. [*unisono*] Lass' uns unsere Ruhe!
- C. Na gut, ruhet sanft. [*weltmännisch*] Wenn sich wer sich hier herauf quält, will er doch eine Kompensation für seine Mühe: Wie ist's mit einem Schauraum im Stall, einem Verkaufstresen für eure Produkte? Mir fehlt das Wurstweggli, und wenn's keinen Schampus gibt, dann wenigstens verschiedenste Milchshakes. Du – das ist d i e Idee: eine alternative Bar. Mega geil. Wenn's drinnen nicht geht, so baut halt es Stübli an. Geht gleich in einem mit einem Landeplatz für Gleitschirmflieger.
- A. [*schwer verärgert*] Du vergisst den Parkplatz, Bursch.

- C. Merci, dass du mich aufmerksam machst. Den lassen wir ein Stück weiter unten. Dann seht ihr, wenn die Leute herauf kriechen und könnt euch noch eine Schürze umbinden, den Kopf bedecken, irgend so ein Werkzeug in die Hand nehmen [*greift den Schlauch, tut, als ob er sprüht*], so zum Beispiel. [*Holt Atem*] Ausserdem müsst ihr in den Gemeindeprospekt! Ich kenne einen super Werbefotograf. Der bringt euch mit allen Tricks ganz gross raus. Da müsst ihr am End' noch Eintrittskarten abgeben!
- B. Bitte Stopp! Wir spielen hier kein Theater! [*mütterlich*] Bleibst du über Nacht? Es dunkelt ein.
- C. Verdammt, euer Holperweg...
- A. [*ironisch*] Über Stock und Stein, Buebli, *holt im Stall einen Holztrichter und beginnt den Alpsegen zu rezitieren...*

Ein paar landeskundliche Erklärungen:

- *Alp* ist das in allen alemannisch geprägten Gebieten verwendete Wort für das im östlichen Alpenraum geltende «Alm».
- *Im Aargau ...* ist ein in der ganzen Schweiz bekanntes Volkslied, das sich mit dem Reislafen (dem sich Verdingen in fremden Heeren) des 18. Jahrhunderts beschäftigt, ab dem frühen 19. Jh. in gedruckten Ausgaben.
- Der *Schweizerpsalm* ist seit 1965 die heute (noch) gesungene «Nationalhymne», selbstverständlich wurde der original mit der Melodie verbundene deutschsprachige Text von 1843 in die anderen 3 Landessprachen übersetzt. Die durchaus religiöse Note führte dazu, dass er auch in den Kirchengesangbüchern der beiden Landeskirchen aufgenommen wurde.
- *unsland*: = Ausland
- *gopfrüidli*, *gopfertelli* auch *gopfertori*, *gopferdeckel* sind eine oft gebrauchte Wendung im Sinn von etwa «schrecklich zu sagen»; durch den «Kiosk-Song» Polo Hofers 1976 in der Form des *Gopfridstutz* auch über die Schweizer Grenzen bekannt geworden.
- *der grosse Kanton* umgangssprachlich für die deutsche Nachbarschaft.
- *Treibeln* sind die den Kühen umgehängten Glocken.
- *Gusti* umgangssprachlich für das (vor allem männliche) Jungvieh.
- *Alpöbi* und *Heidi* siehe das berühmte Buch von Johanna Spyri von 1880.
- *Alpsegen* bezieht sich auf ein an traditionellen (katholischen) Orten noch gebräuchliches, seit dem späten Mittelalter bekanntes Alp-Ritual, in dem beim Einnachten (der zu Ende gehenden Abenddämmerung) durch einen meist hölzernen Trichter ein Betruf, das ist ein Sprechgesang in der Art einer Litanei, erfolgt. Im romanischen Teil der Schweiz gibt es hingegen den gleichfalls sehr bekannten, gesungenen *ranz des vaches*, den Kuhreigen.

Alle POLIZEIPRÄSIDENTEN wollen unseren KOTTAN umbringen

Im Jahr 1977 war das wichtigste Ereignis für mich die unerwartet heftige, immer gefährlicher sich aufblähende KOTTAN-Krise. Der KURIER schrieb schon nach dem ersten Film KOTTAN ERMITTELT – HARTLGASSE 16 A ganz direkt: „Lieber ein Fritz-Eckardt-Krimi-Märchen als einen nicht ermittelnden Kottan in einem unstimmigen und vielfach ver- und überzeichneten Unsittenbild aus die enteren Gründ.“

Das SALZBURGER VOLKSBLATT schrieb: „Längst kann man nicht mehr glauben, dass es nur Instinktilosigkeit ist, wenn sich gewisse Medien so geflissentlich an den Vertretern von Recht und Ordnung abputzen. Sind nach den Polizisten nun die Kriminalbeamten dran? Statt des Menschlichen die nackte Niedertracht, statt des wienerischen Milieus die Gosse?“

Und die KRONE schrieb wie immer am herzerfrischendsten: „Die aufdringliche Beiläufigkeit, mit der versucht wurde, längst entlarvte Wiener Klischees zu entdecken, war einfach langweilig.“

Auch ein kurzer Auszug aus dem Telefonprotokoll des ORF-Kundendienstes war nicht erhebender: „Grauenhaft ... Proletenfilm ... Reine Sauerei ... Letztrangig ... Herr Vogel ist fürchterlich ... Man muss sich als Österreicher genießen ... Die größte Katastrophe nach der Einsetzung Oberhammers.“

Otto Oberhammer war der Nachfolger des Generalintendanten Bacher, der sich nun gedacht haben muss – bei seiner morgendlichen Zeitungslektüre –, dass ich ein verdammt schlechter Fernsehspielchef sein muss, wenn ich ihm zur Begrüßung ‚so ein faules Ei‘ hinlege.

Den zweiten KOTTAN – mit dem Untertitel DER GEBURTSTAG – hatten wir trotz der allgemeinen Miesmacherei schon gesendet, während wir, mein damaliger Programmdirektor Gerhard Weis und ich in Madrid Fernsehfilme für eine eventuelle Synchronisation ausgesucht hatten. Es war Juni, demgemäß in Spanien schon sehr heiß gewesen, jetzt aber, im Auto von Schwechat zum Küniglberg, war es fast unerträglich.

Wir waren verschwitzt und müde, und, wie es so ist in solchen Situationen, plötzlich war mit einem ganz kleinen Anlass die ganz große Krise da. Der Fahrer hatte die aktuelle Post zum Flugplatz mitgebracht, und mein Chef las sie nun auf der Fahrt zum Küniglberg.

Einen gehörigen ‚internen Wirbel‘ hatte es ja schon nach den Kritiken zum ersten KOTTAN gegeben, aber die offenbar koordinierten Proteste der Polizeidirektoren, die sie quer durch Österreich in allen Blättern untergebracht hatten – und auch in all den Briefen an den irritierten Gerhard Weis –, alle diese Reaktionen waren nun noch wesentlich härter als die nach dem ersten KOTTAN.

Dazu kamen wieder ziemlich viel negative Anrufe, die alle wieder im Zuschauer-Telefonprotokoll akribisch vermerkt waren. Offensichtlich waren doch auf Grund der rüden Zeitungskommentare fast alle Österreicher der Meinung, beim KOTTAN handle es sich tatsächlich um ‚Staatsverrat, Wehrkraftzersetzung und um das Beschmutzen des eigenen Nestes‘.

Gerhard Weis, der das alles bekümmert neben mir im Wagen studierte, sagte plötzlich: „Waßt eh, des woar da letzte.“

Ich konnte das nicht fassen. Ich hatte diesen Film doch zusammen mit dem Autor, dem Regisseur und dem Redakteur selbst ‚abgenommen‘, das gibt es doch nicht, dass plötzlich niemand außer uns das komisch findet.

Wie sollte ich ‚dem Chef‘ jetzt erklären, dass wir immer wieder alle zusammen etwas Neues versuchen müssen, dass wir in dem allgemeinen Krimi-Einerlei mit der KOTTAN-Reihe eine Art von Grotesk-Krimi ausprobieren wollen. Und diesen neuen Weg, den können wir doch nicht schon am Anfang wieder aufgeben? Und wegen der paar Zeitungsrülpser doch schon überhaupt nicht, oder?

Ich las alle Kritiken. Ich konnte das nicht verstehen. Nach sieben Jahren Fernsehspiel-Praxis weiß man doch schon vor der Sendung, was ungefähr die Herrn Kritiker nach der Sendung schreiben werde. Da musste es doch auch, meiner Schätzung nach, zumindest eine Handvoll halbwegs positiver Reaktionen geben. Aber nein, auf unserer Liste sah ich nur minus, minus, minus. „Das war der letzte KOTTAN, verstehst?“ Mist.

„Schau, Gerhard,“ sagte ich nach einer Weile des Nachdenkens, die Sache ist genau genommen die: Die dritte Folge KOTTAN ERMITTELT – WIEN MITTE können wir nicht mehr absagen, denn die haben wir schon gedreht. Und wegen irgendwelcher ‚inhaltlicher Lozelachs‘ kann dich kein Schwein in Österreich absetzen, aber wenn in der Zeitung steht, da liegt ein Sieben-Millionen-Film im Keller, und der Herr Direktor traut sich nicht, den zu senden, dann verdreschen sie dich öffentlich! Verlass dich drauf.“

Besonders schwer hatte meinen Programmdirektor der persönliche Anruf eines Lehrers getroffen: „Drei Battaillone SS gehören her, und die Verantwortlichen gehören an den Galgen!“

Es ging dann aber doch noch ohne Galgen ab.

Der Zenker-Patzak-Humor hat sich bei den Leuten schon in der nächsten Folge ganz direkt durchgesetzt. Wie vorgesehen haben wir den nächsten KOTTAN am 19. April 1978 gesendet, und die ‚Motorsportsektion der Polizeisportvereins Linz‘ – hoch soll sie leben – war die erste Polizei-Gruppierung, die dem ORF nach dieser Sendung offiziell mitteilte, dass die KOTTAN-Filme die Beliebtheit aller Kollegen im Raum Linz erkennbar gesteigert haben.

Denn „nur, wer über sich lachen kann, hat ein Recht, ernst genommen zu werden,“ schrieben uns die Linzer. „Als Louis de Funès den ‚Gendarm von St. Tropez‘ gab, kam es ja schließlich auch nicht zu Massenunruhen unter unseren französischen Berufskollegen. Also, lasst den Kottan doch ermitteln.“

Und Paul Blaha, der verdienstvolle, spätere Volkstheaterdirektor schrieb im KURIER mit gelassener Ironie nach dem dritten Film: „KOTTAN ERMITTELT ist so etwas wie ein Volksstück-Krimi. Und vor allem ein Lustspiel-Krimi. Er nimmt sich nicht ernst. Die Polizei, die ist nicht so ganz echt, sie ist lax und hat Humor. Und die Ermittlungen gehen eigentlich auch so nebenbei, sind weder Groß- noch Heldentaten. Helmut Zenkers Buch und die Regie von Peter Patzak sind voll von Streichen, von Witzen und von running gags, KOTTAN ERMITTELT mag um ein paar Lazzi zu viel haben, aber er ist ein echter Anti – Bullen – Krimi.“

Viele unterschiedliche Reaktionen hatten wir ja durchaus erwartet, aber manches hat mich dann doch überrascht. Dass mich zum Beispiel Dieter Stolte, der ‚Großadmiral des deutschen Fernsehens‘, der allmächtige Intendant des ZDF, sogar noch viele Jahre nach unseren Sendungen eines Morgens wutentbrannt angerufen hat, um mich zu fragen, ob ich seinen Untergang betreiben wolle, das hat mich echt verblüfft.

„Im gestrigen KOTTAN habt ihr doch eine Landung von ‚Außerirdischen‘ im Ruhrgebiet angekündigt! Alle Telefonverbindungen bei uns sind zusammengebrochen! Das ist ja wohl das Unseriöseste, was der ORF sich jemals geleistet hat“, rief er ins Telefon.

„Wieso, wieso,“ wollte ich noch sagen, „bei uns hat das überhaupt niemanden aufgeregt“, aber da hatte der Großadmiral schon aufgelegt.

Helmut Zenker hat für meine Buchausgabe im Residenzverlag aufgeschrieben, wie das ganze KOTTAN-Abenteuer begonnen hat.

„Der KOTTAN“, schrieb er, „war zunächst nur die Hauptfigur einer neunseitigen Kurzgeschichte für eine Anthologie, die nie erschienen ist. 1957 entwickelte ich aus dieser Geschichte ein Hörspiel für den Südwestfunk und den ORF, Anfang 1976 ein Drehbuch für den ORF, das mit der Geschichte nur mehr den Namen des ermittelnden Kriminalbeamten gemeinsam hatte. Der Kontakt zum Fernsehen kam durch den Redakteur Ainberger zustande, der meinen 1973 veröffentlichten Roman WER HIER DIE FREMDEN SIND gelesen hatte und mich aufforderte, ein Treatment für einen Fernsehfilm zu verfassen. Ich schlug meinen eben erschienenen Roman KASSBACH (Thema: Neofaschismus) vor, schrieb das Treatment und hörte fast ein Jahr lang nichts mehr davon. Das hatte ich erwartet, fand es auch nicht tragisch, weil ich mich sowieso eher als Lyrik- und Prosaautor sah und mit meinem ersten, recht umfangreichen Theaterstück WAHNSINNIG GLÜCKLICH befasst war. Schließlich verfasste ich aber dann doch den Entwurf für KOTTAN ERMITTELT – HARTLGASSE 16 a und reichte ihn ein. Dieses Mal kam nach wenigen Wochen der Vertrag, aber als das Drehbuch fertig war, lehnte der vorgesehene Regisseur das Buch ab. Der Redakteur nannte andere Namen, die zur Diskussion standen. Dem Namen nach kannte ich nur Peter Patzak, der ins selbe Gymnasium gegangen war wie ich. Ich hatte ihn in deutlicher Erinnerung, weil er die Körpergröße aufwies, die mir – ich spielte damals in der obersten Liga Volleyball – leider fehlte. Wir trafen uns in der Wohnung des Redakteurs und waren beide skeptisch ...“

Und doch, kann ich heute sagen, sind nach vielen Diskussionen in der Abteilung aus diesem Zufall schließlich achtundzwanzig anarchische KOTTAN-Folgen entstanden, die zumindest den Beteiligten eine tiefe Freude gemacht haben., Auch wenn uns ein Anrufer expressis verbis aufs Tonband gesagt hat: „Das ist wirklich kein Wunder, dass sich nach diesen Filmen der Hauptdarsteller Peter Vogel umgebracht hat.“

Juta Tanzer **alles ist gut**

aus „dieses andere glück“ / arovell verlag, wien gosau/ abdruck mit freundlicher genehmigung

in dieser zwischenwelt am rand des morgens und noch in berührungsnähe zum traumnetz der nachstunden rang sie schlaftrunken mit der versuchung, sich abermals von einer gnädigen schlafwelle mitrollen zu lassen.

dann war plötzlich dieser glaubenssatz in ihrem kopf wieder aufgeflackert, sein glaubenssatz, an den sie sich wegstückweise immer wieder angehalten hatten, wenn die nebenwirkungen der behandlungen die gemeinsamen lebensstage verfinsterten: alles ist gut.

es lag nun ganz an ihr, an ihrer alleinigen entscheidung, wie so viele weitere dinge in letzter zeit, sich gedanklich dieses seines satzes anzunehmen, sich in ihn zu verkriechen oder es vorsichtshalber lieber doch bleiben zu lassen. oder ihn kurz entschlossen auszudämpfen wie eine angebrannte zigarette, die man eigentlich nur aus unsicherheit angenommen hatte und ungeschickt in den rettenden schnee versacken ließ.

mitunter wühlte dieser satz ihre trauergedanken auf wie ein löffel den heiße-schokoladerest in der übergroßen tasse, manchmal aber deckte dieser satz auch ihre mehr oder weniger ständig vorhandene und hartnäckig symbiotisch mitlebende unruhe zu, wie die feuchtmodrige nussbaumlaubschicht im garten, die das bereits winterlich schwächelnde gras zu schützen vorgab.

er hatte nie gesagt „alles wird gut“. nur in besonderen momenten, von denen es immer welche gab bis ganz zuletzt, hatte er in seiner art, mit der von ihr bewunderten gelassenheit festgestellt, alles sei gut.

sie wusste genau, was er damit meinte, denn es betraf nicht zuletzt hauptsächlich sie, ihre unkomplizierte liebe, ihr inniges, verlässliches und unaufdringliches ineinanderwagen, später ihr mitgehen ohne aufforderung, einfach so, durch eine unerforschte unergründliche höhle, aus der es kein entrinnen gab. das wussten sie beide von anfang an. seine lebenszeit verschwamm ohne erbarmen mit dem sehnsüchtigen wunsch nach dem gemeinsamen altwerden.

ihr handy schlug alarm auf dem bettnahen regal und zeigte einen namen.

umständlich fingerte sie nach der lesebrille, ehe sie die nachricht nach dem kurzzeitigen hochnehmen blitzartig wieder weglegte.

nein, sie würde sich an diesem beginnenden tag nicht in gefühlte ketten legen lassen, sie wollte keine gut gemeinten ratschläge undankbar abwinken müssen,

sich nicht verteidigen, was ihre fehlende friedhofpräsenz anbelangte und das tragen schwarzer kleider nur zu modischem selbstzweck.

und ja, es wäre bitter nötig, den haushalt auf vordermann zu bringen, anstatt diesen sinnlosen gedanken nachzuhängen, was quantenphysik und religion einander zu sagen hätten, wenn beide ein solches gespräch überhaupt öfter anstreben würden.

selbstverständlich wäre es angebracht, in den frühen morgenstunden bereits das bügeleisen mit hausfrauenenergetisch geladener begeisterung aufzunehmen und der speiseplan der anstehenden tage ließe sich mit kreativen, abwechslungsreichen, neuen kulinarischen möglichkeiten durchaus bereichern.

„alles ist gut“, beruhigte sie sich und streichelte ihren vierbeiner, der eine antenne für ihre stimmungen in verblüffender weise bewiesen hatte. Auch jetzt, während in ihr traurigkeit und stolz in einer merkwürdig anmutenden, in dieser form noch nie dagewesenen mischung aufflackerten, fühlte sie sich gleichzeitig getragen und stark.

genau diese wahrnehmungsdichte, so fiel ihr ein, überrolle dem sagen nach jene gipfelstürmer, die ihrem ziel nahe, erschöpft und müde, demütig staunend nicht nur unendlich weit sehen, sondern auch für diesen einen augenblick unendlich weit spüren konnten, was das eigentliche sein ausmache.

auch sie hatte ein wesentliches ziel erreicht, die unbeschreibliche dichte des loslassens.

es war ihr gelungen, im richtigen moment für ihn da zu sein, sie ganz allein. und er hatte es zugelassen oder aber genau so gewollt, als er in enger umarmung, wange an wange mit ihr, in der geborgenheit ihrer nähe und dem gehaltensein in jeder weise seine ungewisse reise antrat.

alles war gut in diesem seinen weggehen, nur ihr zurückbleiben noch lange nicht.

worte aber sind ihre stärke und in diesem fall sind es drei davon, an denen sie lebenslang nicht mehr vorbeikommt: alles WIRD gut.

Juta Tanzer

ausstellung

stelle das wort
in den raum

und lasse es jenen
zuwachsen
die es
umschreiten

beschlossen

das altern
verschieben
um jene
spanne zeit
die ich noch
zum lieben
brauche

über/lebensplan

entwerfen
tagreihig das
glück in
erwartung
des himmels
den wir
längst tragen
in uns

lesung

behutsam
dem
geschrieben
en gehör
verschaffen
das leise
bleibt am
rand des
tages

unerwünscht

worte auf den
tisch legen es ist
gedeckt
messerscharf
schneidest du
nun erinnerung
in kleine stücke

Christa Maria Till **Eltern verklagt**

Ist denn das Leben wirklich so schön und wertvoll? Früher sagten die Väter: du musst mir dankbar sein für das Geschenk des Lebens. Heute spüren die Söhne und Töchter nicht mehr. Solche väterliche Sprüche können heutzutage auch nach hinten losgehen.

Antinatalismus ist das passende Wort dafür.

Da lese ich von einem jungen Mann aus Indien, der seine Eltern verklagt dafür, dass sie ihn gezeugt haben. Er fordert eine Entschädigung. Es wird zu einem Prozess kommen.

Er ist felsenfest davon überzeugt, sein Leben, das Leben sei sinnlos. Und am Ende von all dem Ungemach warte der Tod. Wozu das alles? Für die Erde seien wir Menschen bloss ein Ausschlag, eine Plage.

Das Gedankengut des Antinatalismus hat auch Eingang in die Philosophie gefunden. Dieser Zweig der Philosophie möchte den Menschen dazu bewegen, sich nicht weiter zu vermehren. Und dafür gäbe es bei Gott genügend Gründe. Im Moment liefert der Klimawandel gute Argumente. Dazu die ständigen Kriege, militärische Auseinandersetzungen, der Hunger in der Welt, Epidemien, Krankheiten, die man nicht heilen kann, die Zerstörung der Umwelt, ihre Verpestung und Vergiftung.

Philosophen, also Menschen, die sehr viel grübeln, haben schon öfter in der Zeugungsverweigerung einen Akt der Willensstärke gesehen. Einige glühende Feministinnen pfllichten ihnen bei.

Das Voluntary Human Extinction Movement plädiert vehement für das Aussterben der Spezies Mensch, Kinderverzicht sei der beste Umweltschutz.

Solche Argumentation fordert natürlich zu Gegenargumenten heraus und holt eine schwer diskutierende engagierte Denkgemeinschaft auf den Plan, die das Leben und dessen Sinn völlig anders bewertet und hier Demagogen am Werk verspürt. Wie das heute so ist: jede extreme Weltsicht fühlt sich als Minderheit und schreit lautstark ihr Welterlösungsprogramm heraus.

Der prozessierende Inder – Indien mit seiner Überbevölkerung, da gibt es nichts zum wer-weissen, ist schon ein Extremfall – er hat vielleicht Furchtbares an Mangel und Entbehrung erleben müssen..... Seine Eltern jedoch, die hätten sicherlich nicht die finanziellen Mittel für eine Entschädigungszahlung. Und die nicht finanziellen Mittel? Wenn sie lautstark bekräftigen würden, dass sie zutiefst bereuten, den Sohn auf die Welt gestellt zu haben..... Schon lief dieser schnurstracks zum nächsten Psychologen. Ich bin ein nicht gewolltes Kind.

Nicht so vielleicht dieser Inder. Er verweist selbstbewusst auf eine Studie, wonach jedes Jahr 12 Städte in der Grösse von New York City neu errichtet würden wegen der anwachsenden Bevölkerung. Allerdings, mit den Statistiken ist es auch so eine Sache.

Auf jeden Fall: der Prozess gegen die eigenen Erzeuger steht noch aus.

Boško Tomašević

Alles wird einmal enden, nur das Warten nicht

Immer kann noch etwas passieren. Aber nicht für immer. Immer kann noch etwas passieren. Bekannte Dinge wird mir

Gott nicht von neuem kundtun. Altes Wissen zu wiederholen ist sinnlos.

Und nichts braucht man zu sammeln. Alles Besondere und in sich Gekehrte

ist übrig geblieben

und kann sich niemals vor sich selbst entblättern. Es weilt in uraltem, echten Zweifel. Maulwürfe verkrochen sich in der Erde, und gewesene Menschen verdienten ihr Grab. Himmlisches Licht, halbrein, über den Dingen ist da „mit langem Rosenkranz wiederholter Geburten“ .

Und das kann abermals passieren. Aber nicht für immer.

Denn alles wird einmal enden, nur das Warten nicht.

Der Gott meines Heute

Ich bin vom Licht überwältigt.

Landschaft unter erstem Schnee am Morgen. Frost

wiegt sich zwischen Schatten von Bäumen und

Unterholz. Luft, die ich einatmete, dann ausatmete.
Rauschendes Wasser des Baches. Der Kirchturm in
Nachmittagssonne gehüllt. Ein warmes Restaurant mit
speisenden Menschen.

Der Weg, auf dem ich zurückging, bedeckt von einer dünnen
Schicht gestrigen Eises. Massive einer Felswand im Westen unter
rotem Schnee. Sanftes, gelbes, warmes Licht des Hauses, das ich
betrete. Fastenabendmahl.

Gespräch mit einem Freund in einem Raum mit Kamin.
Mein Zimmer mit meinen Manuskripten und Büchern.
Das Bett von der Lampe beschienen, weiß.
Ausruhen. Gibt es einen nächsten Tag?

Furcht ist Teil der schlafenden Landschaft

Furcht ist Teil der schlafenden Landschaft
überlegt mich nicht dem Stein
überlässt mich nicht dem Wasser
Verknüpft mir nicht das Irdische mit dem Engel im Roggen
die Dinge sind nur sich selbst Freund.

Das Feuer wusste vor mir mehr über
mich es ist meine fügsame Zukunft die
Wahrheit die mich durchtränken wird.

Weise ist es Asche zu sein.
Niemals wird sie geringer sein als
das was immer ist dasselbe
schenkt allen und jedem sein
Wesen nicht verneint das man
kennt bis zum Sternennetz bis zur
azurenen Erde so feucht.

Furcht ist Teil der schlafenden
Landschaft überlegt mich nicht dem
Stein lässt mich nicht das Wasser
schauen. Ich schäme mich nicht Asche
zu sein.

Das Wesentliche ist da und es gibt sich nicht hin dem Fleische mein
schönes Alles in Furcht vor der Materie.

Ich, der ich alle Menschen war

Ich, der ich alle Menschen war,
war ein
Schlüssel und Algebra aller
Zeichen, ein Weg, der mich
überrascht hat.

Ich war der Sarg meines Vaters,
den jemand auf den Schultern
trug zum Friedhof.

Ich war der Augenblick dieses Augenblicks,
Heraklit,
den dasselbe-andere Wasser nicht
schmerzt, dessen Wasser ich jetzt schaue,
meine Wasser desselben-anderen Todes,
dessen Akt mein Leben wiederholen wird
gleich einer Auferstehung.

Hannes Vyoral

vorfrühlingsgedicht

Aus dem Manuskript: *ostinato* (unveröffentlichte Gedichte 2020/2021)

auf *die* vergösse ich tränen auf
paradiese voll amselgesang, auf
blühende hasel & regenweide
wenn das jahr in schwung
kommt und schnee abwirft von
dächern und wipfeln platsch
platsch geht das kind an meiner
seite alles ist jung und nass
platsch platsch

straßendorf im april

sonne blendet von
den mauern

frühlings frisch–
geweißter häuser &
die autos blitzen
blank geputzt vom
straßenrand dem
silberband durch
unser dorf mit
blumenschmuck
und storch

mein klassischer frühling

es gefällt
das blühen & gedeihen
bienen summen um die
rosa– weiß geschmückten
zweige ameisen verkehren
wieder vertikal
stammauf stammab ich
seh schon die mit
läusen dichtbesetzten
ein– gerollten
kirschbaumblätter
frühling, ja du bist's!

gartenbegräbnis

dich hat der wind
abgerissen der böig
aufkam vor dem
gewitter blatt, das
früh starb ich
begrabe dich weit
vor den andern,
stumm
der jugend gedenkend,
auf dem kompost

wachstumsphasen

irgendwann hörte
ich auf zu wachsen
& irgendwann
später wurde ich
kleiner auch leiser
ich hatte nichts zu
beweisen war ich
doch über mich
hinausgewachsen

glorie & glast

das fenster steht
offen, jemand mäht
das gras in seinem
garten mirabellen
reifen und marillen
duften mittags
summt die luft
in einer blase licht ich
winke matt dem
grellen sommertag und
mach das fenster
wieder zu

Josef Wagner **Der Liederzyklus**

„Nebenher: der Lyriker bin ich. Er schreibt ja ganz nette Prosa, oft überraschend, kurz und körnig. Aber der Lyriker bin ich.“

Der Rechtsanwalt a.D. (ausser Dienst) setzte sich zurecht. Ein mächtiger Leib. Er schob den Römer von sich, behielt ihn jedoch in der Nähe. Nahm dann doch einen kräftigen Schluck. Das schön gemusterte Tischtuch spiegelte sich ab. Der Wein im bauchigen Glase war die Linse.

Dass er sich mit solchen Reden nicht gerade sympathisch machte, blieb ihm verborgen. Und doch kommt alles darauf an, sympathisch zu sein oder

wenigstens sympathisch zu wirken, empathisch bemüht – sonst bleibt der Erfolg aus. Der Hörer oder Leser zuckt die Achsel, wendet sich ab und geht zur Tagesordnung über.

Der Rechtsanwalt fuhr fort: „Das Wort – und ich sage: das lyrische Wort – hat Vorrang. Wie sagt BENN? , ...es gibt nur zwei verbale Tendenzen: die mathematischen Lehrsätze und das Wort als Kunst. Alles andere ist Geschäftssprache, Bierbestellung‘.

Das steht im Benn-Brevier. Etwas für ‚eilige Leser; sie sollten sich die Mühe machen, die vollen drei Bände zu lesen, zu studieren, nicht im Brevier stecken zu bleiben.“

Zeitlebens hatte der Rechtsanwalt ein Doppelleben geführt Offen in Saal und Talar beeindruckte er mit abgezirkeltem Wort und ausgreifender Gestik. Er war in Anwaltskreisen als eigentümlich bekannt. Verdeckt machte er Lyrik, denn Lyrik – das griechische poien, Poetik – denn Lyrik wird gemacht: geformt, gekeltert, gekältet – wie Kruppstahl, hätte er fast gesagt. Aber, dachte er zugunsten des literarischen Freundes,

„Meine frühen Gedichte hat er alle im Kopf, ein mathematischer Kopf und ein archivarischer. Er sollte die Mathematik, die er, wie er gesteht, treibt, lassen und besser in Prosa machen. Und mit der Lyrik, die er mir anvertraut hat, ist das so eine Sache. Wie immer. – „

Der Rechtsanwalt rückte den Römer zu sich. Die Muster der Tischdecke rückten elliptisch und hyperbolisch nach. Neuerlich nahm er einen kräftigen Schluck, zündete sich eine Zigarette an, paffte aber bloss, Lungenzüge vermied er.

Nun – er erheiterte seine imaginierten Hörer, die geisterhaft seine Gartenlaube umsassen, in der der Tisch stand, die Tischdecke lag, der Römer rückte und er , der Rechtsanwalt, sass.

Er erheiterte sie. Er war eine Abwechslung. Er brachte Grelles ins Grau. War es eine Probe? Probte er einen Auftritt? Sah er ein Schwurgericht und seinen Freund als Angeklagten vor sich, den er als Prosaiker, aber nicht als Mathematiker oder gar als Lyriker wollte.

„Ich zeige Ihnen, gleichsam als corpus delicti – eines seiner spärlichen Gedichte. Wie gesagt: Der Lyriker bin ich. Er schreibt – das sei zugestanden – ab und zu recht nette kleine Prosa. Und dieses Gedicht – hören Sie bitte genau her ! – dieses Gedicht sieht er als Zyklus. Er bringt es zu GOETHE in Bezug,

zu dessen etwas pikanten angeblichen Ausspruch „*Jeder Tag hat seine Plage und die Nacht hat ihre Lust*“ ---

Hier sehen Sie bitte – dass wir an Goethe anschliessen – das erste Gedicht des – wenn er so will – Zyklus

Nacht weile
Tag eile

Nun wie finden Sie das? Aber es geht weiter. Der Zyklus umfasst vier Gedichte. Ich zeige sie später ganz. Der Autor, mein literarischer Freund, den ich vertrete, der Mathematiker und recht passable Prosaiker, der sich hier Lyrik anmasst, geht weiter.. Nämlich in seinen Anforderungen, in seinen Präntentionen. Er verlangt erstens, dass jedes Gedicht, so kurz sie einzeln sind, auf einer eigenen Seite stehe – und zweitens – Sie werden das nicht für möglich halten! – und zweitens will er, dass jedes Gedicht auf seiner jeweiligen Seite im Goldenen Schnitt zentriert sei, also vom oberen Rand – in guter Näherung – 39 von 100 und zum unteren Rand 61 von 100 Einheiten entfernt: 39 und 61 macht 100. Ich gehe darauf nicht ein. Das soll er mit seinem – so er einen findet – Verleger ausmachen.“

Er setzte ab, setzte den Römer an. Das Muster .. wir kennen das schon, das Glas, die Linse der Wein... – und setzte fort:

„Ein letzter Hinweis zu dem Zyklus : auf die Potenzen im dritten, im vorletzten Gedicht ist er mächtig stolz – und im letzten auf die Umschliessung des Tages durch die Nacht und die wechselseitige Durchdringung der beiden“. „Mathematik und Dichtung wäre unter Umständen mal ein Thema“. Das Letzte sagte er zu sich.

Und noch ein Schluck. Das Aschebäumchen der zu Ende gerauchten – die Lunge schonend ohne Tiefgang gerauchten – Zigarette zerfällt

„Hier gebe ich Ihnen – allerdings kompakt geschrieben und nicht wie er es will auf eigene Seiten vereinzelt, das Gedicht, den ‚Zyklus‘ Urteilen Sie bitte selbst“

1
Nacht
weile
Tag
eile

2

Nacht
 weile/ eile/ ile/ le / e
 Tag
 e i l e
 3

N_{nacht}
 w eⁱ
 le
 T-AG
 eⁱ le keywords:
 Potenz, Aktiengesellschaft, Kreis, rund, EULER
 4

N_{Tachgt}
 w/eile

„Übrigens: Der Band soll heissen: ‚Reine und angewandte Lyrik‘ – etwa wie Reine und angewandte Mathematik, oder Reine und angewandte Mechanik.

Will er uns ironisieren: uns Bewahrer und Verwahrer des Wortes?, die wir die Dinge noch in der rechten, allein zulässigen Rangordnung sehen: den ordo verborum vor dem ordo rerum, das Wort, den Logos vor der Sache, das siegreiche Wort! Ich wiederhole das siegreiche Wort!

Aber urteilen Sie bitte selbst.“

**

Nun war die Munition verschossen. Ein schöner sonniger Septemberevening lag um die Laube, um Sitzbank, Tisch, Tischtuch, Glas und Flasche. Die Flasche ist leer. Er liess die Blätter wie sie waren liegen, stemmte sich hoch und stieg in den offenen Keller hinab.

Besim Xhelili **Gedichtzyklus.**

Frag mich nie

Frag mich nie, wie ich die letzte Nacht verbracht,
denn meine Liebe für dich ist eine ewige Macht.
Solltest du heut' unter den Lebenden mich nicht mehr sehen,
so soll das Aroma deiner Lippen mein Grab umwehen.

Fiebernd im Park

Fiebernden Herzens irrte ich im Park herum,
Übermaß der Liebe machte mich unendlich dumm.
Ich weinte gemeinsam mit Enten und Vögeln am Wasser,
Schaudern in meiner Seele machte mich blasser und blasser ...

Wirrsal über den Augenlidern

Teure Freundin, deine Augenlider voller Wirrsal!
Welche Schuld trifft ein schwaches Geschöpf wie mich?
Siehst du, wie Aufruhr meinem Herzen wird zur Qual
durch uns're Tränen, die strömen von des Schmerzens
Stich?

Die Ruhe deiner Nähe

Das Herz voll Kummer, rasch die Kräfte mich verlassen.
Der Atem im Stich mich lässt, die Wünsche mir
enteilen. Doch wenn ich vermag, deine Nähe zu fassen,
kann ich auch in Ruhe und Güte weilen.

Deine schönen Augen

Deine schönen Augen, so vollkommen,
so tief und inspirierend.
Doch einen Dichter mit Kummer übersponnen
Mit diesem Blick, so wild und erobernd.

Sonate

O deine Augen, Sonate der
Vollkommenheit, Herberge der

Unsterblichkeit, haben mich aus Neid vom
Weg gebracht, Dissonanzen in der Melodie
entfacht.

Werkstatt

Markus Grundtner **Auf unbestimmte Zeit vertagt**

oder: Warum ich keinen Corona-Roman schreibe

Gebt die Pandemie so weiter, kommt unsere Beziehung in die Statistik der Todesopfer.

So könnte mein Corona-Roman anfangen.

In der zweiten Woche der Ausgangsbeschränkungen legen wir eine Pause ein, um uns nicht mehr streiten zu müssen.

Der Arbeitstitel des Romans lautet Sicherheitsabstand.

Meine Freundin Klaudia sagt, dass die Coronakrise alles zehnfach verschärft habe: die Probleme der Menschen, deren Konflikte und deren Wahnsinn. Das sagt sie nach unserem Streit darüber, wer von uns erschöpfter ist. Wir haben Zwillinge, zwei Jahre alt. Klaudia ist Italienischlehrerin und versucht ihre Schüler zu erreichen, vergeblich. Ich bin Anwalt und meine Mandanten versuchen mich zu erreichen, erfolgreich. Tja, auch den Untergang muss irgendwer regeln.

Wenn mir einmal Zeit bleibt, bin ich Autor. Als solcher kann ich Klaudias Einschätzung nur beipflichten: Die Maßnahmen zur Eindämmung des Virus führen – dramaturgisch gesehen – dazu, dass Menschen, die zusammenleben und einander bisher erfolgreich aus dem Weg gegangen sind, sich nicht mehr aus dem Weg gehen können. Der Beweis: Ich bekomme viele Anfragen, ob ich auch Scheidungen übernehme.

1987 hieß es: „Mein Tanzbereich – dein Tanzbereich.“, heute heißt es: „Mein Distanzbereich – dein Distanzbereich.“

So könnte mein Corona-Roman anfangen – Arbeitstitel: *Dirty Distancing*

Immer wenn ich bei einer Straßenbahnhaltestelle vorbeigehe und die Durchsage höre: „Aufgrund der geänderten Gesundheitslage ersuchen wir Sie, regelmäßig Ihre Hände zu waschen“, dann denke ich: „Dieses Dystopie-Drehbuch, in dem ich nun lebe, nutzt seine Schauplätze aber sehr gekonnt für

Zwecke der Exposition.“ Demnächst also in Ihrem Heimkino: *Dr. Corona oder: Wie ich lernte, die Kollateralschäden an der Gesellschaft zu lieben.*

Der Kindergarten ist geschlossen. Unter tags gehe ich mit den Kindern raus, denn ich kann besser mit den Polizisten über die Verfassungswidrigkeit jener Verordnungen diskutieren, die sie durchsetzen sollen.

Nachts erledige ich dann meine Kanzleiarbeit, sodass ich am Ende keinen Kopf mehr habe, auch nur einen Satz zu formulieren. Früher war das Schreiben ein Kampf gegen mich selbst, mittlerweile ist es ein Kampf gegen die Gesamtsituation, damit gegen die Menschen, welche die Bedingungen dieser Situation verstärken – ein Kampf gegen die eigene Familie.

Ich wünsche mir ein Goldfischgedächtnis für das „und immer wieder“: Am Morgen aufwachen – „Ach, heute zuhause bleiben? Wie schön.“ – abends schlafen gehen und wieder aufwachen – „Ach, heute zuhause bleiben? Wie schön.“ – usw., usw., ...

Vielleicht sollte ich einfach wie ein Schriftführer in einem Gerichtsprozess arbeiten, also nur protokollieren, was um mich herum geschieht und gesagt wird, aber bloß nichts reflektieren.

Ihre Blicke trafen sich im Supermarkt. Sie trug Maske, er auch. Sie waren die Einzigen, denen Corona-Eindämmung etwas bedeutete. Er lächelte, sie lächelte – was er nicht an ihrem Mund erkannte, sondern am Leuchten ihrer Augen.

Der Arbeitstitel dieses Romans lautet *Hasengitter und Heiratsmaterial.*

Einen Roman zu schreiben, heißt, ein hehres Ziel zu verfolgen, aber eben jene Verfolgung eines hehren Ziels, die darin besteht, dass ich mich entfernen muss, führt auch dazu, dass es den Menschen in meinem Umfeld nicht so gut geht, wie es ihnen gehen könnte. Es ist vielleicht immer so, also auch unter normalen Umständen, dass ich mich als Autor von meiner Familie in der einen oder anderen Form wegbegeben muss. Genau das wird aber kritisch, wenn ich mich nicht wegbegeben darf oder wegbegeben kann. So wie eben jetzt.

Die Kinder haben Geburtstag. Beim Händewaschen singe ich vier Mal Happy Birthday, zwei Mal gegen das Virus und zwei Mal für die Kinder. Klaudia setzt ihnen selbst gebastelte Kronen auf und bringt ihnen das italienische Wort dafür bei. Nach unserer Mini-Feier gehe ich mit den Kindern raus. Ich spaziere durch Wien mit Zwillingen, die begeistert „Corona! Corona!“ rufen.

Der Arbeitstitel dieses Romans lautet: *Den Kindern geht es wunderbar*

Kurz gesagt: Ein Buch schreiben, heißt, präsent zu sein und sich zugleich zu entfernen, Letzteres auch in Zeiten, in denen das unmöglich ist.

Das Händeschütteln ist also Geschichte, ich vermisse es nicht.

Genauso sollte mein Corona-Roman beginnen und so weitergehen:

Nun lebe ich auch gesünder: Statt zwei Tassen Kaffee trinke ich täglich eine Tasse Bourbon.

Es wird aber auch Zeit, endlich wieder etwas zu unternehmen – mein erster Romansatz könnte auch sein: *Lasst uns alle um die Schreibtische ziehen!*

Der Arbeitstitel: *Das Treffen der alkoholischen Anonymiker.*

Der Grund, warum ich trotzdem keinen Corona-Roman schreiben werde, ist vielleicht, weil mir das Szenario immer noch unklar ist, weil ich nicht weiß, wer in unserer Zeit der Gute oder der Böse ist, oder, ob es überhaupt einen Guten oder Bösen gibt. Und, selbst wenn ich es wüsste, wäre immer noch nicht klar, ob sich überhaupt jemals etwas ändern wird, ob irgendjemand etwas Sinnvolles aus der Coronazeit gelernt hat oder lernen wird.

Vielleicht sollte ich lieber Musik machen: Wenn ich eine Band haben sollte, ist mir ihr Name eingefallen. Die Band heißt: – *The Sadistic Statistics* –

Meine Kinder streiten um Buntstifte, auf dem Smartphone streiten meine Kollegen um die Auslegung der Kurzarbeitsrichtlinie und ich bin mittendrin. Ich habe alle Hände voll zu tun, und nie lange auch nur eine Hand frei. Weil ich den Corona-Roman lebe, kann ich ihn nicht aufschreiben. Aktuell reicht mein Material höchstens für einen Erziehungsratgeber im Kurzformat: *Elternschaft bedeutet, den Nachwuchs müde zu machen, ohne dabei selbst müde zu werden. Viel Glück!* Die Schriftstellerei wird hiermit auf unbestimmte Zeit vertagt.

Axel Karner **4 Gedichte**

I – Idiot

bübchen

der riss geht mittendurch

vergiss nicht den

abstand zur not zu

blasen kaum unterwegs

dringt durch die

spalten mein gesicht
die nase hinauf in den
wolkenbruch

2 – kriegsgewinnler *laß uns*
schlafen mein vater auf
seinen reisen noch
ingenäht zwischen den
fingern schwadroniert
requiriert vom feind sollt
ich spross nicht wenig
missraten vom wert
gestohlner kunst bedeckt
ein angenehm leben führn
verlogen – kann den
brotherrn nicht leugnen –
habs versucht geschickt
büßen *im leben scheitern ist*
keine schande. war ein
brillanter krippel

3 – lügner und
leugnerunersättlichs wissen
was auch gefragt
geschröpf bloß kein
gespräch zu was ists nutz
teufel gottesbub der zweck
schwarzes weib

4 – scherenschleifer als ich
wegging aus dem schmalen
bett meiner eltern die erde
bebt

die beamten in reih und
glied auf schwarzen
regenschirmen zwingen
sätze messer schere licht der
schnee schmilzt mit einem

stich ließ das herzklopfen
flöten hinausgewachsen
vielleicht

Mark Klenk **Janusz Korczak – Damit wir nicht vergessen**

Damit wir nicht vergessen und sich die
Geschichte wiederholt, möchte ich meine
Sünde der Feigheit gestehen. Mit zitternden
Händen schreibe ich von jenem Tag, an dem
ich Janusz kennenlernte.

Meine schweren Stiefel hallten wider, als wir
über die Kopfsteinpflaster marschierten. 190
Waisenkinder von Dom Sierot gingen in
Zweiergruppen, Hand in Hand.
Jeder trug sein Lieblingsspielzeug durch
die Straßen des Warschauer Ghettos,
während sie mir folgten.

In der Ferne konnte ich einen
Kollegen hören, der im
Flüsterton sprach:

– Janusz, Janusz, wir können dich befreien!

Mit einem Lächeln lehnte er
ab: *– Ich werde nicht zulassen, dass
meine Kinder Angst haben.
Sie sollten heute nicht alleine sein.*

Ganz anders als er
– von dem Fundament meiner Seele bis hin zur Hülle
meines Seins – bin ich ein Feigling! Ein Feigling, der
190 Kinder zu den Gaskammern bringt, um meine
eigene Haut zu retten.

Trotz meiner stolzen Uniform war meine
Schande zu sehen, während ich Janusz und
seine Waisenkinder, alle in ihren besten

Kleidern und einem mutigen Lächeln im Gesicht, zu dem Zug brachte, der sie zum Vernichtungslager Treblinka bringen würde.

Ich sprach kein Wort und konnte meinen Kopf nicht heben, um sie ein letztes Mal anzusehen, als sie auf den Zug getrieben wurden, wie Rinder zur Schlachtung. An ihrem letzten Tag auf der Erde war Janusz wieder der stärkere Mann, der tröstende Worte zu den Waisenkindern sprach, während seine Augen vor Liebe strahlten.

In meinen Alpträumen höre ich immer noch das quietschende Geräusch des abfahrenden Zuges, der sie an Bord mitführte. Die Kinder sangen noch ein letztes Lied und ihre unschuldigen Gelächter verfolgen mich.

Mit zitternden Händen schreibe ich diesen Brief, um Zeugnis von Janusz und seinen Waisenkindern abzulegen.

Meine angstbeladenen Hände halten meine Pistole und versiegeln diesen Brief mit meinem Blut, damit wir nicht vergessen.

Annemarie Moser **Ich plane einen Aufstand, nach Ostern**

Die Außenwelt entsteht durch meine Stimme, wenn ich mich reden höre, sonst bin ich nur im Inneren, in meinem Körper. Die Dinge außerhalb meiner, in der Wohnung, antworten nicht. Die Geräusche, die von außen kommen, meinen mich nicht. Ich sage zu mir: Du bist noch da.

Ich sage: Ich kann machen, was ich will.
So ein Schwachsinn. Eine Lüge. Lüge! Ich
will Freundinnen treffen, mit ihnen sitzen,
reden, konsumieren. Reden!
Wenigstens mit einer oder mit zweien.
Man sieht sich so, beim Einkaufen, es geht ganz leicht.
Ein Schanigarten. Zeit genug.
Ich bin getestet, bin sogar geimpft. Ich bin nicht ansteckend.
Von meinen Freundinnen sind fast alle schon geimpft.
Wir sind schon neutralisiert! Wie sich das anhört.
Ich sage: Nehmen wir alle unsere Impfkarten mit, dann – Aber es
gibt keine Bedienung. Dem hat die Regierung einen Riegel
vorgeschieben. Lockdown bis 18.4. oder noch länger. Die Bänke in
den Fußgängerzonen wurden entfernt. Zumindest alle, die nicht in
Beton fixiert sind. Ha, es gibt auch einbetonierte!
Auch in der Bankfiliale hat man die Sitzgelegenheiten verräumt.
Auseinander! Auseinander! Stehend warten. Abstand halten.
Ihr seid Krankheitsüberträger, macht es euch ja nicht bequem da.
Der Minister appelliert an die Eigenverantwortung. Ja eh!
Und wenn die Fußgängerzonen ausgeräumt sind, muss die
Polizei weniger Leute stampern. Gibt's keine Brösel.
Ja, eh! Aber was hat das mit mir zu tun?
Die Jungen setzen sich irgendwohin. In die Wiese.
Die Alten sollen sich schützen lassen. Einzeln einsperren
lassen. Ich plane einen Aufstand. Auf meinem Rollator kann
ich sitzen, wo ich will. Ich fahre in eine Fußgängerzone,
morgen, wenn es wärmer ist als heute, und setze mich
irgendwohin. Mit Ausweis und Impfkarte. Und Negativ-Test,
der morgen noch gilt. Und Maske, natürlich. Oder nein, der
Test gilt morgen schon nicht mehr, nur 72 Stunden.
Trotzdem.
Mit Ausweis und Impfkarte und abgelaufenem Test und
Maske. Bin ich gesetzeskonform? Nur solange niemand
stehenbleibt und mit mir redet, ohne den Abstand
einzuhalten. Ich, allein, wäre kein Problem, für niemand, da
nicht und dort nicht, nirgends.
Ein isolierter Einzelmensch ist kein Problem.

Dieses System ist toxisch. Aber ich will nicht weinen.
Weinen will ich erst, wenn es vorbei ist.
Ich sage dieser Regierung: ihr seids Dolme. Surme.
Unfähige elendige Gfraster.
Nein, das sage ich lieber nicht. Aber jetzt, aber da, solange ich
allein bin, kann ich sagen, was ich will, solange mich niemand
hört. Und morgen, mit dem Rollator, marschiere ich los.
Ohnmächtig, machtlos, würdelos. Justament.

Sascha Wittmann **Die letzten Ferien**

Auszug

Ich ertrage es nicht. Zur Begrüßung ein Kuss, aber ohne Leidenschaft. Dann sofort Übergang zum Alltag. Keine Frage danach, wie es gewesen sei, ob ich Spaß gehabt hätte. Stattdessen Immobilienbeilage der Zeitung. Ob er zum Abendessen etwas bestellen soll, oder ob wir noch zum Italiener wollen. Für den nächsten Tag habe er sich mit Markus zum Mountainbiking verabredet, weil er ja davon ausgegangen ist, ich sei noch bei meinem Seminar. In der kommenden Woche werde es in der Firma anstrengend. Warum ich so still sei. „Ich habe dir ja gleich gesagt, dass dieses Esoterik-Zeug nichts ist.“ Ich halte das nicht mehr aus.

Wir bestellen etwas beim Chinesen. Ich habe keinen Hunger, obwohl ich in den letzten Tagen wirklich nicht viel gegessen habe. Der Fernsehapparat läuft. Eine Doku über Namibia. Da könnte man auch einmal auf Urlaub hinfahren. Safari und so. Wenn dann alles geregelt ist. Solange man noch die Freiheit dazu habe. Man solle sich nicht alles für die Pension aufheben, das Leben jetzt genießen.

Ich habe keinen Kopf für Urlaub. Mir ist das alles zu geplant. Ich ersticke noch. Erst die Wohnung, dann heiraten, dann ein ausgedehnter Urlaub – oder in umgekehrter Reihenfolge – dann das erste Kind, zwei, drei Jahre warten, dann das zweite, nach ein paar Jahren wieder arbeiten gehen, Pension. Das war's. Ich halte das nicht aus. Alles nach Plan. Keine Luft zum Atmen.

Als wir im Bett liegen, bin ich schon ein bisschen betrunken. Stephan schiebt mir seine Zunge in den Mund, knetet mit einer Hand meinen Busen. Ich will nicht. Aber was soll ich ihm sagen? Christians Gesicht taucht plötzlich auf. Ich

presse die Augenlider ganz fest zu, lasse Stephan machen – und hoffe, dass es nicht zu lange dauert.

Ich kann dann nicht einschlafen. Was mache ich hier eigentlich? Stephan schnarcht leise. Schon Zwei. Hoffentlich weckt er mich nicht in der Früh, wenn er zu seiner Radtour aufbricht.

Ich bleibe einfach hier, fahre nicht mehr zurück in die Stadt. Für das Wochenende habe ich genug zu essen. Es ist sogar noch Brennholz da, aber jetzt ist es ohnehin schon wieder so warm, dass man auch am Abend sicher nicht heizen muss. Wenn ich am Montag den Strom anmelde, brauche ich den Ofen nicht einmal zum Kochen. Lüften und Putzen. Seit Oma ins Heim gezogen ist, hat hier niemand mehr sauber gemacht. Wozu auch? Das Wasser ist natürlich auch abgedreht, aber es gibt ja noch den Brunnen. Stephan wird sich wundern, aber eigentlich war ich an diesem Wochenende ohnehin verplant. Das Telefon. Nur für Notfälle einschalten, solange ich es noch nicht aufladen kann. Küche, Zimmer und Speis sind schnell gekehrt und gewischt. Den Dachboden muss ich ja nicht gleich jetzt vom Dreck befreien

Es ist wirklich noch alles so, wie Oma es verlassen hat: Geschirr, Bettwäsche, sogar Kleider, die hohen Marmeladegläser, die Flaschen mit Bügelverschluss für Holunderblütensirup und Ribiselsaft.

Christian hat nicht angerufen, zumindest keine Nachricht hinterlassen.

Morgen werde ich das Gemüsebeet umstechen, damit ich am Montag die ersten Pflanzen setzen kann. Was hat es bei Oma immer gegeben? Kraut, Kohl, Erdäpfel, Fisolen, Paradeiser. Hier müssten doch auch Zucchini, Melanzani und Paprika wachsen. Katzenwäsche, etwas Sauberes anziehen.

Im Dorf sieht man nur wenige Menschen. Sie grüßen – so wie damals, als ich ein Kind war. In den Gärten ordentlich angelegte Beete. Die meisten haben sogar kleine Glashäuser. Wie ich mich erinnern konnte: Paradeiser – und wie ich vermutet habe: Paprika, vielleicht auch Chili, Melanzani und Zucchini. Kürbis – genau: es könnten auch Kürbispflanzen dabei sein. Eine tolle Idee. Kürbis hält lange, und man kann die verschiedensten Gerichte damit kochen. Ich werde den Gemüsegarten vergrößern, dann komme ich mit dem Ertrag leicht über den Winter.

Was? Nein, ich suche niemanden. Sollte ich die Frau kennen? Sie ist ungefähr in meinem Alter. Könnte mit ihr gespielt haben, damals in den Ferien. Ich will mich nicht unterhalten, will nicht erklären, wer ich bin und was ich hier mache. Sollen die Leute mich doch für seltsam halten. Tür zu und absperren. Nicht,

dass ungebetener Besuch kommt. „Ich wollte nur einmal schnell vorbeischaun.“ Bei Oma hat immer wieder einmal jemand vorbeigeschaut. Aber ich brauche das nicht, muss mich erst einmal hier einrichten, planen, überlegen.

Kerzen sind noch genug da. Außerdem gibt es ja bald wieder Licht. Morgen zeitig aufstehen, damit es beim Umstechen nicht zu heiß wird. Montag Pflanzen und Samen kaufen.

Montag. Ich nehme mir einfach Urlaub. Schaut blöd aus am selben Tag. Und was, wenn der Urlaub nicht genehmigt wird? Ich melde mich krank. Hier muss es doch irgendwo einen Arzt geben. Welche Krankheit? Migräne. Habe ich sonst nie. Verkühlung, Kreuz verrissen, Sehnenscheidenentzündung, Burnout. Nein, ich habe kein Burnout. Ich will nur weg von dem ganzen Scheiß, habe das Gefühl, dass jeder an mir zieht, etwas von mir will.

„Schön, dass wieder jemand in das Haus zieht. Bist du nicht die Enkelin von der alten Frau Schöngruber? Willst du jetzt ganz da bleiben? Du kannst dich doch sicher noch an meine Lisa erinnern. Ihr habt als Kinder immer miteinander gespielt.“ Am Gemeindeamt war es die reinste Hölle. Nein, ich weiß noch nicht, ob ich ganz hierbleiben möchte. Nein, ich kann mich nicht an Lisa erinnern. Will ich auch gar nicht. Ich will nur Wasser. Wenigstens kann ich die Stromanmeldung auch gleich hier erledigen. Der Ort hat nämlich ein eigenes Hackschnitzelwerk, das groß genug ist, alle Haushalte mit Strom zu versorgen. Darauf sind sie hier offenbar sehr stolz. Ein Foto des Werks in Postergröße hängt im Büro hinter dem Schreibtisch der Beamtin.

Wenn es stimmt, was die Dame gesagt hat, sollte morgen alles funktionieren. Da kommt gleich in der Früh der Gemeindearbeiter. Also noch einen Tag Akku sparen. Arzt gibts nur im Nachbarort, hat zum Glück am Montagvormittag Ordination. Eh klar, da melden sich alle krank. Dafür ist erstaunlich wenig los, nur zwei Leute vor mir. Er glaubt mir die Sehnenscheidenentzündung im rechten Arm nicht ganz, ist mir aber egal, Hauptsache, er hat mich für eine Woche krank geschrieben.

In diesem Mühlendorf gibt es wenigstens ein Geschäft, in dem sie nicht nur Lebensmittel haben, sondern auch ein paar Gemüsepflanzen und Samen.

Überhaupt muss ich mich an das Landleben erst gewöhnen. Das Gemeindeamt hat nur vormittags von acht bis elf offen. War wohl Eingebung, dass ich nicht zuerst zum Arzt gefahren bin. Bei uns im Ort gibt es gar kein Geschäft, man muss also an Vorräte denken.

Mittags ist es richtig heiß, es ziehen aber Gewitterwolken auf. Ideal, um das erste Gemüse zu setzen.

Vorher muss ich mich aber noch bei Stephan melden. Die Abteilungsleiterin hat mir in der Früh meine plötzliche Krankheit einfach geglaubt, mir nur gute Besserung gewünscht. Mit Stephan wird das nicht so einfach. Die Nachricht, die ich ihm hinterlassen habe, hat sich ja nur auf das Wochenende bezogen. Heute hat er schon dreimal angerufen und zwei SMS geschrieben. Jetzt müsste er Mittagspause haben, also werde ich mich bei ihm melden. Gleich. Nur eine Zigarette noch. Wenn ich nichts von mir hören lasse oder nur eine Nachricht schicke, kommt er womöglich hierher. Das geht auf keinen Fall! Ich will ihn hier nicht haben.

Geschafft. Er hat zwar nicht verstanden, warum ich meine Entzündung hier draußen auskurieren möchte, wo mir niemand helfen kann, aber er dürfte die Ausrede geschluckt haben, will erst am Wochenende herkommen. Bis dahin muss mir noch etwas einfallen.

Christian hat sich nicht gemeldet. Sollte ich? nein, zu früh.

Paradeiser sind gesetzt, Kürbis, Zucchini, Karotten Kraut, Kohl und Salat angebaut. Sonst hat's in dem kleinen Geschäft nichts gegeben. Es ist zwar immer noch wolkig, aber bisher kein Regen. Also Gießkannen schleppen. Zum Glück sieht niemand, wie ich mich mit meiner angeblichen Sehenscheidenentzündung abrackere. Ich bin völlig aufgelöst. Dusche wäre schön. Hoffentlich ab morgen. So muss es eine Katzenwäsche tun. Und frische Wäsche.

Wäsche – das wird noch ein Problem. Es gibt keine Waschmaschine. Oma hat bis zuletzt im Trog gewaschen. Aber wenn sie das in ihrem Alter geschafft hat, sollte es für mich ein Kinderspiel sein.

Stephan ruft an, ob es mir gut geht, ob ich nicht lieber doch zurückkommen will. Nein, will ich nicht, und es geht mir gut.

Hier geht schon mit den einfachsten Tätigkeiten so viel Zeit drauf. Kein Geschirrspüler, keine Waschmaschine, ab morgen sollte wenigstens die Kochplatte funktionieren. So ganz ohne Kaffee ist es auch öd.

Öd ist auch, dass man am Abend nichts tun kann. Kein Fernsehen, ich habe mir nichts zum Lesen mitgenommen. Beim Kerzenlicht wäre das zwar romantisch, aber ohnehin mühsam. Also zeitig ins Bett.

Keine Nachricht von Christian.

Michael Stradal **Die Scherben des Lebens**

Arbeitstitel – Auszug

Pauline hatte begonnen, Heinz wirklich ernst zu nehmen und seine Verliebtheit nicht mehr nur als Tändelei eines Verwöhnten zu empfinden, sondern als echt. Sie hätte ihn in diesen Herbsttagen gerne öfter getroffen, allerdings fand sie nicht oft Zeit dafür, denn an den Rhythmus des Ganztagsjobs, mit seinen Notwendigkeiten der genaueren Freizeiteinteilung, konnte sie sich lange nicht gewöhnen. Außerdem schien sich Heinz vermehrt rar zu machen, denn er war oft tagelang nicht erreichbar und hinterließ ihr auch nur selten Nachrichten, wann und wo man einander treffen könnte.

Als Freundin Maria ihr eines Tages ganz nebenbei zuflüsterte, sie hätte jüngst Heinz Strebel bereits zum wiederholten Mal in Begleitung von Vera Gauss gesehen, lernte Pauline wieder das Gefühl der nagenden Eifersucht kennen. Diese Dame war nämlich die überaus attraktive Tochter eines sehr erfolgreichen Immobilienmanagers, der, wie man dann und wann in der Zeitung lesen konnte, sich einer gewissen Förderung durch die Partei von Präsident Strebel erfreute. Dass diese interessante junge Dame den Strebel Eltern eine willkommener Schwiegertochter wäre als sie, da machte sich Pauline kein X für ein U vor.

Pauline war daher ein wenig nervös, als Heinz wieder einmal ein Rendezvous haben wollte und sie verzichtete diesmal beim Treff auf die von ihr so gern benutzte ‚So wichtig ist das nicht – 5 Minuten Verspätung‘. Ganz im Gegenteil. Sie war an diesem Freitagnachmittag schon vor der vereinbarten Zeit beim Café ‚Tomaselli‘, musste sich aber in Geduld fassen, denn diesmal ließ Heinz überraschenderweise auf sich warten.

Ehe sie noch dazukommen konnte, sich darüber zu ärgern, kam er schon die Churfürst Straße heruntergehasst und ließ sich keuchend neben ihr auf den Sessel fallen.

„Verzeih’ meine Verspätung, Pauline“, japste er außer Atem. „Ich hatte noch zwei wichtige Besorgungen zu machen und die haben doch länger gedauert.“

„Schon gut, Heinz“, beruhigte sie ihn. „Ich habe ja fast schon geglaubt, du hast mich versetzt. Zehn Minuten sind eine lange Zeit, wenn man auf jemanden ein wenig sehnsüchtig wartet.“ Heinz grinste.

„Eigentlich, Pauline, hast du maximal fünf Minuten warten müssen, denn üblicherweise kommst *du* fünf Minuten zu spät. Also habe ich heute nur deine fünf Minuten in Anspruch genommen.“

„Jetzt sag' bloß, die hast du einkalkuliert. Dann hättest du dich aber trotzdem verrechnet, denn ich war heute schon fünf Minuten vor der Zeit da.“

„Echt?“, meinte Heinz und lachte herzlich. „Dann verstehe ich dein ‚ein wenig sehnsüchtig‘ von vorhin!“ Pauline rückt näher.

„Hast du wieder genug Luft? Ausgehechelt nach dem Laufen?“, fragte sie.

„Klar. Geht schon!“

„Dann hast du ja hoffentlich wieder Luft für einen Grüß-Gott Kuss, oder?“ Heinz umarmte sie.

„Nichts lieber als das“, strahlte er, ehe sich die Lippen zu einem weitaus mehr als nur einem Grüß Gott Kuss trafen.

„Wie geht's dir? Was treibst du die ganze Zeit?“, fragte Pauline, nachdem sich jeder einen Cappuccino bestellt hatte.

„Ach, dies und das“, antwortete er leichthin. „Abends warte ich manchmal, dass du in die Kreuzhof-Straße kommst und mich überraschst. Aber bisher war das noch nie der Fall.“

„Du wirst lachen Heinz, ich hätte es manchmal schon in Erwägung gezogen, aber ich wollte vorher anrufen, damit ich sicher sein kann, dass du auch da bist. Aber der Herr Strebel ist in letzter Zeit nicht immer zu erreichen gewesen.“

„Du brauchst doch nicht anzurufen, Schatz, ich bin immer abends daheim.“

„Auch allein?“

„Natürlich, was denkst du denn.“ Er blickte sie von der Seite an. „Hör' ich da etwas heraus?“

„Nix hörst du heraus“, verneinte Pauline.

„Doch, doch. Lass mich nachdenken. Ach, ich weiß schon. Beim Erntedankfest vorigen Sonntag habe ich doch deine Freundin Maria mit ihrem Mann gesehen. Alles klar!“

„Was ist klar?“

„Die hat dir sicher geflüstert, dass ich mit der Vera Gauss dort war. Stimmts?“

„Nicht nur dort bist du mit ihr gesehen worden, sondern auch noch wo anders, Heinz. Da mache ich mir halt Gedanken.“ „Ach Gott! Bist du am Ende gar eifersüchtig?“ „Überhaupt nicht!“, erwiderte Pauline rasch.

„Offenbar doch, denn sonst würden deine Augen nicht so funkeln. Aber du kannst ganz beruhigt sein, Pauline. Die Vera erkläre ich dir später.“

„Nein, Heinz, das will ich jetzt genau wissen.“

„Erzähl mir zuerst von dir. Wie geht's im Institut?“

„Jetzt lenke bitte nicht ab. Ich frage einmal gleich direkt: Hast du dich heute deshalb verspätet, weil du von ihr gekommen bist?“

Heinz lehnte sich unangenehm berührt in seinem Sessel zurück.

„Also gut. Wie du willst. Aber bitte entspanne dich, sonst verdirbst du dir einen schönen Moment!“

„Nicht *ich* verderbe mir den Moment, sondern *du*, weil du dich so windest, mir dein Verhältnis zu dieser Vera zu erklären.“

„Das ist doch kein Verhältnis, Pauline“, knurrte Heinz verärgert.

„Ich habe ja nur gesagt ‚zu‘ Vera und nicht ‚mit‘ Vera.“

Er legte den Arm um ihre Schulter, was Pauline nur widerwillig akzeptierte, sich aber dann doch an ihn lehnte.

„Also, ich höre, Heinz!“, forderte sie ihn auf.

„Ich habe mich heute deshalb verspätet, weil ich, wie schon gesagt, zwei Besorgungen zu erledigen hatte.“

„Aha!“

„Zuerst war ich in einer Druckerei und anschließend noch beim Joschi.“

„Was machst du um diese Zeit in einer Druckerei und wer ist Joschi?“ Paulines Worte klangen wieder etwas freundlicher.

„In der Druckerei habe ich in allerletzter Sekunde eine wichtige Drucksache geholt, die ich unbedingt heute noch brauche.“ Pauline rückte ein wenig ab von ihm.

„Jetzt aber ernst bitte: Flunkerst du mich an? Was für weltwichtige Formulare braucht der Herr Strebel noch an einem Freitagabend oder gar am Wochenende?“

Heinz griff wortlos in seine Sakkotasche, zog eine kleine Schachtel hervor und hielt sie Pauline unter die Nase.

„Ich habe dies hier abgeholt!“, sagte er und überreichte es ihr.

„Was ist da drinnen?“, fragte sie und schüttelte dabei die Schachtel vorsichtig.

„Dann schau halt hinein“, lächelte er.

Pauline zog mit einiger Mühe den Deckel in die Höhe und blickte hinein.

„Visitenkarten!“, meinte sie verständnislos.

„Aber schon ganz besondere!“, ergänzte Heinz.

Pauline zupfte eine heraus und mit einem Mal begriff sie, was sie da in der Hand hatte.

„Das bist ja du!“, rief sie überrascht. „Magister Strebel – das heißt ja, dass – oh Heinz, das bedeutet – ja, ich gratuliere!“ Sie beendete ihr überraschtes Gestotter, denn dass Heinz heute als absolvierter Jurist vor ihr sitzen würde, nein, das hatte sie nicht erwartet. Dementsprechend stürmisch fielen die Umarmung und die Gratulation aus. Dann erinnerte sich Pauline, dass sie eigentlich eifersüchtig sein musste. Sie löste sich langsam von ihm.

„Genug des Jubels, Herr Magister Strebel. Du wollest mir eigentlich von Vera Gauss erzählen.“

„Ach Gott! Die Vera!“, sagte er und streichelte ihre Hand. „Wir hatten für meine letzten Prüfungen die gleiche Kommission. Zusammen mit einem dritten haben wir eine Strebergemeinschaft gebildet und haben uns in den letzten Wochen wechselseitig abgeprüft. Leider ist sie durchgefallen. Damit du aber jetzt ganz beruhigt sein kannst – sie ist fix verbandelt mit einem jungen Schauspieler, der in Wien engagiert ist. Also schwirrt sie – wie sie erzählt hat – demnächst in die Buhau ab.“

„Wohin?“, fragte Pauline erstaunt.

„Na, in die Buhau. Die Bundeshauptstadt halt.“

„Hab ich dich in der letzten Zeit deshalb nicht erreichen können, weil du dich in deine Bücher vergraben hast?“

„Ja. Und das musst du jetzt auch wissen, Schatz. Ich habe im Sommer eine Krise durchgemacht. Mir –“

„Das ist mir aufgefallen, oh ja!“, nickte Pauline. „Verzeih! Ich habe dich unterbrochen!“

„Also mir ist das Studium plötzlich zu öde geworden. Ich wollte wirklich aufhören und die Uni Uni sein lassen. Aber dann bin ich mir bewusst geworden, dass du niemals einen verkrachten Studenten heiraten wirst – wie du dauernd sagt – und ich deshalb einfach fertigstudieren *mus*s. Daher habe ich gewissermaßen den Turbo in mir gezündet, habe mich in meine Wohnung in Parsch eingeknistet und mich halb deppert gestückt. Der Rest ist Geschichte. Ich habe die letzten zwei Prüfungen vorige Woche hingekriegt und bin gleich zum Joschi gegangen.“

„Ach ja, Joschi!“, erinnerte sich Pauline. „Wer soll denn das sein?“

„Mein Freund Joschi ist ein Künstler. Er hat leider ein bisschen lange gebraucht für das, was ich wollte.“

„Jetzt rede doch nicht so quer durch das Gemüsebeet, Heinz. Was hat's denn mit dem auf sich?“

Wortlos griff Heinz in die andere Sakkotasche und zog ein blaues, abgerundetes Schachterl hervor.

„Das hat der Joschi für dich gemacht!“, erklärte Heinz feierlich.

Paulines Herz klopfte heftig. Da *konnte* ja nur ein Ring drinnen sein. Das war ihr sofort klar.

„Darf ich?“, fragte sie verschmitzt.

„Na sicher!“

Vorsichtig klappte sie den kleinen Samtdeckel zurück. Natürlich war ein Ring drinnen. Aber was für einer! Überwältigt presse sie als erste Reaktion ihre Hand gegen die Brust.

„Bist du närrisch!“, flüsterte sie und schüttelte den Kopf. „Der ist ja wunderschön – was heißt wunderschön – prachtvoll ist er – Heinz, ich weiß jetzt nicht, was –“

„Gefällt er dir?“, fragte er erwartungsvoll, denn er war sich nicht sicher gewesen, ihren Geschmack zu treffen.

„Was heißt gefallen, Heinz! Der ist einfach – herrlich. Da sind ja alles Brillanten. Ich weiß nicht, was ich sagen soll.“

„Du brauchst gar nichts zu sagen, denn jetzt rede nur ich.“

„Ja?“

„Liebste Pauline“, hub Heinz mit feierlichem Unterton an. „Dieser Ring ist mein Verlobungs Geschenk und gleichzeitig mein Antrag, dich zu heiraten. Bekomme ich jetzt dein Ja-Wort? Ich bin ja kein Student mehr und außerdem fange ich ab Oktober der Kanzlei von –“

Weiter kam er nicht, denn Pauline hatte sein Gesicht zu sich gezogen und küsste ihn zärtlich.

„Ja, ja, ja“, flüsterte sie ihm ins Ohr und konnte nicht verhindern, dass ihr Tränen kamen.

„Ja, aber“, lächelte Heinz, als er es bemerkte. „Meine Pauline vergießt Tränen?“ Sie nickte nur und tupfte sich die Augen.

„Wenn man so glücklich ist, dann darf man doch!“, meinte sie.

Neue Mitglieder

Katrin Bernhardt

Safura

aus: Aufbrechen, edition lex liszt 12, Oberwart, 2020, S. 48-49 und S. 111.

Ich soll über Flucht schreiben
über das Grauen
über ...

Könnte das Safura das kleine
große Mädchen mit der
schlimmen Geschichte und
den lachenden Augen nicht
besser als ich?

Oder die Klasse an Halbwüchsigen an
Halberwachsenen die zu schnell ihrer
Kindheit beraubt wurden?

Gestrandet

Mit nur wenigen Monaten Zeit um
eine fremde Sprache zu erlernen
bevor man sie auf die Straße schickt

Ohne Ausbildung

Ohne Perspektive

Heimatlosigkeit kenne ich
dachte ich

Aber es ist eine selbstgewählte
keine erzwungene

Und wie gerne kehre ich nach Hause zurück
Schon nach ein paar Monaten

Dann, wann ich will

Nie bin ich um mein Leben gerannt

Nie hat jemand gegen mich eine Waffe gerichtet

Nie hat mir ein Stacheldrahtzaun den Einlass verwehrt

Nie habe ich all das verloren, was mir am liebsten ist
Nie hat mir jemand gesagt:
Ich kenne dich nicht, aber ich will dich hier nicht!
Safura aber lächelt
Jeden Tag, wenn ich sie treffe
Ein Strahlen in ihr So als sehe sie
etwas vor sich das ich nicht erblicken
kann Die Buchstaben dieses neuen
Alphabets gehorchen ihr noch nicht
aber sie malt sie unaufhörlich Wie
schwere Klötze liegen sie da
Verbogen
Verzerrt
Zerquetscht Ihre arabischen
Zeichen schweben wie zierliche
Vögel auf weiten Schwingen
durch ihr Bildwörterbuch Als
wollten sie sich davonmachen
Aufmachen
Zurück in ihre Heimat
So als wären sie frei

Tunnelblick

Graue Zinnsoldaten
Lohnsklaven auf dem
Weg zur Arbeit
Fahl
Übergewichtig mangelernährt
Hinein in die Röhre Hinein in den
nächsten Tag rast der Zug durch die
Zeit Der Nebel auf den Feldern passt
zu den ausdruckslosen Gesichtern
Manche holen den Schlaf nach der
unruhig geworden ist und die Träume
farblos Andere fragen sich mutlos ob
das der Seele Heimat ist

Annelies Glander ... und es begab sich ...

vor vielen Jahren, als es noch kein Erasmusprogramm gab, Studenten ihr Studium voll finanzieren mussten und Aufenthaltsbewilligungen in anderen Ländern nur gegen Nachweis gesicherter Einkommensverhältnisse erhielten:

Mein sehr begabtes Töchterlein, bei der die intellektuell wohltemperierte Ausbildung im Lycée Français auf fruchtbarsten Boden gefallen war, hatte nach dem mit Auszeichnung bestandenen Baccalauréat nur den einen sehnlichsten Wunsch, an der Sorbonne in Paris Geschichte zu studieren. Dies war nur möglich, nachdem ich mich verpflichtet hatte, monatlich 4.000.– Schillinge zu überweisen, was für mich bedeutete, selbst eisern zu sparen und so viele Überstunden wie nur möglich zu machen ...

...auch bei sparsamster Lebensführung reichte dieser Betrag aber in Paris natürlich nicht. Offizielle Beschäftigungen waren streng verboten, es gelang der jungen Heldin wunderbarerweise, bei einem Zeitungskiosk für 20 Stunden in der Woche schwarz beschäftigt zu werden, und da sie schon sehr gut Französisch sprach, fiel ihre Nationalität nicht weiter auf. Eines Tages jedoch schöpfte eine böswillige Kundin Verdacht und behauptete, dass sie den Schwindel durchschaut hätte und Anzeige erstatten würde.

Die Kioskbesitzerin, eine sehr vife und mit ihrer Assistentin sehr zufriedene Südfranzösin, vertraute der Kundin ein, wie sie hoffte, überzeugendes Geheimnis an, dass dieses Mädchen nämlich das Ergebnis eines Fehltrittes ihres Mannes sei und daher doch Halbfranzösin? Die Kundin wollte daraufhin unbedingt die österreichische Mutter kennen lernen, um diese Aussage zu verifizieren. ...

... da liebende Mütter doch alles für ein Kind zu tun bereit sind – und mein Mädel schon sehr erfolgreich im 4. Studienjahr war, unternahm ich mutig ein Pilgerreise nach Paris, wo eine große Schar neugieriger Nachbarn in dem an den Kiosk angrenzenden Schanigarten ein Festmahl vorbereitet hatten, bei dem ich zu meinem nicht geringen Entsetzen einem hässlichen, zahnlosen, schlampig gekleideten „Vater“ gegenüber stand, der mich an den Glöckner von Notre Dame erinnerte, den ich aber spontan liebevoll umarmen und küssen musste. Vielleicht war es der herzenerwärmende Sonnenschein, der reichlich konsumierte Wein und, weil ich wirklich mein Bestes gab, der Schwindel gelang, das uneheliche Kind konnte sein Studium ohne weitere Probleme abschließen und ...

... lernte knapp davor einen wohlgestalteten jungen Franzosen kennen, der als gerade fertiger Buchhändler seine erste Wohnung in dem Haus gegenüber des Kiosks bezogen hatte und am Kiosk täglich seine Le Monde kaufte ... und die junge Verkäuferin sehr bald nicht nur zu Café crème und Croissants einlud ...

... seine Eltern hatten für diese in akademischem Gleichklang komponierte Liebe auf den ersten Blick vollstes Verständnis, reisten jedoch sicherheitshalber nach Wien, um die Familie der eventuellen Schwiegertochter zu erkunden. Beim Empfang kam bei Kaffee mit Schlagobers und Apfelstrudel zur Jause ein gemütliches Gespräch zustande, das die zukünftige Schwiegermutter unterbrach, um zu Hause anzurufen und mitzuteilen, dass „La maman parle comme nous – on peut se marier“ (die Mutter spricht wie wir, es kann geheiratet werden)!

Wohl nahmen sehr bald nach der Hochzeit die unverzichtbaren Bücher aller Fachgebiete in der größenmäßig leicht überschaubaren Miniwohnung in Paris überhand, doch war da auch noch Platz für drei muntere Kinder, die zu gerne immer wieder nach Wien kamen, um exotische Speisen wie Kaiserschmarrn und Marillenknödel zu verschlingen.

Die linguistischen Aspirationen einer hoffnungsvollen Großmama konnten in Form spielerischer Sozialisierung in origineller Weise erfüllt werden. Ob in der Sandkiste, im Schwimmbad oder am Spielplatz im Park, es herrschte erstaunliches Einvernehmen, man verstand einander. Bis heute ist es mir aber nicht gelungen, die mir inzwischen über den Kopf gewachsenen kühnen Recken dazu zu bringen, Wörter wie „Zwirnsknäuel“ oder „uijeggerl“ erkennbar auszusprechen

...

Wolfgang Mayer König **Was wir wollen**

als wolle was man will oder was man wollen soll
das defizit der wünsche übersteigen. zwischen dem
abgesang der wünsche weiterkriechen. den
wünschen immer unähnlicher, große versäumnisse
in fremde verhältnisse zum erhofften glück stellen.
das vorbringen in der rede trüb, zwar bemüht, aber
klanglos, eher als erforderliches maß an
selbstsicherheit, bevor es zum gänzlichen

zusammenbruch der wünsche kommt. was wir wollen, beispielsweise:

lebendiges zur welt bringen, uns in taten verwirklichen, mit wechselbälgen dem gewohnten entrinnen. vielleicht wollen wir ein wenig vorsprung und schonung, erfahrung die dabei frei, dressur, die uns beigebracht wird. wir wollen tapfer sein vor dem feind in uns selbst, auch vor dem, plötzlich draußen in der welt. wir wollen nicht recht behalten um jeden preis, wollen deshalb aufhören recht zu sprechen, wollen auch gerne der unterste sein der bremer stadtmusikanten.

wir wissen noch nicht genau, wollen wir deckung nehmen, oder doch eine revolution entfachen. dem wirrwarr wollen wir jedenfalls nicht länger huldigen, weil wir erahnen, dass so kein weg aus uns in die freiheit führt.

so hat unsere hoffnung immer geheißen, die gleichung aus verlockung und verletzung hebt sich auf, und das begehrte findet seinen raum. denn der verzicht auf nähe ist und bleibt zwang, der das errungene dem unterbliebenen ähnlich macht. wir wollen schließlich begraben werden neben denen, die gleichzeitige waren, gleich beteiligt und unbeteiligt, den nunmehr verschwiegenen, jenseits von presse und buchdruck. was ich mir immer schon wünsche, sesshaft zu werden, und gleichzeitig immer auf reisen zu sein. was ich mir wünschen kann, woher soll ich das wissen ?

Monika Krautgartner **Jeder Beruf hat seine Tücken ...**

Die Menschen haben sehr krause Vorstellungen von uns Intellektuellen. Vor allem unsere Arbeitswelt romantisieren sie haltlos. Wahrscheinlich, weil sie nicht gar so viele Schriftsteller, Bildhauer, Filzerinnen und Schwertschlucker in ihrem Bekanntenkreis haben und uns praktisch nur aus Filmen kennen. Im Film kriegt die Schriftstellerin nach einer abwechslungsreichen Irrfahrt durchs Leben immer einen Preis, der Maler bekommt verheiratete schöne Frauen ins Bett, die Filzerin gratis Wolle, der Schwertschlucker anerkennend-schauernd Unmengen an Rosen und Scheinen auf die Bühne geworfen, besonders, wenn er sich zur Freude des Publikums ein Loch in die Kehle gestochen hat, und der Bildhauer eine eigene Statue seiner selbst, vorausgesetzt, er ist tot.

Ich werde oftmals sogar dafür bewundert, Schriftstellerin zu sein.

Dabei ist dieser Job nicht zwangsläufig ein Honiglecken.

Denken Sie nur an die vielen Menschen, die während der Lesung durch das laute Niederstellen meines Wasserglases aus ihrem Schlummer gerissen werden müssen. Das ist anstrengend für den Oberarm und auch für die akustischen Sensoren, denn ich muss blitzschnell auf die wahrnehmbare Umstellung von zäher Atmung auf leichten Schlummer reagieren.

Oder denken Sie daran, wie unangenehm es sein muss, während einer Lesung von Blähungen geplagt zu sein und ein Klogang nicht möglich ist, weil man alleine auf der Bühne sitzt und sich und den eigenen Stoffwechsel nicht dem Gelächter preisgeben will. Man könnte im äußersten Notfall die Bühne verlassen, freilich, aber damenhafterweise nur, wenn man einen Magendurchbruch oder vorzeitige Wehen hat. Welche Intellektuelle dieses Planeten will sich beim Publikum schon mit dem Satz: „Ich muss mal schnell aufs Klo gehen, es bläht mich“, entschuldigen?

Doch nicht nur während einer Lesung ist man oft geschlagen und gestraft als Bühnenblume. Kennen Sie sämtliche Wald- und Wiesenwege des Innviertels? Sind Sie mit den Rindersteigen, Abstiegen und Hausstrecken der Einheimischen zwischen dem Mühlviertel und dem Salzkammergut vertraut? Ich schon! Und haben Sie ebenfalls immer Gummistiefel und ein Überlebenspaket samt Dauerwurst und Kletterseil im Kofferraum Ihres Autos, weil Sie damit rechnen, dass Sie ein querulantes, unfähiges Navi bei Glatteis und Nebel in den Vorhof der Hölle schickt, wo Sie dann weder vor noch zurück können in irgendeinem Wald und wo auch keiner wohnt, der helfen könnte?

Es ist manchmal wirklich ein emotionaler und orientierungstechnischer Kraftakt sondergleichen, dass ich überhaupt den Ort der Lesung erreiche.

Manchmal mit zitternden Knien vom Anfahrtsstress, fast weinend und völlig aufgelöst, während das bestens gelaunte Publikum bereits den dritten Magenbitter kippt und fröhlich darauf wartet, dass es nun gleich von mir unterhalten wird.

Und denken wir auch an die Brötchen! Die Brötchen und Kuchen, die bei meinen Lesungen gereicht werden, sind meist der Hammer. Wenn eine Frauengruppe die Lesung organisiert, darf man mit variantenreich belegten Brötchen und neunerlei Kuchen rechnen. Ein Quell der Freude, möchte man meinen, doch leider nicht für mich. Während der Lesung kann ich aus nachvollziehbaren Gründen natürlich nicht an Speckbrot und Trüffelschnitten herummalmen, nach der Lesung wird meist mein Lesetisch gestürmt, ich verkaufe Bücher und signiere sie, was mich prinzipiell glücklich macht und auch einen Teil meines Einkommens sichert.

Doch jene, die nicht um meinen Tisch herumstehen, Bücher kaufen und Fragen stellen wie: „Haben Sie als Kind auch schon geschrieben?“ oder „Kennen Sie den oder den, der ist ja auch so gut?“, sind am Buffet und krallen sich die im Eintrittspreis enthaltenen Brötchen. Sie beginnen mit den Lachsschnitten, arbeiten sich über die Schinkenrolle zum Speckbrötchen vor, und sobald ich dann Zeit habe für eine Brötchen-Inspektion liegen meist nur mehr die gesunden Sachen dort, die Grünkernvollkornbrote oder der Karotten-Ingwer-Cracker, die keiner will, keiner beißen kann und die saures Aufstoßen verursachen. Selbstredend, dass es sich mit den Kuchen ebenso verhält. Die Ersten hatten die Creme-Schoko-Himbeer-Schlagobers-Petit-Fours erwischt, am Kuchentablett liegen bestenfalls noch drei staubtrockene Bioschnitten ohne Zucker, ohne Fett und ohne Glasur. Meist esse ich sie trotzdem, denn hungrig bin ich ja nach einer Lesung und die Heimreise mit ihren Tücken könnte wieder eine Nacht im Wald inkludieren, da ist man schon froh, wenigstens etwas im Magen zu haben, und sei es auch was Gesundes oder Hartes.

Wem mein Beruf immer noch wie ein immerwährender Quell der Freude erscheint, dem erzähle ich jetzt noch schnell von den unzähligen Verwandten, die zu allen möglichen Tageszeiten bei mir hereinschneien, weil sie der Meinung sind, ich bin ja zu Hause, tu' somit praktisch nichts und kann für Boten- und Behördendienste eingespannt werden.

Und vergessen wir nicht die Poesiefreunde aus dem Weltall, die es jedes Mal, wenn sie mich zu Gesicht bekommen, drängt, mir anzuvertrauen, dass sie auch schon einmal ein Gedicht geschrieben haben und es mir auch gleich direkt im

Supermarkt, in der Kirche, oder vor dem Container für tote Haustiere aufsagen wollen.

Da nützt es gar nichts, wenn ich sauer schaue, es wird immer als Ergriffenheit gedeutet, und wenn ich nach der vierzigsten Strophe der vorgetragene Ode an die nähere Heimat zusammenbreche und weine, freut sich so manches Lichtwesen der Poesie und unterstellt mir Begeisterung. Der Satz am Ende dieser Spontanvorträge ist immer gleich, nämlich: „Das war gut, gell?“ Und meist wehre ich mich nicht gegen die Vorwegnahme meiner Meinung und lasse das so stehen, um nur schnell genug wegzukommen von diesem Flecken der Folter. Sie würden nicht für möglich halten, wieviele Menschen mir ein Gedicht aufsagen wollen, und es spielt keine Rolle, wo ich gerade erblickt werde. Auch das Telefon wurde schon Zeuge von überfallsartigen metrischen Katastrophen, da kann ich allerdings durch Kratzen am Mikro eine Verbindungsstörung vortäuschen und auflegen.

Ja, so sieht er aus, mein Beruf, und da habe ich Ihnen noch gar nichts über Verlegerinnen und Verleger erzählt, über Journalisten und Literaturkritiker und, und, und. Betrinken Sie sich mit mir und fragen Sie mich dann ein bisschen aus!

Ich verspreche Ihnen, es steht Ihnen ein informativer, eindrucksstarker Abend bevor!

Ida Leibetseder

Allein

Du stehst gern allein,
weil es dann nichts gibt, was dich hält
gestehst dir nicht ein, wer zu sein, dem es
fehlt geliebt zu sein,
in den Arm zu nehmen
siehst nicht ein, dass alleine da zu stehen
dich nicht warm hält und du frierst in
deiner Einsamkeit, die du so begehrt.

Die Ewigkeit

Jede noch so Länge ist gedrängt in Zeit.
Getränkt vom Längen wirkt beständig nicht immer was auch bleibt
Und wie verfänglich Bestand selten nur Bestehen
zeigt Sinkt auch am Ende aller Tage, täglich Sein
zurück in Einsamkeit.

Nachtwandler

Blätterschritte, lautlos eilend, lassen in
das Gewand der Nacht gekleidet
ihn erscheinen,
Hitze teilen
Bis ihn, wie der Wind entschwunden,
nur Vergangenes beschreibt und
ich ihn als Verschwunden finde in
einer Welt, die dennoch bleibt.

Josefa Plank **Erziehung muss sein**

Ein Sonntagnachmittag im August. Ich gehe durch den Stadtpark, bleibe beim Teich stehen und sehe zu, wie andere Spaziergänger die Wildenten füttern. Dann höre ich in einiger Entfernung hinter mir eine weibliche Stimme befehlen: „Zuerst schluckst du runter!“ woraufhin ein Kind zu weinen beginnt. Ich drehe mich um. Eine gutaussehende Frau, wohl die Mutter, steht vor einem Kinderwagen, aber ihre Aufmerksamkeit gehört nicht dem Baby, das vermutlich darin liegt, sondern ist ganz auf das weinende Kind neben ihr gerichtet. Ein zartes Kind. Ich schätze es auf drei Jahre und nehme an, dass es ein Bub ist.

Ein gutaussehender Mann, wohl der Vater, hat sich soeben aus dieser Gruppe gelöst und schreitet gemächlich zum Teich. Der weinende Dreijährige versucht auch einen Schritt in diese Richtung, aber die Mutter hält ihn zurück und wiederholt: „Zuerst schluckst du runter.“ Das Weinen wird intensiver. Ich beobachte so unauffällig wie möglich. Das Kind hat den Mund voll, ich vermute, mit einer Art von Gebäck, denn der Vater hat noch das Papiersäckchen in der Hand. Die Mutter befiehlt immer wieder: „Schluck runter!“, und ihre Stimme wird dabei hart. Das Kind schaut dem Vater nach und weint immer heftiger, aber es schluckt nicht. Mir wird klar, dass es, aus

welchem Grund auch immer, nicht schlucken kann, nicht in diesem speziellen Augenblick. Irgendetwas blockiert seine Kehle, und ich denke, es muss etwas Überwältigendes sein, denn das Kind wirkt vollkommen hilflos. Nicht trotzig, nicht ungehorsam, nur ausgeliefert. Die Mutter scheint das nicht zu bemerken. „Schluck runter!“ knallt sie ein ums andere Mal, obwohl das Kind schon ganz durchlöchert ist. Der Vater steht währenddessen am Teichesrand und füttert die Enten aus dem Papiersäckchen. Er schaut sich nach seiner Familie um, aber da der Bub nicht kommt, füttert er alleine weiter.

„Dann eben nicht“, sagt jetzt die Mutter und befiehlt dem Buben, auf der Sitzvorrichtung des Kinderwagens Platz zu nehmen. Er tut es unter verzweifelterm Weinen. Langsam schiebt sie sodann den Wagen in die Wegbiegung, die vom Teich wegführt. Ich folge in angemessenem Abstand. Das Kind ist nun in Tränen aufgelöst. Sein Arm hebt sich kraftlos zum Teich hin, wie um anzudeuten, dort, bei den Entlein, dort ist die Freude – aber nicht für mich. Es schluchzt auf, und dabei dürfte ihm etwas von dem Essen in den Rachen gerutscht sein, denn plötzlich beginnt es zu würgen, und es folgt ein Laut, als müsste es sich erbrechen. Die Mutter fasst es erneut ins Auge und droht: „Wennst jetzt speibst, kannst dir aber was anschau.“ Das Kind wird zum leibhaftigen Krampf. Es ringt mit sich und gegen sich – und erlangt Kontrolle über seinen Körper: es übergibt sich nicht. Ich aber frage mich, was sich das Kind hätte „anschauen“ können. Das Erbrochene war wohl nicht gemeint. Den ungebremsten Ärger der Mutter? Schon eher. Und wie hätte der ausgesehen? Schläge wahrscheinlich. Wohin? Aufs Hinterteil oder ins Gesicht? Und weiters frage ich mich, wie ich selbst mich in so einem Fall verhalten würde. Allem Anschein nach hat sich diese Szene nämlich schon öfters abgespielt: Schluck runter, und das Kind tut es nicht. Ich verstehe den Ärger der Mutter, aber andererseits: Stellt sie sich denn keine Fragen zu diesen Vorfällen? Oder überlegt sie ohnehin, was denn da los ist? Bespricht sie sich mit dem Vater, mit Freunden, mit Fachleuten? Und vor allem: Hat sie ihr Kind schon dazu befragt: Warum schluckst du nicht? Wenn ja, hat es sehr wahrscheinlich geantwortet, ich kann nicht, oder, es geht nicht.

Meine Mutter hätte eine solche Antwort nicht gelten lassen. Sie hätte erwidert, du kannst schon, aber du willst nicht. Meine Mutter ist in der Regel über mich drübergefahren, hat es besser gewusst als ich. Nur wenn ihr überraschenderweise doch einmal aufgefallen ist, dass ich verzweifelt war, hat sie nachgegeben, und dann sogar um den Preis dessen, was sie Erziehung nannte. Sie wollte mir kein Leid zufügen, sie hat es nur oft nicht gemerkt, dass

sie es tat. Aber wenn ihr mein Seelenschmerz bewusst geworden ist, hat sie ihn schnell und geschickt aus der Welt geschafft. Sie hätte dann zum Beispiel gesagt, also gut, für diesmal darfst du es ausspucken – da, hinter dem Baum. Oder sie hätte gesagt, du wirst sehen, auf dem Weg zum Papa geht es von selbst hinunter; marschier los.

Der Vater ist inzwischen zu seiner Familie zurückgekehrt. Er ist die Ruhe selbst. Die Mutter reicht dem Kind nun eine Limonadenpackung mit einem Strohhalm. Das Kind trinkt, und dabei dürfte auch das Essen in den Magen rutschen, denn es wirkt zuletzt befreit. Der Vater nimmt es an der Hand und geht mit ihm zurück zum Teich, die Mutter wartet beim Kinderwagen. Das Büblein trabt schweigend. Die Tränen sind versiegt, aber seine Miene ist todernst, auch als die Enten in Sicht kommen. Zu füttern gibt es nichts mehr. Der Vater hat vorhin das Papiersäckchen zusammengeknüllt und in den Abfallbehälter geworfen.

Ich gehe nun meiner Wege, werfe nur noch beim Überholen des Kinderwagens einen Blick hinein. Ich erwarte, ein schlafendes Baby zu sehen, stattdessen liegt es wie erstarrt mit weit aufgerissenen Augen da, als hätte es soeben begriffen, dass es nicht ratsam ist, in dieser Familie einen Mucks zu machen. Meine letzten Gedanken gehören dem Vater. Er hat sich aus dem Konflikt zwischen Mutter und Kind herausgehalten, aber mich hätte interessiert, ob er eine Meinung dazu hat. Anzusehen war ihm nichts, aber ich hätte gern gewusst, was er über sein Kind denkt, und ob er sich vielleicht später äußern würde, wenn das Kind nicht dabei ist, und wie er seine Rolle als Vater sieht. Hält er sich und seine Frau für gute Eltern? Sie schienen jedenfalls bemüht, es zu sein. Was ich gesehen hatte, nannte ich zwar furchtbar, aber die Eltern als solche schienen mir guten Willens, nur leider völlig unbegabt.

Claudia Taller **Lost in Schwarz – Weiß**

Eine melancholische Geschichte

Er spielt. Es soll eine Sternstunde werden. Er ist beim 1. Satz. Es ist der längste der vier Sätze. Die Melodie des ersten Satzes ist wunderbar. Sie kehrt wieder und wieder. Üblicherweise dauert der 1. Satz zwanzig Minuten, plus-minus. Es *ist* eine Sternstunde!

Der 1. Satz dauert bereits 23 Minuten. Der Körper reglos, bewegen sich allein die Hände des Pianisten, knapp über den Tasten, breit die Tempi, ausgebreitet die Hände. Die Melodie verschwindet hinter den Improvisationen und kehrt wieder und wieder. Die Melodie ist wunderschön, man kann sie nicht oft genug hören. Allerdings – der 1. Satz dauert bereits 25 Minuten, die Zuhörer der ersten Reihen – die Experten? – wechseln Blicke, fragende. Und wiederkehrt die Melodie, ja doch, sie ist schön, sehr schön sogar, aber es gibt noch drei weitere Sätze.

Die Improvisationen wuchern aus, die Tastatur scheint zu eng für derartige Wucherungen. Das ist kein Schubert mehr, das ist nur mehr der Herr Damian. Damian ist berühmt, keine Frage, doch ist er ein Schubert?

Der 1. Satz dauert bereits 29 Minuten. Die Blicke der Erste-Reihe-Sitzenden spiegeln Unverständnis. In den hinteren Reihen wenden sich die Köpfe nach links, wenden sich nach rechts. Der Pianist spielt, mit unbewegtem Körper, mit nach unten gewendetem Blick, ohne Noten. Er tut, was ein Pianist tun soll, er spielt. Jedoch – er spielt zu lange. Das schönste Spiel – zu lange gespielt – bewirkt Unruhe. Der Pianist Damian spielt am 1. Satz der viersätzigen Schubert Sonate bereits 32 Minuten. Es warten noch drei Sätze und – es wartet der Konkurrent. Auch er wird Schubert spielen. Wie lange wird er warten? Die Unruhe der ersten Reihen hat sich bis in die hintersten Reihen fortgesetzt. Auch die Unkundigsten kennen nunmehr die Melodie dieses ersten Schubertsatzes. Wird es sonst noch etwas geben? Selbst die Improvisationen scheinen wieder zu kehren. Der Pianist spielt. Wer kann einen spielenden Pianisten aufhalten?

Der 1. Satz dauert bereits 35 Minuten. Gibt es in diesem Konzerthaus keinen Herrn Direktor? Ist vielleicht die Gattin des Künstlers anwesend? Ein Saaldiener oder ein Blumenmädchen können einen spielenden Pianisten nicht aufhalten. Murmeln erfüllt den Konzertsaal. Kann man klatschen, soll man aufstehen? Könnte nicht der Musikkritiker ein Machtwort sprechen? Der nachfolgende Pianist will schließlich auch noch spielen! Und die beiden sind Konkurrenten!

Der 1. Satz dauert bereits 40 Minuten. Kann bitte irgendjemand diesen Meister stoppen? Auf der Bühne sind etliche Mikrofone und drei Kameras installiert. Niemand wagt sich auf die Bühne. Ist kein Angehöriger im Saal? Eine Tochter, ein Enkel, ein Schwiegersohn, egal, irgendwer, der diesen Herrn abführen kann? Ist er in Trance, ist er dement, ist er ein Genie?

Murren erfüllt den Saal. Der Pianist spielt. Er ist schon alt, er wird nicht mehr lange durchhalten, vielleicht fällt er vom Hocker, aber wann?

Die Zuhörer und Zuhörerinnen denken an die Pause, an ihre vorbestellten Brötchen und den Sekt; die Brötchen werden angetrocknet sein, der Sekt ausgeraucht. Manche denken an den schnellsten Weg zu den Waschräumen.

Der 1. Satz von Schuberts Klaviersonate Nr.21 B-Dur, Deutschverzeichnis 960 von 1828 dauert bereits 43 Minuten. Wie lange werden die nächsten Sätze dauern?

Ein Saaldiener öffnet die seitliche Bühnentür, das Murren verstummt. Der Saaldiener schließt die Türe sogleich wieder. Getuschel hebt an, der Saaldiener, ja, der Saaldiener wird etwas unternehmen. Wieder öffnet sich die seitliche Türe, der allseits bekannte Konkurrent – ebenso ein Meister seines Faches – betritt die Bühne. Er trägt einen Klavierhocker vor sich her, er stellt den Hocker neben den Hocker des spielenden Meisters. Er beginnt mit einem Stück zu vier Händen. Ansatzlos fällt der Meister ein. Das Publikum applaudiert, erlöst, es erhebt sich, im Abgehen applaudiert es weiter, der Saal leert sich, die Meister spielen weiter.

Gerta Ubl-Fahrngruber **was für eine zeit ist es**

was für eine zeit ist es
wenn die goldblätter in den lüften
treiben und in die berge fliehen wenn
himmel und welt ins abendrot sinken
was für eine zeit ist es
wenn auf der steinlaterne das moos sporen
treibt dann eilt die zeit voran der mensch will
neue wege gehen wenn die zeit ihr rosa
geschmeide trägt schickt der pfeil neues gold in
die wolken
der mensch erwacht und fragt
was ist dies für eine zeit wenn
goldblätter und moos im
spiegel der teiche verweilen
wenn der schritt im laub

neuen halt erhofft der wind
schickt pfeile
und mahnt uns
dass kein schritt im laub verweile
denn den pfeil schickt die zeit das ziel
ist die wandelnde welt für sie stehen
alle wege bereit der pfeil der die zeit
durchbrechen will steht niemals still
denn der weg ist eins mit dem ziel es
ist immer die rechte zeit

Dragan Velikic **Züge**

Aus dem Serbischen von Bärbel Schulte

Ich glaube: die Welt überlebt als ein einzigartiger Raum dank der Tatsache, daß sie durch Schienen und Geleise, durch die stählernen Bänder der Eisenbahnstrecken, die es ihr nicht erlauben, sich in ihre Bestandteile aufzulösen, zusammengehalten wird. Über der Welt aber vibriert eine Vielzahl an blauen, stahlfarbenen Widerspiegelungen. Die Welt hat einen Schatten: einen stählernen Schatten. In ihm sind alle Schicksalsbahnen unseres Lebens abgebildet, alle Begebenheiten, die sich darin abspielen. Die unermeßlichen und monotonen Oberflächen der Erde, die gleichförmigen Steppen, die toten Gewässer, das Geflimmer der Neonbeleuchtung unserer Städte, die erhabene Unbewegtheit von Fels und Pyramide, die Wellenbewegung der Sanddünen, das leise Gespräch in der russischen Datscha, das Blätterrasseln in den Urwäldern am Amazonas, die Zigarettenkippe auf dem Gehsteig in Berlin, der Schreibtisch und die Lampe, die ihn beleuchtet – all das ist in einer einzigartigen Welt vereint, in der alles ineinander übergeht und sich verbindet, nur, weil es Schienen und Geleise gibt, über die sich Nähe und Ferne berühren.

Im Übrigen läßt sich auch die Zeit an der Bewegung einer Komposition aus Eisenbahnwaggonen messen, nicht umgekehrt. Denn eine solche Zeit ist ebenso eine Zeit aus Erinnerungen wie eine Zeit aus künftigen Geschehnissen. Jeder Waggon ist lediglich ein Ausschnitt, ein Auszug aus einer Unvollkommenheit, das enttäuschte Überbleibsel eines Ganzen, das in der Zukunft das Glück einer Vereinigung erwartet. In jedem Waggon ruht die Fracht aller Fernen, die sich nie berühren werden, die Qual gescheiterter Begegnung und sinnentleerter Zukunft. In jedem Waggon gedeiht eine Zeit des Wartens, die einzige Zeit, die auf ihre Verlängerung hofft. Schienen sind Wege durch die Zeit, durch die sich

die Waggons bewegen, die in einem steten Zurückkehren oder Abfahren begriffen sind. Die Waggons kennen kein „davor“ oder „danach“, vielmehr irren sie in ständiger Schlaflosigkeit einem durch nichts unterbrochenen Schlaf entgegen. In diesem Schlaf, diesem Traum, drängt sich alles zu einer so engen Vertrautheit zusammen, daß sich ein tiefes Leid ganz plötzlich in eine außergewöhnliche Freude verkehrt. Ich lebe in einem Land, das in den blitzenden Spiegelbildern metallener Schienen keinen Schatten hat. In einem Land, das nicht behaust ist im intimen Raum der Welt. Es ist ein Land, in dem keine Züge verkehren. Anstelle von richtigen Eisenbahnzügen bewegen sich Lokomotiven mit nichts als einem Waggon durchs Land. Eine Unmenge vereinsamer Waggons ohne die geringste Hoffnung, sich jemals zu der Komposition eines Eisenbahnzugs vereinigen zu können, ohne die Hoffnung, das zu verbinden, was fern und verschieden ist. Übriggeblieben aus einem früheren Leben, bewegen sie sich aus purer Gewohnheit, nach der Erinnerung, die Bilder von Zügen, die aus anderen und fernen Räumen ankommen, im Gedächtnis. In meinem Land gibt es keine Gleisverzweigungen, weil jedes Gleis ein Abstellgleis ist, das nirgendwohin führt und nichts verspricht. Es gibt keine Schienen. Es gibt nur Gras und Blumenwiesen, die alle Schienen zugedeckt haben. Reisende sind nirgends zu sehen. Niemand kommt irgendwo an, denn da ist kein Ort, an dem man ankommen könnte, auch kein Ort, aus dem man abfahren kann. Alle Orte sind dem Grauen der Gleichheit anheimgefallen. Zu dem aber, was gleich ist, läßt sich nicht reisen. Also fährt hier, reist hier, bewegt sich hier niemand fort, alle sind erstarrt in einer Friedhofsruhe, die das Grauen vor der Gleichgültigkeit des Todes ist. Alles erinnert an ein Leben in völliger Vergessenheit, an ein Leben ohne Spuren, ohne die Spur einer Spur. Und die Zeit – vergeht nicht mehr. Es bleiben keine Erinnerungen, weil es keine künftigen Ereignisse mehr gibt. Es bleibt nur die Stille, die niemals vom Geräusch der sich mit unvorstellbarer Geschwindigkeit bewegenden Lokomotiven unterbrochen wird. Es bleibt das fröhliche Gesicht des Untergangs in Gestalt der langsam in Auflösung begriffen Eisenbahnschienen. Die Katastrophe lächelt angesichts der Unmöglichkeit eines Aufbruchs.

Ich träume: Irgendwann werde ich in einem Land aufwachen, durch das Züge fahren. Ich werde zum Bahnhof gehen und mich in einen Waggon der riesigen Komposition eines Eisenbahnzugs setzen. Ich werde auf Reisen gehen; im Coupé eine Zeitung lesen; langsam in den Schlaf hinübergleiten. Bevor ich aber einschlafe, werde ich mit einem letzten, wachen Blick das umfassen, was man

den Himmel nennt, dann aber werde ich den Schatten meines Landes im einzigarten Schatten dieser Welt.

Jahrestage

H. C. Artmann (1921 – 2000)

ich bin abenteurer und nicht dichter

Geboren wurde Hans Carl Artmann nach eigenen Aussagen im fiktiven *St. Achatz am Walde, einem Waldgeviert im Waldviertel*. Sein tatsächlicher Geburtsort: Ein Wiener Vorort – Breitensee > *bradnsee*< im 14. Wiener Gemeindebezirk. Er war Sohn des Schuhmachermeisters Johann Artmann und seiner Frau Marie. Aufgewachsen in bescheidenen Verhältnissen bei *erdäpfelsuppe und zwetschkenknödel*, Besuch der Volks- und Hauptschule mit einem *3er in Deutsch*. Im sprachlichen Schmelztiegel der Wiener Vorstadt, im väterlichen Betrieb begann der schüchterne, junge Artmann sehr früh sein außerordentliches Sprachgefühl zu schärfen, die unterschiedlichen Klangfarben der Dialekte, die feinen Intonationskurven der vorrangig mährisch-tschechischen Gesellen zu verinnerlichen. Bereits als Vierzehnjähriger gehörte seine Leidenschaft den Büchern: Er las wie besessen und erlernte im Selbststudium eine Vielzahl an Sprachen. Die Welt der Worte war ihm Zuflucht und Abenteuer zugleich, eröffnete sie ihm doch Räume, die sich in der Realität nicht erschließen ließen.

1940 wurde er zur deutschen Wehrmacht eingezogen. Was als Abenteuer begann – Artmann hoffte auf einen Einsatz in Afrika, endete in Polen mit dem Gefühl *als Eisschollenhüpfer*. In der Ukraine 1941 – Oberschenkel-Durchschuss und fortan Kriegsversehrter. Es folgten mehrere Fluchtversuche – eine Odyssee als Flüchtling. Verraten wurde er in Wien, wo er untergetaucht war und sogleich zum Tode verurteilt wurde. Rechtzeitig vor Vollstreckung kamen die Russen. *Für mich war dieser letzte Kriegstag eine völlig neue Welt, und da hab ich mein erstes Gedicht geschrieben. Ich hab da ein Mädchen gesehen, ein ganz junges. Ich greif zum Tintenblei und schreib' das auf. In Hollabrunn am 11. April 1945. „Junger Regen“ Unter weiß blühenden Bäumen nässte mich laurieselnder Regen ... da trug ich im Herzen sehndes Verlangen. ein schmeichelnder Windstoß kam, vor seiner sanften Gewalt fielen die hellen Blüten und senkten sich tänzelnd zu Boden, verwelkend ...–*

Ein lilienweißer brief aus lincolshire, Frankfurt a.M., 1969 –

Sechs Tage später wurde er von „den Amerikanern“ nach seinem Beruf gefragt und er antwortete: „Writer“. *Ich war ein Schriftsteller, der ein Gedicht geschrieben hatte. Was hätte ich sonst angeben sollen*“ Die Mutter liebte die Poesie und unterstützte ihn. Sie war es auch, die ihm nach seiner Rückkehr nach Wien eine Olympia-Schreibmaschine schenkte, die zeitlebens seine ständige Begleiterin blieb. 1947 kam es zu ersten Lyrik-Veröffentlichungen in Radio Wien. Er sprach und las in über 25 Sprachen und übersetzte Lyrik und Prosa aus dem Dänischen, Schwedischen, Englischen, Französischen, Gälischen, Jiddischen, Niederländischen und Spanischen. Seine Übersetzungen waren sinnbezogen. Er brachte surrealistische Akzente ins Spiel, verwob mit jüdischem Witz und Anekdoten, was ihn zu einem gefragten Übersetzer machte. Artmann: *Die Sprachen sind mein Werkzeug. Ich liebe und brauche sie, wie ein Minnesänger seine Angebetete gebraucht hat.*“

Ab 1949 kam es zu ersten literarischen Aktivitäten rund um die Zeitschrift NEUE WEGE und im Wiener ART CLUB, später im Lokal DER STROHKOFFER – turbulente Feste, Ausstellungen, Lesungen, Aktivitäten mit seinen Freunden Gerhard Rühm, Konrad Bayer, Friedrich Achleitner, Oswald Wiener – mit denen er bald schon als „Wiener Gruppe“ legendär wurde. Für Artmann war die Bezeichnung „Wiener Gruppe“, wie er später kundtat, *nur eine journalistische Erfindung. Böse sein war für uns Ebrensache. Als Gegenstück zum charmanten Wien. Wir wollten darauf aufmerksam machen, dass es außer der Begeisterung für Backendl und Walzereligkeit noch anderes gibt. Wir wollten den Sinn für Ästhetik schärfen, zu Abenteuern verführen.*, meinte Artmann. „poetische acte“ und „macabre feste“ wurden veranstaltet. Artmann verkündete 1953 seine „acht-punkte-proklamation des poetischen actes“, in dem er u.a. unter Punkt 2 verlautete: *der poetische act ist dichtung um der reinen dichtung willen. er ist reine dichtung und frei von aller ambition nach anerkennung, lob oder kritik.* Artmann – überzeugter Pazifist – galt stets auch als Provokateur. Er selbst meinte: *Provizieren wollte ich nie. Wir wollten die Gesellschaft verändern. Aber man kann natürlich nichts bewirken (...) sonst hätte ich den Golfkrieg verhindert oder den Krieg in Jugoslawien.* 1958 stellte H. C. Artmann mit seiner ersten Buchveröffentlichung „med ana schwoazzn dintn“ das gängige Bild von Literatur auf den Kopf und sich in den Mittelpunkt der Literaturszene. Die Dialektgedichte behandelten u.a. auch Tabuthemen und ließen tief in die Wiener Seele blicken. Mit den Gedichten, die einer Liebesgeschichte zwischen Surrealismus und Wiener Vorstadt gleicht, in einer Sprache die „aus der Gosse“ kommt, wurde Artmann über Nacht berühmt. Das Buch blieb für ein Jahr auf

Platz 2 der Bestseller-Liste. *Für ihn war es ein Experiment, wie man Dialekt literarisieren kann*, meinte Rosa Artmann. Und Friederike Mayröcker subsumierte: *Über den Dialekt bringt der Dichter die Menschen zur Poesie*. Obwohl die Dialektgedichte nur 0,5 % seines gesamten literarischen Schaffens ausmachten, galt er über Nacht als populärer Volksdichter. Auf dieses Experiment der Dialektgedichte von einer breiten Öffentlichkeit reduziert zu werden, war schwer zu verkraften. 1961 verließ er Wien und ging nach Stockholm. Artmann war in vielfältigem Sinne ein Reisender. Seine zahlreichen Reisen waren immer auch *Zeitreisen – wie zu den Kelten der Tafelrunde des König Artus*, wobei für ihn nicht die Vergangenheit anziehend war, vielmehr erkannte er diese als eine erweiterte Gegenwart, die es stets mit Phantasie neu zu bereisen und zu entdecken galt. 1962 zog er nach West-Berlin; später Malmö, Graz, und immer wieder Berlin, wo er sich „als der Poet aus Wien mit der ausschweifenden Fantasie“ einen schillernden Namen machte. Seiner Liebe zu Mythen und Gruselgeschichten wie Dracula, Frankenstein, dem Werwolf öffnete er sich, indem er sie poetisierte. *Was mich zum Horror hinzieht, ist das Geheimnis, dieser Dämmerzustand zwischen hell und dunkel. Das Unerwartete. Ich habe viel damit experimentiert. Bei mir ist es aber wie im Märchen, es geht gut aus.*, so Artmann.

Seine Phantasie war grenzenlos. Seine Hingabe an das lyrische Wort war bedingungslos. Neben den Dialektgedichten verfasste er vielfältige, u.a. auch experimentelle Gedichte, böse Kinderreime, Balladen, Haikus. Ebenso breitgefächert seine Prosa: eine weibliche Robinsonade, barocke Husarengeschichten, das schwedische Tagebuch, sowie besagte Trivialmythen wie Dracula. „Nachrichten aus Nord und Süd“ ist sein längstes Buch, einhundertdreißig Seiten, dafür ohne Punkt und Komma, *um die Verbindungen herzustellen, diese Verknüpfungen. Für mich ist gute Literatur Magie*, meinte Artmann. *Eine Welt ohne Feen, Kobolde, Druden wäre für mich keine*. „How much, schatzi“ zeigt einen weiteren Aspekt des vielfältigen Literaten. In „Flieger grüß mir die sonne“ wird der falsche Held gnadenlos der Lächerlichkeit preisgegeben, wozu Artmann anmerkte: *Ich war immer sehr lyrisch und sehr zart, und das ist ein Buch, wo ich mich selbst freigebe. Das ist ein Outing. Ich bin ja selbst dieser Trottel, also dieser Flieger, der sich als etwas ausgibt, was er nicht ist. Im Grunde bin ich ja, sagen wir mal in Anführungszeichen, ein zarter Lyriker. Da muss man dann etwas völlig anderes machen, um sich irgendwie freizusprechen, damit man kein Softie ist*.

Der Literaturkritiker Jörg Drews schwärmt von der Sinnlichkeit seiner Sprache: *Artmanns Dichtung ruft höchste Lust am Text hervor. Die Erotik überträgt sich gewissermaßen*. Artmann: *Mir geht es darum, abgebrauchte Ausdrücke lustvoll wieder*

aufzufrischen, neue zu erfinden. Schreiben ist für mich ein erotischer Vorgang. Artmann, der sich selbst als *treuen Menschen* verstand, war dreimal verheiratet und hatte 5 Kinder mit 5 verschiedenen Frauen. 1972 lernte er seinen Lebensmenschen kennen: Seine Ehefrau Rosa Pock, Schriftstellerin. Bei ihr blieb er und wurde sesshaft in Salzburg und in Wien.

Dem vielfach ausgezeichneten Dichter – u.a. erhielt er den Großen Österreichischen Staatspreis für Literatur, den Georg-Büchner-Preis, sowie das Große Goldene Ehrenzeichen für Verdienste um die Republik Österreich – wurde 1991 zu seinem 70er das Ehrendoktorat der Universität Salzburg verliehen: Dr. h. c. H. C. Artmann .

H. C. Artmann setzte literarische Maßstäbe, war Wegbereiter und Inspiration für eine Vielzahl von Künstlern. Er war ein Herr mit Grandezza, ein rastlos Reisender, ein begnadeter Poet. Sein Leben balancierte zwischen den Polen der Euphorie und der Traurigkeit, dem Tun und der Einsamkeit. Kompromisslos gab er sich dem Wort hin, wie dem Leben. Am 4. Dezember 2000 verstummte seine lyrische Feder – sein Herz hatte aufgehört zu schlagen.

In „Grammatik der Rosen“ nahm er 20 Jahre zuvor schon sein Ende vorweg: *ich leg ein wenig ermüdet mein binokel auf die holzbraune fläche meines fensterbrettes und sage auch als freund adieu, wer weiß, ob ihr mich verstehen könnt, aber es wäre schön, ihr tätet es ... adieu!*

Zitate aus: „ich bin abenteurer und nicht dichter“, Kurt Hofmann, Amalthea Verlag
„H. C. Artmann – ein Gespräch“, Lars Brandt, Residenz Verlag „H.C. Artmann – Bohemien und Bürgerschreck“, Michael Horowitz, Ueberreuter

Cornelia Schäfer

Charles Baudelaire (1821 – 1867)

Geh nicht von mir

Geh nicht von mir, ich will
nicht weinen müssen, wenn
trüb mein Blick nur deine
Schemen sieht, dein Ich
ganz leis

in endlos fernes Dunkel
flieht, des Schicksals Wahn
das Band in uns zerrissenen

Weis mir den Weg, ich will
nicht einsam gehen, wenn
nachts am Firmament mein
Stern verblasst,
kein liebend Herz nach
meinen Händen fasst, mit
mir das Licht des neuen
Seins zu sehen.

Wolfgang Fels

Sebastian Brant (1457 – 1521)

Vß sytten man gar bald verstat / Was einer jn sym hertzen hat¹

Vielleicht ist es in diesem Fall ja falsch, ein Lebensdatum als Anlass der Würdigung zu wählen, denn das mit dem Mann verbundene Buch sticht bei weitem seinen Namen aus, weshalb der 11. Februar 1494 mit dem Erscheinen vom «Narrenschiff» primär festzuhalten sei? Diese Sicht ist indessen in mehrfacher Hinsicht fragwürdig. Sebastian Brants Werk stellt nicht einfach eine Singulärleistung dar, es beruht auf seinem intellektuellen Werdegang, seiner akademisch-politischen Stellung wie auf der Zusammenarbeit mit handwerklichen Spitzenunternehmern: so gesehen bildet es die Spitze eines Eisbergs. Obwohl beileibe nicht (wie oft) inhaltlich das erste seiner Gattung, obwohl in der Disposition auf Bewährtes zurückgreifend, bringt es als Prototyp und Auslöser eines kaum zu überschätzenden Hypes die «Sache» buchstäblich vorbildlich auf den zentralen Punkt und gewährt dem rund 40jährigen Medium des Buchdrucks formidable mediale Chancen. Was zum Verständnis uns – auch – eine gehörige Portion Kulturgeschichte abnötigt.

Relativ übersichtlich ist das geographische Lebensspektrum Brants: Sohn eines Gastwirts und Ratsherrn der Reichsstadt Straßburg wechselt er 1475 zum Studium an die Universität Basel, erst 15 Jahre zuvor gestiftet von Papst Pius II

¹ Alle Zitate sind entnommen dem Abdruck des «Narrenschiff» auf www.projekt-gutenberg.org und aus kurzen Ausschnitten auf www.getabstract.com

(der die Stadt vom Konzil 1431-48 her kannte). Ab dem Alter von etwa 25 Jahren lehrt er für 17 Jahre römisches und kanonisches Recht, macht Karriere bis zum Fakultätsdekan und, sympathisch weil für einmal ein nicht zölibatärer Gelehrter, heiratet 1485 in die besten Familien ein (und wird 7facher Vater). Nicht nur homo honoratus, wirkt Brant (latinisiert in Titio) als *In beiden rechten doctorem* in seinen Fachgebieten als Koryphäe, nicht zuletzt basierend auf reicher Quellenkenntnis. Neben der Jurisprudenz lehrt er Poetik, schreibt lateinische Gedichte, übersetzt (etwa *Cattho* [...] *getiütschet* 1498), wirkt als Lektor und programmatischer Herausgeber (etwa von Werken Petrarcas oder Augustins) im intensiven Basler Buchdruckgeschehen. Nicht zuletzt diese «Nebentätigkeiten» förderten parallel sein Bemühen, in populärwissenschaftlichen Abhandlungen auch Nichtfachleuten die sperrige Materie zugänglich zu machen, wozu indirekt auch ein 1490 aus den Vorlesungen hervorgegangenes vielbenutztes Handbuch zu rechnen ist. Diese, einer breitgefächerten Reflexion offene Haltung wirkte sich überdies in diversen bis hin zu Flugblättern kürzeren Schriften aus, in denen er Stellung zu allgemeinen religiös-moralischen oder politischen Fragen und ebenfalls zum Tagesgeschehen (wie einem Meteoriteneinschlag im Elsass) nimmt. Kurzum: vor uns steht ein in Lehre und (Stadt-)Gesellschaft hochgeschätzter Mann, der betriebsam-vielfältig das Leben kommentiert und mit Blick auf seine Aktivität den materiell-praktischen Gegebenheiten der Kommunikation großes Gewicht beimisst.

Aus diesem Kern entsteht in 2 Jahren das «Narrenschiff». Dessen Plot, in der Eingangsvignette verdichtet, besteht im sich Versammeln aller Schelme auf dem Schiff, das wegen des nahen Weltuntergangs nach Narragonien aufbricht. Die geballte Ladung vereinigt die in Selbstgefälligkeit und Stolz kumulierenden Schwächen und Fehler der menschlichen Gattung in ihren verschiedenen Ausprägungen. Der stets mitschwingende mittelalterliche Blick auf die Vergänglichkeit paart sich mit der Kritik an den sozialen Zeitumständen und wird durchwoben von der humanistischen Forderung nach Selbsterkenntnis. Die Einsicht im Schlussabsatz *z nutz / heilsamer ler / ermanung / vnd eruolung / der wißheit / vernunft / vnd guter syten / Ouch z u verachtung / vnd stroff der narrheyt / blintheit / Irrsal / ° vnd dorbeit / aller städt / vnd geschlecht der menschen* fördert der Rückgriff auf die vertraute Sprache, die die Fälle kaum etwas aussparenden Fehlverhaltens drastisch-sarkastisch nachvollziehbar zu schildern vermag. Gleichwohl ist das Buch rhetorisch geschickt aufgebaut und wird von Volksweisheit und Bildungsgut durchzogen. Kein abschätziger Blick also,

sondern ein Abschätzen der menschlichen Schwächen, das im Motto *Den narren spiegel ich diß nenn / In dem ein yeder narr sich kenn* didaktisch in die Lehre mündet, dass es Vernunft braucht, die sich auf die göttliche Weisheit zu beziehen hat.

Als hätte man darauf gewartet, schlug das Buch wie eine Sensation ein, es gehörte in unterschiedlich aufgemachten Nachdrucken bis weit ins 18. Jahrhundert zu den meistgelesenen deutschsprachigen Werken. Nicht nur folgt unmittelbar eine Vielzahl auch nicht autorisierter Auflagen (gegen die sich Brant in der Ausgabe von 1499 ausdrücklich verwahrt), ebenso führt die lateinische Nachdichtung *Stultifera navis* seines Schülers Jakob Locher zu zahllosen Übertragungen ins Französische, Englische, Niederländische. Der Erfolg gebiert eine Narren-Literaturgattung, die teils die Figur überführt in das einfache Gemüt bis zu Grimmelshausen Simplicissimus, teils den Ansatz transponiert in eine intellektuelle Ebene, bald schon bedeutend im «Lob der Torheit» 1511 des Erasmus von Rotterdam, der ersichtlich wegen der Nähe zum Druckergewerbe 1521 in derselben Stadt Wohnsitz nimmt.

Brants dementsprechender Hinweis *Gedrucket zu Basel vff die Vassenacht / die man ° der narren kirchlich nennet* bietet nicht nur die Möglichkeit kirchlich-religiöser Einordnung, sondern bezieht sich für mich direkt auf den Ort. Denn wenn es in der Vorrede *All strassen / gassen / sindt voll narren* heißt, bietet die Basler Fasnacht seit 1418 bis heute dieses Schauspiel; die Unkenntlichkeit durch die «Larven» ermöglicht(e) für 3 Tage die ständeaufhebende (Narren-)Freiheit. Aber nicht nur als Ortsansässiger wählt der ausgewiesene «Lateiner» das gängige Deutsch. Die häufige Erklärung im belehrenden Charakter greift allein nicht; ich meine, der Band ist eben, erleichtert durch Reime, zum Vorlesen gedacht, damit für die Nutzer (durchaus in unserem Verständnis) ein Hörbuch. Aber es ist zugleich ein Bildband zum addierten Begreifen, indem Vorrede und den 112 Kapiteln je ein Holzschnitt mitsamt sinndeutendem Drei- oder Vierzeiler voransteht. Die Darstellungen sind nicht zwingend originär entstanden, partiell nicht zwingend im Konnex und von verschiedenen Künstlern, unter denen die Mitautorschaft des jungen, stadtanwesenden Dürer kontrovers diskutiert wird.

Wie auch immer, das Buch bildet in seinem Layout die beeindruckende Frucht zahlreicher Vorstufen und eine Art neugültiger Zusammenfassung des technisch und medial Möglichen. Auch diesbezüglich entsteht eine nicht minder bedeutende Entwicklungslinie. Deren einer Zweig richtet sich auf die einfachere Gegenüberstellung von Text und Bild, das damit enigmatische Reste als unmittelbare Illustration auflöst und sich ebenso in populärer Breite verwerten

ließ wie in immer perfekterem Druckverfahren – in dem, nicht zuletzt dank Brant, Basel zur Hochburg des Genres wuchs. Der zweite Zweig baut den Konnex zum Ensemble aus, dessen Teile als Darstellungsform der Eliten multifunktional ineinandergreifen. Hierher gehören die monumentalen publizistischen Bemühungen Kaiser Maximilians I., die kurz nach 1500 mit Macht einsetzen.

Deren Entwicklung ist trotz der gelehrten und künstlerisch versierten Berater am Hof wohl direkt mit unserem Mann verbunden, der politisch ganz auf der Linie des habsburgischen Selbstverständnisses lag, ja diesem in seiner Schrift «De origine et conversatione bonorum regum» 1495 und den direkt den Kaiser ansprechenden «Varia Carmina» 1498 den zentralen Gedanken des obersten miles christianus vertiefte. Ebenso engagierte, gewiss auf Basis seiner intimen Rechtskenntnisse, Brant sich direkt in den Fragen der Reichsreform mit ihren neuen institutionellen Tendenzen. Zu diesen gehörte der Versuch, die unbotmäßigen Eidgenossen in den Reichsverband zurück zu zwingen. Der 1499 an mehrfachen Orten ausgefochtene «Schwabenkrieg» fand auch vor den Toren der Stadt am Rheinknie statt; die Niederlage des Reichsheers verstärkte die Absatzbewegung Basels, das 1501 der Eidgenossenschaft beitrug. Und Brant verließ, seinen Überzeugungen treu, den Ort seines Wirkens, um, nach Straßburg zurückgekehrt, für die nächsten 20 Jahre hohe Ämter wie Ratssyndikus und Stadtschreiber anzunehmen, Aufgaben, die, scheint es, seine literarische Produktion schmälerten; der Praktiker bedachte in der Verantwortung für Archiv und Chronistik die politisch-rechtliche Relevanz der Dokumente. Seine eindeutige Haltung (passend zur heutigen Diskussion um den neuen Wert-Konservativen?) zahlte sich aus: Maximilian ernannte Brant aufgrund seiner Meriten zum kaiserlichen Rat, später zum Pfalzgrafen und berief ihn als Beisitzer in das noch «junge» Reichskammergericht (ab 1514 am Amtssitz im nahen Worms) – und führt letztlich zu Brants «Straßburger Antrittsbesuch» beim Nachfolger Karl V. 1520 in Gent.

Martin Stankowski

Friedrich Dürrenmatt (1921-1990)

Als eifrige Besucherin des Schauspielhauses in Zürich war es mir vor Jahren möglich, im Rahmen einer Matinee den Dichter höchstpersönlich zu erleben. Auf der Bühne waren zwei Tische aufgebaut, einer für Dürrenmatt, der zweite für seine zweite Ehefrau Charlotte Kerr. Dürrenmatt, korpulent, nicht zu

übersehene, er nuschelte beim Vorlesen, kein Bühnendeutsch (Schiller hat doch auch geschwäbelt, sagte er einmal). Charlotte Kerr, eine elegante Dame, Schauspielerin und Filmemacherin. Ich dachte mir, als ich die beiden beobachtete, die haben's doch noch recht lustig miteinander.

Friedrich Dürrenmatt und Max Frisch, das schreibende Schweizer Urgestein nach dem Krieg, oft in einem Atemzug genannt, Freunde? Wohl eher Konkurrenten.

Heute vertritt eine Dürrenmatt-Tochter, so korpulent wie der Vater, das Erbe. Dürrenmatt ist sicherlich ein bedeutender Autor und er hat wesentliche Probleme der Nachkriegszeit aufgegriffen. Ja, eigentlich sind es immer noch die unsrigen.

Dürrenmatt stammt aus dem Kanton Bern. 1921 in Konolfingen als Pfarrerssohn geboren, übersiedelte er dann mit der Familie nach Bern. *Ich bin kein Dorfschriftsteller, aber das Dorf brachte mich hervor, und so bin ich immer noch ein Dörfler mit einer langsamen Sprache, kein Städter, am wenigsten ein Grossstädter.*

Der junge Dürrenmatt studierte Literatur und Philosophie in Bern und Zürich, ohne Abschluss. Ihm war zudem nicht klar, ob er Schriftsteller oder Maler werden sollte. Sein erstes Stück wurde bereits auf der Zürcher Pfauenbühne aufgeführt. Er heiratete eine Schauspielerin, bekam drei Kinder und schrieb und schrieb, in erster Linie für das Theater. Er hat auch Kriminalromane verfasst, wo ihn das Thema Schuld und Sühne beschäftigte.

Im Alter entstanden zwei Bände philosophischer Essays, statt einer Autobiografie meint er im Vorwort, er bespricht Motive und Themen, die ihn ein Leben lang beschäftigt haben. Eines davon: das Labyrinth. Das Labyrinth als mehrdeutiges Lebensgleichnis. Nur mit wem identifiziert er sich? Mit Minotaurus, oder Theseus oder ...

Seit 1952 lebte er in einem Haus am Neuenburger See, heute Centre Dürrenmatt, wo auch seine Bilder (geprägt vom Expressionismus) und Bilder der mit ihm befreundeten Maler, z.B. von Varlin ausgestellt sind. Es sind Federzeichnungen, Ölbilder, Gouachen. *Meine Zeichnungen sind nicht Nebenarbeiten zu meinem literarischen Werken, sondern die gezeichneten und gemalten Schlachtfelder, auf denen sich meine schriftstellerischen Kämpfe, Abenteuer, Experimente und Niederlagen abspielen.*

Ich möchte mich nun auf zwei seiner Bühnenstücke konzentrieren: Da sind „Die Physiker“ von 1962, mitten in der Zeit des Kalten Kriegs herausgebracht. Drei vermeintliche Physiker befinden sich in einer psychiatrischen Anstalt, die

von einer Irrenärztin geleitet wird. Der eine fingiert den Wahnsinn, weil er die Welt vor seiner Entdeckung bewahren möchte. Wie sich dann herausstellt, die beiden anderen Insassen sind auf ihn angesetzte Agenten. Allerdings morden sie alle drei je eine Krankenschwester, um die Tarnung zu bekräftigen. Der Clou der ganzen Sache: die Chefärztin (bei der Uraufführung von Therese Giehse gespielt) hat die gefährlichen Aufzeichnungen längst fotokopiert und wird sie für ihre Zwecke gebrauchen. *Einstein: Die Welt ist in die Hände einer verrückten Irrenärztin gefallen.*

Er setzt sich zu Newton. Möbius: Was einmal gedacht wurde, kann nicht mehr zurückgenommen werden. Ein Leitsatz des Autors: „Eine Geschichte ist dann zu Ende gedacht, wenn sie ihre schlimmstmögliche Wendung genommen hat.

Von 1956 stammt sein Stück „Der Besuch der Alten Dame“. In der fiktiven Kleinstadt Güllen hält auf einmal der Schnellzug. Die hier geborene Claire Zachanassian, der hier übel mitgespielt wurde, in der Zwischenzeit ist sie durch mehrere Ehen unendlich reich geworden, steigt aus. Ihre Reise gilt einem Racheplan, nämlich den Jugendliebhaber, der sie sitzengelassen hat, von den Bürgern der Gemeinde ermorden zu lassen, damit sie dann seine Leiche in ihr Mausoleum heimführen kann. Die Einwohner des Städtchens wollen sich von ihrer besten Seite zeigen, graben alte Erinnerungen aus, Ill, der Ex-Liebhaber nennt sie wieder sein Eichkätzchen. Da den Dorfbewohnern Geld in Aussicht gestellt wurde, machen diese Schulden und geraten schon bald in Zugzwang, Ill zu liquidieren. Er wird gelyncht. Claire Zachanassian, eiskalt, reist mit der Leiche im Gepäck ab. Im Alltag erlebt man täglich täglich Kaufwut und Käuflichkeit. Die Güllener Welt ist also nach wie vor um uns.

In meiner Funktion als Beisitzende bei der Deutsch Matura ist dieses Stück oft Prüfungsaufgabe gewesen und ich muss sagen, die meisten jungen Leute konnten mit dem Text wirklich etwas anfangen. Ich habe das Stück mehrmals auf der Bühne gesehen und es spricht wohl auch für den Text, dass man unterschiedliche Akzente setzen kann. Im Sommer 2019 lief es parallel im Burgtheater und in der Josefstadt. Eine Maria Happel als alte Dame wollte ich mir natürlich nicht entgehen lassen. Sie war weniger die alte Lady, in ihr war noch etwas vom gedemütigten Mädchen spürbar. Von Bühnenbild und Nebenschauspieler eher karg. Burghart Klausnitzer, den ich als Schauspieler schätze, fand ich in dieser Rolle zu blutleer. In der Josefstadt hat man mit viel Technik aufgewartet. Eine Journalistin mit Mikrofon erwartet den Besuch der alten Dame, Bildschirm vorhanden. Andrea Jonasson, immer ganz in schwarz

in perfekter Figur, schön aber versteinert, souverän in ihrem Verhalten. Michael König als Ill gefiel mir gut, ein verblühter Beau, der noch eine letzte verzweifelte Charmeoffensive startet. Und dann hab' ich noch vor vielen Jahren zu Ostblockzeiten in Sopron das Theaterstück gesehen. Vom Aufwand her bescheiden, eine Theatertruppe, die durchs Land zieht, aber interessant war es schon. Ein grosses Kreuz hing von der Wand. Somit eine philosophisch/ religiöse Einbettung in Sopron. In einer Anmerkung zum Stück meinte der Autor: *Claire Zachanassian stellt weder die Gerechtigkeit dar, noch den Marschallplan oder gar die Apokalypse, sie sei nur das, was sie ist, die reichste Frau der Welt, durch ihr Vermögen in der Lage, wie eine Heldin in der griechischen Tragödie zu handeln, absolut, grausam, wie Medea etwa. Sie kann es sich leisten. Die Dame hat Humor... da sie Distanz zu den Menschen besitzt als zu einer künstlichen Ware.*

Schuld und Sühne ist immer auch ein Thema bei Dürrenmatt. Im Roman „Justiz“ erschießt ein Dr. Koller, Kantonsrat in einem Nobelrestaurant vor allen Augen einen Germanistik Professor. Im Gefängnis kann er sich's gut einrichten. Er beauftragt einen jungen, unerfahrenen Anwalt, den er völlig manipuliert, den Fall nochmals aufzurollen. Siehe da: er wird freigesprochen. Das perfekte Verbrechen.

Dürrenmatt hat auch Theoretische Schriften zum Theater verfasst. So wie Brecht, der von epischem Theater spricht und proklamiert, der Zuschauer soll sich nicht identifizieren, sondern verstandesmässig mit der Bühnenfigur auseinandersetzen, so ähnlich argumentiert Dürrenmatt. Bei ihm soll der Zuschauer Distanz zum Bühnengeschehen bekommen und zum Nachdenken angeregt werden. Dazu dient das Stilmittel der Verfremdung mit tragisch-grotesken Elementen. Man kann von tragischen Komödien sprechen.

Dürrenmatt hat sich auch immer wieder zur Schweiz geäussert. Der Schriftsteller im Kleinstaat, um diesen noch kleiner zu machen nimmt er Liechtenstein als Folie. *...für den Liechtenstein viel mehr ist, unermesslich viel grösser ist als 62 Quadratmeilen... wird Liechtenstein zum Modell der Welt werden, er wird es verdichten, indem er es ausweitet, aus Vaduz ein Babylon macht..., er wird international werden, weil die Welt sich in seinem erfundenen Liechtenstein widerspiegelt... aus Liechtenstein ein immer wieder neues Weltmodell erschaffen.“* Ich kann mich noch gut an einen Satz von ihm erinnern, den er in einem Interview kurz vor seinem Tod sagte: *Mauern sind dazu da, um niedergehauen zu werden.* Dies gesagt, knapp bevor die Berliner Mauer tatsächlich fiel.

Christa Maria Till

Felícia Fuster (1921 – 2012)

Dichten im Exil.

Achtundzwanzig Jahre. Das ist der Zeitrahmen aller literarischen Produktion der katalanischen Autorin Felícia Fuster (sprich »Fustee«, mit Betonung auf der zweiten Silbe), die im Jänner dieses Jahres einhundert Jahre alt geworden wäre. Sie starb bereits 2012, im Alter von einundneunzig. Für ein so langes Künstlerleben sind achtundzwanzig Jahre des Schreibens nicht sehr viel. Umso größer erscheint der Einfluss, den Fuster, die mit dreiundsechzig ihr erstes Buch veröffentlichte, auf die katalanische Literatur, genau genommen: auf die katalanische Lyrik, ausübte, denn sie gilt als eine der ganz großen literarischen Stimmen in ihrem Land. Trotzdem ist Fuster deutlich weniger bekannt als viele andere, was mich, der ich ebenfalls eher zufällig auf ihre Bücher stieß, erstaunte.

Felícia Fuster i Viladecans, am 7. Jänner 1921 in Barcelona, genauer: im Viertel *Barceloneta*, geboren, wuchs die ersten Jahre unter der Militärdiktatur Primo de Riveras auf und erlebte als Jugendliche die katalanische Republik (1931-1938), die vom Spanischen Bürgerkrieg und der faschistischen Diktatur Francisco Francos brutal zerstört wurde. Die Erinnerung an die Bombardierungen Barcelonas und den Hunger blieb ihr zeitlebens lebendig, vor allem aber auch daran, dass man sich an nichts festhalten konnte und sie als Achtzehnjährige nicht wusste, woran sie noch glauben sollte. Dann, 1951, im Alter von dreißig Jahren, ging sie nach Paris und blieb dort bis ans Lebensende.

In Frankreich musste sie quasi bei Null beginnen. Ihren Lebensunterhalt verdiente sie sich anfänglich als Sprachlehrerin für Spanisch, mit diversen Glasarbeiten und bei Werbefirmen, später auch als Übersetzerin, und sie bemalte Seidentaschentücher. Danach tauchte sie als Unternehmerin ins Wirtschaftsleben ein und holte 1970 ein Diplom in Ökonomie nach. Zuvor nämlich, noch in Barcelona, hatte sie Kunst, Malerei, Musik (sie war eine talentierte Pianistin) und Glasgravur studiert.

Die künstlerische Ader war von Beginn an evident. Zu zeichnen und malen hatte Fuster niemals aufgehört, obwohl das notwendige Erwerbsleben in ihrem freiwilligen Exil die Kunst massiv zurückdrängte. Doch erst in den Achtzigerjahren kehrte sie der Wirtschaft den Rücken und widmete sich von jetzt an nur mehr der plastischen Kunst und der Literatur. So kam es dann, dass erst 1984 ihr Debüt, der Lyrikband „Una cançó per a ningú i Trenta diàlegs inútils“ (Ein Lied für niemanden und Dreißig nutzlose Dialoge) erschien, der im Jahr zuvor Finalist beim renommierten Literaturpreis Premi Carles Riba war.

Das Vorwort schrieb die um dreißig Jahre jüngere Maria Mercè Marçal, die schon damals als eine der gewichtigsten Stimmen der katalanischen Literatur galt und Fusters Manuskript als Jurorin beim Carles Riba kennengelernt hatte. In ihrem Vorwort schrieb Marçal, dass Fusters Texte sie wie selten ein Manuskript bei einem Literaturpreis beeindruckt hatten. Ihr offenbarten sich ein eleganter, melodioser Redefluss, ein auffallend reichhaltiges Vokabular, das aus allen Regionen des katalanischen Sprachgebiets schöpft, sowie ein eindringliches lyrisches Ich, das persönliche Gefühle mit zeitgeschichtlich-politischen Ereignissen und zutiefst menschlichen Einsichten vermengt; aus den Versen sprachen Verlust und Sehnsucht, Hunger und Neubeginn, Hoffnung und Rückschlag, Hartnäckigkeit und Liebe. Dass sie, die Jüngere, den Prolog zum Buch der Älteren schrieb, die für sie eigentlich literarisches Vorbild sein sollte (und in gewisser Weise dann auch wurde), empfand Marçal verlegen als Anachronismus. Zwischen den beiden Frauen entstand eine tiefe und von gegenseitiger Bewunderung geprägte Freundschaft, die bis zu Maria Mercè Marçals frühem Tod 1998 infolge einer Krebserkrankung währte. In ihrem Abschiedsge-dicht an Marçal schrieb Felícia Fuster die Zeilen: *Per què te n'has anat/deixant-me dins del cor/aquest forat/que res no pot sargir/amiga la germana (...)*« (»Warum musstest du gehen/ und hinterließest mir im Herzen/ dieses Loch/ das durch nichts sich stopfen lässt/ du Freundin meine Schwester (...)«).

Die besondere Wirkung der Gedichte, von der Marçal sprach, kann ich für mich nur bestätigen. Felícia Fusters Zeilen packen zu, lassen Bilder im Kopf aufflammen und fortbestehen; sie folgen einem ausgewogenen und musikalisch-ästhetischen Sprachrhythmus und bewirken ein tief beeindrucktes Innehalten.

Beim Lesen empfand ich Ähnliches wie bei der Lyrik von Paul Celan, Rose Ausländer oder Stéphane Mallarmé.

DESFETS

Amb el pes d'ombra
de l'estel on niàvem
el vol s'embulla.
Som la calç que bullia
només amb els miratges.

AUSGELASSEN

Mit dem Gewicht des Schattens
jenes Gestirns, wo wir genistet,
gerät der Flug aus den Fugen.
Wir sind der Löschkalk, der bloß
mit den Trugbildern aufkochte

Die lyrische Sprache hatte bei Felícia Fuster viel Zeit, sich zu entwickeln und letztendlich zu manifestieren. Den Grundstock dafür hat die Autorin in ihrer Jugend verortet. Die Barceloneta war früher ein Fischerviertel, von dem heute nur mehr die engen Gassen und auffallend schmalen Häuser übrig sind. Die Großeltern führten einen Eisenhandelsladen, und das Mädchen Felícia kam dort

mit zahlreichen Kundinnen und Kunden in Kontakt. Die Barceloneta stieß ein Tor zur Welt auf; sie vernahm verschiedenste Sprachvarianten und Dialekte katalanischer Fischer und Handwerker. Ein immenser Reichtum an Sprache, den Fuster verinnerlichte und den sie bis zum Einsetzen ihrer Lyrik Jahrzehnte später wohl behütet hat.

Dass die spätere Autorin seit den Fünfzigerjahren den Großteil ihres Lebens in einem französischsprachigen Umfeld zubrachte und gleichzeitig weitab von ihrer katalanischen Heimat, die vom spanischen Caudillo nicht nur massiv unterdrückt, sondern auch von der Außenwelt ziemlich gut abgeschottet war, ist gewissermaßen eine besondere Situation, in welcher sich Fuster befand. Sie übersetzte Marguerite Yourcenars Roman „L’Oeuvre au noir“ in ihre Muttersprache und publizierte neben ihren katalanischen Büchern auch zwei französische Gedichtbände mit eigenen Siebdrucken. Die Auseinandersetzung mit der Sprache an sich, literarischer Sprache und sprachlichem Ausdruck spielen eine zentrale Rolle in Felícia Fusters Lyrik. Die Distanz zum Mutterland und die Möglichkeit, Sprache und Kultur sozusagen aus der »sicheren Ferne« beobachten zu können, erleichterten ihr das.

Sieben katalanische Lyrikbände, zwei französische und ein Essay zur zeitgenössischen japanischen Literatur – so lautet die »Ausbeute« der achtundzwanzig Jahre schriftstellerischer Tätigkeit. Der einzige Roman, den sie verfasste, blieb bis heute unveröffentlicht. Das letzte Buch erschien bereits 2001, was den literarisch schöpferischen Zeitraum sogar auf siebzehn Jahre verkürzt. Warum? In diesem Jahr erkrankte Felícia Fuster anlässlich einer Reise durch China an einem Virus, wovon sie sich nie wieder gänzlich erholte; die letzten Lebensjahre verbrachte sie in einem Pariser Heim – welch furchtbare Ironie angesichts der Pandemie, die zum hundertjährigen Geburtstag der Autorin die Welt in Bann hält! Zu einem weiteren Eckstein wurde der Einfluss asiatischer Philosophien und der japanischen Literatur. Gemeinsam mit Naoyuki Sawada übersetzte Fuster japanische Haikus und zeitgenössische Lyrik ins Katalanische. Sie war die Erste, die das Haiku einem katalanischen Publikum näherbrachte. Nicht nur, dass diese Art von Literatur eine profunde Auswirkung auf einen Teil ihres eigenen Lyrikschaffens hatte, sie vermittelte generell der katalanischen Lyrik neuartige und wertvolle Einsichten und Impulse. Für mich zählen Felícia Fusters eigene Haikus zu den eindrucksvollsten Gedichten ihres Oeuvres. Zur Illustration ein Text, der sich auf ihre Kindheitserfahrung am und mit dem Meer bezieht:

El teu imperi
el blau El sense límits
Jo una mirada

Dein Reich
das Blau Das Grenzenlose
Ich ein Blick

Anmerkung zu meiner Übersetzung: Ich scherte mich hier nicht um die im Haiku vorgeschriebene Silbenanzahl; aber auch im Original dieses Beispiels kommt man nur dann auf siebzehn Silben, wenn man von der in den romanischen Sprachen eigentlich üblichen Silbenzählung abweicht. Und noch eine Bemerkung sei mir erlaubt: Ganz streng genommen ist das eher ein Senryu, weil es keinerlei Hinweis auf die Jahreszeit gibt.

Es ist nur ein Beispiel von vielen. Das lyrische Gesamtwerk von Felícia Fuster umfasst knapp 350 Seiten. Die Haikus nehmen darin geschätzt etwa ein Fünftel ein. Die Gesamtausgabe *Obra poètica* im Verlag Proa stellt auch die vorhin genannten Übersetzungen der japanischen Autorinnen und Autoren vor, weil diese, so die einhellige Meinung katalanischer Sprachwissenschaftler und Schriftstellerkollegen, eine so bedeutende Rolle im Werk von Fuster einnehmen. Viele der Gedichte haben experimentellen Charakter. Die Autorin bediente sich unterschiedlicher Sprachregister und Gedichtformen, bei denen freie Rhythmen überwiegen. Typisch scheinen mir die vergrößerten Abstände zwischen manchen Wörtern, wie auch im obigen Haiku ersichtlich. Anleihen aus der Volkskultur sowie der katalanischen Lyrik glimmen an vielen Stellen durch. Einzelne avantgardistisch anmutende Texte rücken Fuster in die Nähe von Joan Salvat-Papasseit (1894-1924), andere von Miquel Martí i Pol (1924-2003), doch allen ist eine unverkennbare literarische Stimme eigen, wie Zeitgenossen und Rezensenten unermüdlich hervorhoben.

NOMÉS	NUR
Com una copa	Wie ein Glas,
que es trenca de tan plena	das, weil's so voll ist, bricht,
vinc a vessar-me	ergieße ich mich
entre els teus dits. Qui em torna	zwischen deine Finger. Wer gibt mir el
vent, el llamp, l'esquerda?	den Wind, den Blitz, den Sprung zurück?

Anklänge an katalanische Traditionen finden sich auch im bildnerischen Werk der Autorin, und allein der Umstand des Kombinierens von Malerei, Skulptur und Lyrik zeigt eine weitere Parallele zur japanischen Dichtung, denn dieser wird ein Naheverhältnis zur fernöstlichen Malkunst nachgesagt. Das sind zum einen die knappen Versformen, die Gedankenbilder wie flüchtige Kleckse aufs Papier streuen, und zum anderen die japanischen Schriftzeichen, deren Grundstock in den chinesischen zu finden ist, welche sich bekanntlich aus Bildern, Piktogrammen und deren Verkürzungen entwickelt haben. Ein

japanisches Haiku (im Original) muss man auch anschauen, um es in seiner Gesamtheit zu erfassen! Womöglich versuchte Felícia Fuster mit der mitunter eigenwilligen Anordnung von Wörtern und Versabschnitten, sich diesem Ideal anzunähern.

SEMPRE TORNAR	STETS ZURÜCKKEHREN
Anar	Gehen
Sempre tornar	Stets zurückkehren
Ferro amb el vent Rosa	Eisern Streit mit Windes Rose
forjada	geschmiedet
Sílex	Feuerstein
Quietud de la veu i no cendra	Gelassenheit der Stimme und nicht Asche
Mel	Honig
esculpida	geschnitzt
Flor Rosa d'enllà	Blume Rose des Jenseits
d'enllà de	jenseits von
rosa	rosa

Es sind sehr persönliche, introspektive Gedichte, die zum Nachdenken anspornen, an vielen Stellen heftige Gefühle aufblitzen oder, dumpf und düster, die Finsternis der inzwischen vergangenen Gewaltherrschaft erahnen lassen. Kontemplative Worte, syntaktisch oft Torsen, (gezielt) hingestreute Satzketten, verpackt in unruhige, eigensinnige, unlieb wie unbeugsame Gedichtstrukturen, in Nachbarschaft zu den französischen Parnassiens und zur katalanischen Avantgarde der Republik.

Die Tragik der zwar bedeutenden, aber trotzdem kaum allgemein hin bekannten Autorin besteht darin, dass es kaum Übersetzungen gibt. Nichts auf Deutsch, etwas auf Englisch, ein Buch auf Galicisch, erschreckend wenig auf Französisch, und damit bin ich schon am Ende dessen, was ich bei meiner Internetrecherche ausfindig machen konnte. Die Tatsache, dass katalanische Autorinnen und Autoren generell eher selten ins Deutsche übersetzt werden, lässt kaum Hoffnung aufkommen, dass sich dieser trübe Befund in absehbarer Zeit bessern könnte. Daran ändert auch nichts der Umstand, dass zum heurigen Tag der Lyrik ein Gedicht von Felícia Fuster „No em despulleu/Macht mich nicht nackt“ in notabene einundzwanzig Sprachen, darunter auch Gebärdensprache, übersetzt wurde. Daher kann ich Interessierten nur ans Herz legen, Katalanisch zu lernen, eine wunderbare Sprache mit einer reichen Literatur, in der es unerhört viel zu entdecken gibt. (Ein Hinweis: Wer

französisch oder spanisch oder sogar beides spricht, hat einen klaren Heimvorteil!) Felícia Fuster (und viele andere) lesen zu können, ist jedenfalls ein lohnendes Ziel und ein großartiger Gewinn.

La teva densitat semblava sempre invulnerable.	Deine Dichte schien für immer fer-me per unverwundbar mich zu machen.
Cabdell de llana arnada, em vaig desfent amb els dits nafrats d'heura.	Knäuel abgenutzter Wolle, ich entwirre mich mit Fingern wund vom Efeu.
De res no em serviran les fulles de morera ni els cucs ventruts de seda que es cargolen	Nutzlos sind die Maulbeerblätter und die Seidenraupen, die sich, bauchig, schneckenförmig kringeln
a dintre d'un capoll ple de promeses.	im Kokon, der mit Versprechen angefüllt.
Tots els fils deslligats no poden dur-me cap corda per Sbar-me l'olor del romaní que regenera el cel ingràvid.	Die losen Fäden taugen nicht zur Schnur, die mir den Duft des Rosmarins verbürgte, der den schwerelosen Himmel neu erschafft.
Només una enfilada per a recosir mons i silencis em queda.	Nur eine Reihe bleibt, damit ich Welten und das Schweigen abermals zusammenhäkle.
Amb una mà esquerdada escric encara mil cartes que no Sro.	Meine Hand gebrochen, schreibe ich noch tausend Briefe, die ich niemals ziehe.

Klaus Ebner

Patricia Highsmith (1921 – 1995)

Schreiben – eine Art, die Realität, die unerträglich langweilig sein kann, auszuhalten

Ist dieses Zitat von Patricia Highsmith nicht eine wunderbare Aufforderung an uns Schreibende, gerade jetzt – in diesen ‚gekrönten‘ Zeiten – zu schreiben, zu schreiben und nochmals zu schreiben . . . ?

Eine ‚Meisterin des psychologischen Kriminalromans‘ hat man Patricia Highsmith genannt; mir gefällt ‚Meisterin der Beklemmung‘ noch besser. Doch ob das, was sie schreibt, ‚höhere Literatur‘ oder ‚spannende Unterhaltung‘ sei, daran scheiden sich einige Geister. Ich plädiere dafür – zumindest für das Werk der Highsmith – die Grenzen einmal zu verwischen. Über ihr Werk haben sich prominente und prominenteste Kollegen und Kolleginnen geäußert, durchaus divergierend. Graham Green sagte es so: *Sie ist eine Schriftstellerin, die eine eigene Welt geschaffen hat, eine bedrückend geschlossene, irrationale Welt* ... Julian Symons äußerte sich folgendermaßen: *Was die Romane von Patricia Highsmith über die*

durchschnittlich durchdachten hinaushebt, ist nicht diese professionelle Technik, Handlungen aufzubauen und in bedeutsame Umgebungen hineinzustellen, sondern vielmehr die Intensität, mit der die Charaktere ihre Probleme empfinden. Auch ein österreichischer Autor soll zu Wort kommen, Peter Handke: „Auf den ersten Blick unterscheidet sich die faktische, fast metaphorfreie Prosa der Highsmith wenig von dem Großteil der amerikanischen Romanliteratur (...) sie ist handwerklich bestimmt (...) Und doch erscheint bei ihr dieses Handwerk (...) als ein Mittel, die Aufmerksamkeit von den Sätzen völlig auf die seltsamen und doch (...) ganz selbstverständlichen Handlungen der Personen binzulenken.

Patricia Highsmith hat Romane und Erzählungen geschrieben; doch je nachdem, wo sie gelesen wird – in ihrer Heimat Amerika oder ihren verschiedenen Wohnorten in Europa – wird sie als Autorin von Suspense Fiction oder als Romanautorin bezeichnet. Wir sehen, Grenzen verwischen sich auch zwischen Kontinenten. Und für welche Romane ist sie nun berühmt geworden, die Highsmith? Für ihre Ripley-Romane, drei an der Zahl. Man muss den Protagonisten, den ‚talentierten Mr. Ripley‘ und seine ‚Spiele‘ nicht sympathisch finden, man kann sich dennoch kaum der sich stetig steigenden Spannung entziehen – kommt der eigentlich Üble, Talentierte davon, muss der Harmlose büßen oder doch der Schuldige? Was es bei Patricia Highsmith sicher nicht gibt –einen moralischen Schluss. Lassen wir sie selbst zu Wort kommen: *Mich haben immer nur die kriminellen Anlagen und Möglichkeiten des Normalmenschen in der Gesellschaft beschäftigt, dabei ist mir die Aufklärung eines Mordfalls völlig gleichgültig. Gibt es etwas Langweiligeres und Gekünstelteres als Gerechtigkeit?*

Freilich, wer nur die Ripley-Romane kennt, kennt nicht das Oeuvre von Patricia Highsmith. Denken wir nur an ihren ersten, und sogleich erfolgreichen, Roman „Strangers on a train“ – „Zwei Fremde im Zug“. Hierzu ein passendes Zitat der Autorin: *Leute ohne Moral (...) amüsieren mich. Sie haben Phantasie, geistige Beweglichkeit (...). Diese Eigenschaften sind offensichtlich diejenigen der Autorin selbst, die Protagonisten sind ja ihre Geschöpfe.* Doch die Highsmith kann noch mehr. „Strangers on a train“ erschien im Jahr 1950; 22 Jahre später, 1972, erschien ihr Roman „Lösegeld für einen Hund“. Man kann ihn als drei Romane lesen – als Kriminalroman, als Sittenroman, als psychologischen Roman. Ein Bagatellfall, ein gekidnappter Hund, entwickelt sich zu einem Mordfall. Patricia Highsmith legt den New Yorker Polizeiapparat bloß, seine Mechanismen der Macht – alltägliche Beispiele von Erpressung, Mord, Korruption.

Etwas an Biographie soll auch sein – geboren in Texas, aufgewachsen in New York, Studium an der Columbia Universität. Ihr Schreiben begann mit

Kurzgeschichten; dann der erste große Erfolg mit „Strangers on a train“, sogleich verfilmt von Alfred Hitchcock. Auch zwei der Ripley Romane wurden verfilmt – „Der talentierte Mr Ripley“ unter dem Titel „Plein Soleil“ von René Clément (deutscher Titel: „Nur die Sonne war Zeuge“) und „Ripley’s Game“ unter dem Titel „Der amerikanische Freund“ von Wim Wenders.

Patricia Highsmith wurde mit höchsten Preisen bedacht, so dem Edgar-Allan-Poe-Award, dem Grand Prix de la Littérature Policière und dem Preis der Crime Writers Association of Great Britain. Und doch gab es auch Kritik an Patricia Highsmith – von unerwarteter Seite, von Seiten der Women-Libbers. Diese hatten sie zur Frauenfeindin Nr.1 gekürt – ihre Bücher seien so sehr Männerbücher. Highsmith konterte, sie schreibe *action novels*, sie brauche dafür Charaktere, die sich frei bewegen können in Unabhängigkeit, mit *physischer Stärke*. Und sie rächte sich als Autorin – mit dem Geschichtenband „Geschichten für Weiberfeinde“, einer bösartigen Typologie des Weiblichen. Für mich erhebt sich hier die grundsätzliche Frage, ob es mir als Autorin nicht zusteht, die Themen, über die ich schreibe, selbst zu wählen.

Patricia Highsmith lebte in Santa Fé, in Triest und Florenz, in Cagnes-sur-Mer und in Suffolk. Danach verbrachte sie etliche Jahre in einem kleinen Dorf, in Moncourt, 80 km südlich von Paris. Sie fand es praktisch, in Frankreich zu leben, von da sei sie schnell in London, in Hamburg, in Venedig; sie brauche diese Reisen als Recherche für die Schauplätze ihrer Bücher. Und sie recherchierte sehr genau. Kommt man in die Gegend ihres Dorfes Moncourt, so erkennt man tatsächlich etliche Schauplätze von „Ripley’s Game“. Und wenn der Besitzer des gekidnappten Hundes in „Lösegeld für einen Hund“ das Lösegeld mitten in der Nacht zwischen zwei Gitterpfosten eines Parks an der 61. Straße steckt, so hat man als LeserIn tatsächlich das Gefühl, im nächtlichen New York unterwegs zu sein. In Moncourt lebte Patricia Highsmith nach eigenen Angaben *bis zu den Knien im Unkraut*, doch sie brauchte die Ruhe und die Einsamkeit; Einsamkeit, um ihre Gestalten entwickeln zu können.

Den Bogen zum titelgebenden Zitat von Patricia Highsmith ziehend wage ich die Aussage, Patricia Highsmith habe so viel geschrieben, dass sie – bis zu ihrem Tod in der Schweiz – am 4. Februar 1995 keine Langeweile kannte.

Alle Zitate: Cavigelli, Franz/ Senn Fritz (Hrsg.): Über Patricia Highsmith, Diogenes 1990

Claudia Toller

Gert Jonke (1946 – 2009)

insonderheit (nachweislich eine von Gert Jonkes Lieblingskonjunktionen)

und wüßte man nichts von seiner Literatur der sprossenden Textflächen wie Logeleien und Repetitionen und hätte man keines seiner förderbandähnlichen Bücher zu Lebzeiten gelesen und hätte man den liebenswerten Autor nie leibhaftig selbst (sich immer weiter versteigend) vortragen gehört und sein von Klaus Amann parat teilzitiertes Vogelgedicht mit Gasthauslandung im Kopf sowie keines seiner Theaterstücke gesehen, weder eine Uraufführung im Wiener Volkstheater („Gegenwart der Erinnerung, Insektarium, Opus 111, Die Vögel, Der ferne Klang“) unter der Direktion von Emmy Werner, bevorzugt mit dem dann am Mandlgrat des Hohen Gölls tödlich abgestürzten Darstellers Georg Schuchter) noch ein Nachspiel nach Graz im Wiener Akademietheater („Chorphantasie“) oder diesen Parforceritt posthum im Semperdepot (wo sich der Schauspieler Bernd Jeschek quasi als Rekonvaleszentenübung nach einem mentalen Aussetzer Jonkes Monologs „Redner rund um die Uhr“ brillant angenommen hat), ja wer nicht einmal wie zufällig an der Arbeitsraum-Gedenktafel in der verkehrsberuhigten kurzen Stückgasse in Wien-Neubau vorbeigekommen ist, dem sei jedes aktuelle oder wiederkehrende Jubiläumsdatum, an dem Jonkes Name neu genannt wird, als Anlaß empfohlen, zumindest diesen einen knapp 50-Seiten Duo-Text aus dem Band „Schule der Geläufigkeit“ (1977ff.) zur Hand zu nehmen und sich in einem Raum mit oder ohne Klavier(e) hinzusetzen, die darin enthaltene Erzählung „gradus ad parnassum“ aufzuschlagen und sich oder anderen diese zwischen den beiden Klavierbrüdern changierende Doppelconference laut vorzulesen, damit wäre eines garantiert: diese Suada, deren Titel auf Johann Joseph Fuxens und Muzio Clementis Lehrwerk anspielt, ohne diese historischen Komponisten auch nur zu erwähnen (den etwas neueren Arnold Schönberg allerdings schon) wird den Vorlesenden und die Zuhörerschaft nicht mehr loslassen, dazu nur folgende Stichworte: der betrunkene QuartalenKomponist Fritz und sein KlaviertransporteurBruder Otto finden das Unterrichtszimmer ihres ehemaligen Lehrers Hellberger verschlossen und geraten stattdessen durch offenen Lift in den Konservatoriumsdachboden (ohne Stiegenzu- oder -abgang) voll von 111 unbrauchbaren Klavieren und versteigen sich in dieser DachbodenHirnFalle gesprächsweise in alle möglichen ortsbezogenen Themen: Klaviertransportkistenanfertigung, untere Resonanzbodenbauchung, Spiegelüberprüfung und TaktellVorgaben, Höherstimmung bis zur Zerreißprobe, alles scheinbar so abstrus gedacht, aber keineswegs realitätsfern, allein schon was die mit ihrem Klavier reisenden SoloPianisten und den späteren Steinway-Stimmfilm für Pierre-Laurent Aimard betrifft, zuerst kommt der

wütende Pedell und dann der neue Konservatoriumsdirektor (der sich als der alte Klavierlehrer der beiden entpuppt) in den Dachboden herauf und die Phantasmagorie nimmt ihren weiteren Lauf... kein Wunder also und sowieso, daß Ernst Jandl, Friederike Mayröcker und un-

und den Kollegen Jonke mehr als selbstverständlich schon immer schätzten, an eine Einladung der späten 90er-Jahre in ein Kellerlokal in der Wiener Gußhausstraße unweit Jandls Wohnung mit Jandls bester Laune (nicht ganz frei von der Angst aller Anwesenden, sie könnte umkippen, aber dann war da ja auch noch die Filmerin Carmen Tartarotti als Sicherheitsdämpferin dabei), und Gert Jonke verschmitzt machte sich, wenn ich mich nicht irre, vor einer möglichen Eskalation dieser Souterraingesellschaft bald auf den Heimweg in seine GumpendorferstraßenWohnung 2 einem anderen, diesmal realen Desaster konnten wir allerdings um diese Zeit nicht entgehen: just in dem Moment am 20. Juli 1998, da uns im Literarischen Colloquium Berlin die strenggefaßte Gestalt Gerlinde Creutzbergs in ihren Bann zu ziehen begann (zumal sie auf ihre illustrierte MayröckerEngelMappe hinwies), hat uns auch schon ein arachnophiler Ulrich Janetzki gutgemeint ablenkend (beiläufig den seit Jahrzehnten toten Konrad Bayer wie als lebenden Intimus aufrufend) bei der Hand genommen und zu einem Kastenfenster (Insektarium) im Treppenhaus der Colloquiums-Villa abseits des WannseeUfers geführt, wo er uns auf seine liebevoll gepflegte, zumal von Reinigungsmaßnahmen ungestört gelassene Spinnenzucht hinwies (*wir mögen keine Mücken, ergo lieben wir Spinnen*), während im synchronen Erinnerungsblitz der düstere Gerald Bisinger am gleichen Ort nebenan wie automatisch an die griffbereite Kommodentür griff und diese schon halb geöffnet hatte, was keine raren Manuskripte oder PoesieZimelien zum Vorschein brachte, sondern den Blick auf eine Batterie von Bierflaschen und Bierdosen freigab (den obligaten Himbeergeist samt IntensivDuft nicht zu vergessen), woran sich der Hausherr auch gleich selbst bediente, während wir (Jonke und Hell) auf die nachträglich freundlich-stumme Angebotsgeste in unsere Richtung hin nur betreten reagieren zu können meinten und kurz darauf hörte man in einem Parterresaal derselben Einrichtung in die

öffentliche jetzt nochmalige Lesung der mittlerweile Siegertexte so einer preußischen SeehandlungsPreisVeranstaltung hinein, nämlich in die zwei vorher noch ungekrönt von Ingo Schulze und Reinhard Jirgl im Jury- und KollegInnenkreis vorgetragenen und hochgelobten späteren BuchTextAusschnitte, wogegen etwa des Mitbewerbers Gert Jonkes

sprachlogische SatzTiraden bereits in diesem Stadium der öffentlichen Befassung als *austriakische Scurrilität* mißverstanden worden sein dürften, eine gängige Fehleinschätzung, die sich tags darauf auch im Veranstaltungsbericht einer Berliner Tageszeitung wiederfinden könnte und wiedergefunden hatte, wobei der klaustrophobe Eindruck vor Ort nicht von der Hand zu weisen war, nämlich jene deutliche Vorstellung, daß das Publikum jetzt die gleichen gekontt und glattgemachten deutschdeutschen Erzählungspassagen immer wieder über sich ergehen lassen müsse und mußte, ohne den Raum und die Villenräume des Würgeengels jemals wieder verlassen zu können, wobei zwischendurch Partikel der „statements“ von Verena Auffermann, Sibylle Cramer, Martin Lüdke, Norbert Miller und Elke Schmitter eingespielt werden würden („Momente von Aufenthalt in einem zerrissenen Bilderbogen“), während Sigrid Weigel mit spürbar innerem Strahlen regungslos auf ihrem Platz verharrte und trotz der aussichtslosen Situation innerhalb und abseits der Darbietung eine seltsam positive Energie auszustrahlen imstande war, die ebenfalls eingeladene Anne Duden (ihr Installateur wunderte sich über die vielen Duden-Bände in ihrem Regal) dürfte wohlweislich ihrerseits ein Zuhausebleiben in London vorgezogen haben doch da finden wir uns bereits im Abgang zu dritt draußen im Freien auf dem Kiesvorplatz der Auffahrt zur (also Abfahrt von der) WannseeVilla (angeblich einem ehemaligen BesatzungssoldatenHotelBordell) wieder, mit gewichtigem Handgepäck zu Fuß vom Festungsort fort eilend, und im beidseitigen AugenwinkelBlick vermeinen wir (Gert Jonke und Bodo Hell) synchron jetzt förmlich zu spüren (ohne allerdings eingreifen und den Vornübersturz gar verhindern zu können), daß der alerte Professor Wendelin Schmidt-Dengler (in diesem Fall allerdings halb glückloser Juror und Laudator der beiden Österreicher) zwischen uns respektive einen Schritt 3 uns gehend, jetzt gleich stolpern und hinstürzen würde und also auch schon gestolpert und bäuchlings auf die Kiesfläche zu liegen gekommen ist, doch nahezu im selben Moment in seiner Geistesgegenwart wieder aufzuspringen imstande war und sich seine blutende Stirnwunde flugs bepflastern hat lassen, als handele es sich um eine minimale LeseUnterbrechung in einer alles okkupierenden WeltLektüre, die man mit so einem roten Merkkleber für spätere FormulierungsÜberprüfung vorsorglich zu markieren habe

Bodo Hell

Adolph Franz Friedrich Ludwig Freiherr von Knigge (1752 – 1796)

Sei, was du bist, immer ganz, und immer derselbe!¹

Lebte Knigge noch, er täte mir leid: ein talentierter, fleißiger Literat, dessen Bekanntheit trotz breiter Produktion auf ein einziges Werk reduziert wird, das die Welt zusätzlich grob missversteht. Zusätzlich wird sein Name inflationär als Kurzformel für verschiedenerelei *Aperçus* verwendet, somit letztlich diskreditiert. Dabei kündigt, beeindruckend, dieses Werk von dreierlei: von grenzüberschreitender Bildung; von breit gespannter gesellschaftlicher Erfahrung, die ohne eigenes Wollen und Hinzutun nicht gelingen kann; von philanthropischem Geist, der effektiv das Ergehen der Mitmenschen in den Mittelpunkt der Überlegungen stellt.

Entscheidendes für die heutige Reduktion gründet im 18. Jahrhundert, in dem er lebte. Zu diesem gehört die Ausdruckweise, die, niederdeutsch, zwar bereits unser noch allgemein gebrauchtes Idiom verwendet, aber in der damals für einen Schriftsteller offenbar notwendigen Weitschweifigkeit uns Heutige langatmig redselig dünkt und gespreizt wirkt. Schon viele Titel muten umständlich an – wofür ein Beispiel genügen mag: *Über Friedrich Wilhelm den Liebreichen und meine Unterredung mit ihm von Meywerk*, eine Art Roman – und verleiten uns kaum mehr zum Lesen. Auch die eigentlichen Texte dehnen sich lang, selbst die *Reise nach Braunschweig* entpuppt sich als weit ausholende, uns allzu wortreich anmutende Schilderung. Das uns bekannte «Was du nicht willst ...» lautet dann bei ihm: *Wie würde es dir unter denselben Umständen gefallen, wenn man dir dies zumutete, gegen dich also handelte, von dir das forderte? – diesen Dienst, diese Verwendung diese langweilige Arbeit, diese Erklärung?*

Bei alledem gilt nicht zu vergessen: Knigges Lebensverhältnisse blieben für den Stand, dem er angehörte, zwar angemessen in der Lebensform, nicht zuletzt bei wechselnden Kammerherr- und Beamten-Diensten, im Networking bis zu standesgemäßer Heirat, sozial engagiert, kulturell wach, doch blieb seine Lage generell reichlich prekär, durch den bescheidenen Adelstitel, durch die Akzeptanz des Erbes eines überschuldeten Guts, was ihm ökonomisch das Leben lang Mühsale aufnötigte, und nicht zuletzt durch das Bewusstsein eigener

¹ Die meisten auch der folgenden Zitate sind entnommen aus: Über den Umgang mit Menschen, ausgewählt und eingeleitet von Iring Fetscher, Frankfurt/Main 1962, Fischer Bücher des Wissens 434, S. 44; die Ausgabe bildet wieder den entscheidenden Text Knigges dritter Fassung von 1790 ab.

geistiger Kapazitäten. Genauer hingesehen, hatte Knigge das Problem vieler vielfachbegabter Generalisten, die aus Not auswärtige Stellen, in diesem Fall und Jahrhundert an «fremden» Höfen, annehmen müssen. Fähig, sich rasch in «neue» Arbeitsgebiete einzuarbeiten – so in Hanau 1777 in den Kulturbetrieb, was zu eigenen achtbaren Kompositionen führte, so in Kassel 1791 in die Tabakregie –, weckte er unter den alteingesessenen Höflingen jede Menge Vorbehalte, die zu Intrigen und zum baldigen Ausscheiden aus dem Dienst führten. Vermutlich Ähnliches widerfuhr ihm in den «Gesellschaften», der Beitritt zu den Freimaurern brachte ihm zwar Titel aber kaum Aufstieg; die aktive Teilnahme am kurz zuvor gegründeten Illuminatenorden brachte ihn mit seinen aufklärerischen Ideen in die Bredouille, bald trat er wieder aus, um sich auch öffentlich gegen alle Geheimbünde zu stellen. Zweifellos förderten diese missgünstigen, ihm widersprechenden äußeren Umstände in hohem Maß seine innere Selbständigkeit, während er finanziell von der Familie im weitesten Sinn abhängig blieb. Zum eigentlichen Remedium avancierte die Schreibearbeit im *redlichen Erwerb*; er dürfte mithin als einer der ersten »freien Schriftsteller« gelten. Wenn er formuliert: *Mache dir keine Langeweile! das heißt: Sei nie ganz müßig!*, so galt dies für ihn selbst nicht als lebensphilosophische Maxime, sondern als zwingende Notwendigkeit. Dabei sah er den Zwang zum Schreiben nicht als Qualitätsgarant: *Ich habe zu viel geschrieben, um immer gut zu schreiben*, meinte er 1789. Nun, hierher gehören zum einen Übersetzertätigkeit, Rezensionen wie Theaterkritiken. Seine Romane sind, einmal mehr einmal weniger, literarisch geformte Abhandlungen zu Fragen der Zeit, in denen wie in seinen Schriften zu Ethik und namentlich zur Politik immer wieder in satirischen Überzeichnungen die Auswüchse der ständischen Ordnung für Alltag und Gesellschaftsstruktur in aller Breite abgehandelt werden. In seinen Analysen gibt Knigge sogar gezielte, die Errungenschaften der französischen Revolution guthießende Erklärungen ab – ein modern anmutendes Beispiel: *Neue Gesetze, welche die Freiheit gewisser Handlungen einschränken, können nur mit Wissen und Willen aller erwachsenen Bürger im Staate gegeben werden* – und macht, indirekt wenngleich letztlich wenig verklausuliert, in republikanischer Gesinnung die Hebung der nicht adligen Stände zu seinem Anliegen. Trotzdem gilt, Knigge verlor (zwangsweise?) seine Rezipienten nicht aus dem Blick, wobei allerdings das von ihm gewünschte Lesepublikum breit aufgestellt zu sein hatte. Als Freiherr musste er mit dem Adel rechnen, als Gesellschafter durfte er Gesinnungsgenossen nicht außer Acht lassen, sein eigentliches Augenmerk galt hingegen dem aufstrebenden

Mittelstand ...

... den er letztlich bei der Abfassung des seinen hohen Bekanntheitsgrad begründenden «Über den Umgang mit Menschen» in den Fokus stellte. Ein grobes Missverständnis besteht darin, «den Knigge» als den, den erhobenen Zeigefinger ersetzenden Benimmapostel zu verstehen. Oder, noch fataler, «Knigge» inflationär als Etikette für alles und jedes zu missbrauchen, ergo für das, was sich vermeintlich gehöre. Was im Buch hingegen richtig, wichtig, wenn nicht entscheidend ist, ist die Bereitschaft, sich im Alltag dezidiert auf die jeweiligen Personen als Typen einzustellen. Gerade dieser Anstoß erlaubt Knigge den Durchblick auf das menschlich allzu Menschliche, mithin den Blickpunkt auf eine Welt, die beileibe noch nicht vergangen ist; so kümmert er sich, in heutiger Diktion, um die Alles-an-sich-Zieher, die Die-andern-Überfahrer, die Sich-Anbiedernden, die penetranten Schweiger, die narzisstisch Selbstgefälligen. Seine kompetente Hilfestellung beruht nicht in strengen Verhaltensmaßregeln, sondern in unzählbaren mild engagierten Hinweisen auf die förderliche Art, sich in den verschiedenen Kreisen zu bewegen. Nicht von ungefähr befasst sich ein (kurzes) frühes Kapitel ausdrücklich mit dem *Umgang mit sich selber*, der in den Kerngedanken mündet: *Respektiere Dich selbst, wenn Du willst, daß andere Dich respektieren sollen!* Das bedeutet konkret: *Verliere nie die Zuversicht zu Dir selber, das Bewußtsein Deiner Menschenwürde, das Gefühl [...] irgend jemand nachzustehen!* Aus dieser Grundlage resultiert ein «Benehmen» (wenn man es denn so nennen will), bei dem dieser *esprit de conduite* ein kalkulieren des Beobachten der erlebten Verhaltensweisen fordert. *Für eine Sicherheit der Feststellungen wähle zu Deinen Beobachtungen solche Augenblicke, in welchen sie [die Leute] Dir unbemerkt zu sein glauben*, dabei ist dezidiert Achtsamkeit gefordert *auf geringe Dinge, auf Kleinigkeiten, die man feurigen Genies selten antrifft* ... um danach (im Nachsatz) *selbständig* – und wir können dazusetzen selbstbestimmt – *zu handeln*. Knigge hielt, beachtlich, persönlich seine Maximen durch bis zu seinem Typhus-Tod mit 44 Jahren in Bremen, aber er fand in seiner Tochter nicht nur eine Nachfolge als Lyrikerin, sondern auch seine erste Biographin.

Obwohl, noch einmal, Knigge kaum verhohlen den Mittelstand in den Blick nimmt, um ihn gesellschaftsfähig zu machen, lehnte das 19. Jahrhundert zahlreiche Textstellen ab, die man in Neuauflagen der politischen Passagen entkleidete und in kleinbürgerlicher Weise umwandelte. Uns Heutige aber muss Knigges Habitus in seiner überlegten, die Zeitumstände ebenso einbeziehenden wie zugleich transponierenden Umsicht beeindrucken. So mag der *Schluß* in seinem Hauptwerk als Schlusswort dieses Essays auch auf ihn selbst gemünzt

sein: *Aber das wünscht, und das kann jeder Rechtschaffene und Weise bewirken, [...] daß er Genuß aus dem Umgange mit allen Klassen von Menschen schöpfe [...]. Und wenn er ausdauert, [...] so kann er sich allgemeine Achtung erzwingen, kann auch, wenn er die Menschen studiert hat und sich durch keine Schwierigkeiten abschrecken läßt, fast jede gute Sache am Ende durchsetzen.*

Martin Stankowski

Christian Morgenstern (1871 – 1914)

Das traurige Wiesel

Das Wiesel sitzt im Mondenschein
allein auf einem Kieselstein und
murmelt traurig: „Gibt es hier denn
außer mir kein Fragetier?“ Da
kommt das Wosel aus dem Wald,
das Wersel folgt ihm ziemlich bald.
Das Wannsel kommt mit einer Uhr,
drauf läuft die Zeit zur Zeit retour.
Sogar das Wassel schaut vorbei und
fragt das Wersel, was es sei. So
kommen sie von nah und fern, –
geführt hat sie der Morgenstern.

Gerald Jatzek

Franziska von Reventlow (1871 – 1918)

Schriftstellerin & Muse

frau gräfin scherte sich um keine konventionen ignorierte
was von einem mädchen ihres standes elterlich erwartet
wurde das im schloss geboren dagegen half kein
mädchenpensionat malen wollt sie lernen in München
finanziert vom kurz-ehemann zwar selbstbestimmung trotz
fehlgeburten und geldmangel rebellisch entlang
fluchtpuren schreibend schnorrend fordert sie freiheiten
als individuum frau das leben ein fortwährendes fest
erotischer kultur die heidnische madonna im zentrum der
abläufe verschweigt den vaternamen ihres Rolf-sohnes
alleinerziehend auf dem Schweizer berg der wahrheit Monte
Verità unter sonne-luftaposteln arrangiert Erich Mühsam

eine trauscheinehe mit einem Lettischen baron dessen erbe
eine standesgemäße verheiratung erfordert verpufft eine
bankpleite das gesamte vermögen Fanny verfasst bis zu
ihrem fahrrad-unfall autobiografische romane während sie
lebte
vom beginn bis zum ende des Deutschen kaiserreichs

Manfred Chobot

Rezensionen

Katrin Bernhardt

Fluchtplan lebt nicht mehr

Lyrik publication PN°1 Bibliothek der Provinz, 1998, Hardcover,
78 Seiten
ISBN 3 85252 2587

Ein Buch, das ganz aktuell im Briefkasten der Rezensentin, eingetroffen ist, jedoch schon einige Jahre zurückliegend publiziert worden war; scheint aber gerade heute aktueller denn je zu sein, denn früher, vor diesem allgegenwärtigen – von real bis online – Virus namens SarsCov2 konnte sich jemand noch einen Fluchtplan machen. Heute lebt man ohne Fluchtplan.

Da sitzt also eine mit diesem schmalen Büchlein, griffig gestaltet, Buchbinderkunst, nicht irgendeine Klebebindung mit Deckel vorne und hinten, sitzt da mit viel Lyrik drinnen. Woher der Gedanke kommt, dass das Buch sich für das Nachtkästchen im Spital oder der Rehaklinik eignen kann, das ist egal, denn dort, wo der Lesewille von der Physis und dem Therapieplan konterkariert wird, dort liest sich Lyrik noch allemal am besten. Von daher muss wohl diese Assoziation gekommen sein. Lyrik liest sich objektiv gesprochen nirgendwo oder immer am besten.

Da sitzt also eine, die ob mit oder ohne Fluchtplan stets im eigenen grenzenlosen Optimismus gefangen ist und liest diese Gedichte, die sich dem Optimismus vehement entgegenstellen, aber so, dass doch am Ende wieder nur

dieser herauskommt: *Der Todesgeruch / nach sterbenden Pflanzen. / Modernes. / ... Irrlichter im Organisationsalltag. / Komm zurück, / bei Zimt und Mandarinenduft.*

Die Negation des Fluchtplans ist der lebendige Aufbruch in eine allgemeine Zukunft, kann die Quintessenz nach der Lektüre sein: *Den schönsten Diamanten / an die Oberfläche gebracht / Verbanne mein Ich*

Katrin Bernhardt weiß wohl ihre Gedanken so lyrisch zu setzen, dass der Rezipient sich nicht aus dem Staub machen darf: *Bekenne endlich / Ich weiß es schon lange / Schlangennuster / So launisch wie das Wetter / ...*

Ein Fluchtplan ist doch im Leben sowieso ein Ding der Unmöglichkeit und in die Depression eines Todgeweihten will niemand verfallen, jedenfalls nicht freiwillig, solange die Lebensfreude noch zumindest minimale Funken sprüht: *... / die Seele wendet sich ab / im Halbschlaf davongelaufen / weiß wo ich stehe / mein Leben.* Setzt euch also dieser Lyrik aus und überprüft euer seelisches Betriebssystem! Lyrik, die einen Blumentrog aus Waschbeton zu besingen vermag, hat schon heilsame Wirkung.

Doris Kloimstein

Katrin Bernhardt

Aufbrechen

Gedichte

Edition Lex Liszt, Oberwart 2020

ISBN 978-3-99016-182-1

Die Autorin lebt im Burgenland und in Wien. Sie studierte Archäologie und Philosophie, war Sängerin und Texterin und erhielt zahlreiche Preise für ihre Lyrikbände: „Fallen ohne Aufprall“ (1995), „Fluchtplan lebt nicht mehr“ (1998), „Auf bittere Haut geschrieben“ (2013), sowie für den Prosaband: „Die Gesichtlosen“ (2000).

In fünf Kapiteln hat Katrin Bernhardt das Aufbrechen als Fortgehen oder Sichöffnen und spürbar ‚da sein‘ zum Thema gemacht.

Das erste Kapitel befasst sich mit dem Aufbrechen in ein anderes Leben. Unzufriedenheit kann zur Last werden oder auch ein Anreiz sein, das Weite zu suchen. Sie – oder das lyrische Ich – fragt sich, wie es ist, sich selbst zu verlieren oder wiederzufinden. Oder, wie sich auf Seite 11 ein Lohnsklave und andere in ihrem farblosen Alltagstrott mutlos fragen: *Ob das der Seele Heimat ist.* Doch der,

der aufbricht, entgeht vielleicht der Verzweiflung, vielleicht ertrinkt seine Poesie nicht zwischen Ratschlägen und Organisationen.

Eine der wunderschönen lyrischen Essenzen lautet: Der kleine Vogel im Nest hat Angst vor dem Wind und dem Winter und trotzdem schlägt sein kleines Vogelherz für die Freiheit da draußen!

Das zweite Kapitel befasst sich mit dem Aufbruch in ein anderes Land und das dritte mit Denkstrukturen: Poetisch und einmal leicht – einmal schwer – wird von Hitler, Flüchtlingen oder Menschenverachtung am Stammtisch gesprochen, aber die positive Antwort heißt: *Mein Herz ist groß!* Oder: *Gottes schöne Welt sehen wir in den kleinen Dingen!*

Das letzte Kapitel mit dem Titel „In eine andere Liebe“ versammelt wunderschöne Momente und Wendungen. Jede Lyrik mit anderen Aussagen und doch jede so weich, poetisch, intensiv und spannend.

Ein Buch, das die Anmut der Sprache zeigt und einfach auszudrücken weiß. Nicht einmal das Thema Liebe verkommt in Kitsch und Gewöhnlichkeit! Außergewöhnliche Miniaturen in wunderbarer Sprache!

Eva Riebler

Josef Brodträger

Bitter!

My Morawa, Wien 2019, 136 Seiten

ISBN 978-3-99084-654-4

Hat man sich einmal an die merkwürdige Empfehlung des Lektors gewöhnt, Ortsnamen kursiv zu setzen, lässt man sich auf die kurzweilige und schnell zu lesende Geschichte eines Mannes im besten Alter ein, der noch keineswegs zu alt für die Versuchungen körperlicher Liebe ist. Aber ein Schicksalsschlag trifft ihn aus heiterem Himmel. Und dann noch einer.

Diese überzeugende Schilderung unerwarteter Wendungen in der Lebensmitte, und wie man als vermeintlich gefestigter Mensch damit zurechtkommt, bricht mit den Klischees der Hollywoodfilme zur ‚Mid-Life-Crisis‘. Die in Wien und Barcelona spielende Handlung ist näher an uns dran, glaubwürdiger. Wegen der sämtliche Sinne ansprechenden Bilder – nicht nur in der Beschreibung köstlicher Gerichte – aber auch wegen des Humors Brodträgers, der z.B. eine generationsübergreifende Liebeszene würzt, lohnt sich die Lektüre von „Bitter!“.

Gerald Eschenauer

Grundgedanken

Mitgift Verlag, Wien 2019, 77 Seiten
978-3-903095-31-1

Eschenauers Lyrik, die ohne Großbuchstaben auskommt, besticht durch ihre Themenvielfalt. In „herbst“ geht es um die Natur, in „baumsterben“ um die Umwelt. Die Liebe kommt in „spiegelbild“ und „sprache“ auf ihre Kosten. In anderen Gedichten finden wir kritische Kommentare zur Tagespolitik, etwa in Form der Datenschutz-Grundverordnung.

Die lyrische Stimme ist die eines mit beiden Beinen fest auf dem Boden stehenden Mannes ohne jede Spur von Naivität. Dass die Abgebrühtheit des Autors nicht ebenfalls Gefühlskälte bedeutet, beweist Eschenauers Lyrik. Dies ist neben der Vielseitigkeit seiner Gedichte eines der Eigenschaften, die sie so lesbar machen.

Max Haberich

Etela Farkasová

Stilleben eines frühen Abends

Erzählungen. Übersetzt aus dem Slowakischen von Univ.Do. Dr. Elena Ehrgangová.
Pilum Literatur Verlag Strasshof, 2020, 173 Seiten.
ISBN 978-3-99090-014-7

Die Philosophin und vielfach preisgekrönte Schriftstellerin Etela Farkasová ist in ihrer slowakischen Heimat als Lyrikerin und sehr beliebte, ja eine der meistgelesenen Prosaistinnen bekannt, die ihre Leser aus trivialen Welten in verborgene Bereiche menschlichen Seelenlebens führt. Aus ihrem umfangreichen, mehr als dreißigbändigen Werk liegen mit „Stilleben eines frühen Abends“ bereits fünf Bücher in deutscher Sprache vor; genug um eine Vielfalt subtiler Themen der großen Erzählerin kennen und schätzen zu lernen. Ein Werk, das die Außen- und Innenwelt menschlicher Individuen und ihres Miteinanderseins zeitgleich zu erhellen vermag, so wie es auch aus der Titelgeschichte hervorgeht; als *Traumbild einer verlorengegangenen Möglichkeit ein inneres Beben zu verständlichen Merkmalen umzuwandeln*.

In den vorliegenden sechs Erzählungen artikuliert Etela Farkasová mit feinsten Beobachtungsgabe und bewundernswertem Einfühlungsvermögen eine Vielzahl individueller Empfindungs-, Denk- und Gesprächsabläufe im Alltag. Oft sind es Unsicherheiten, Schwächen und stumme Verzweigung, Resignation und manches, worüber ein Mensch nicht sprechen kann und lieber schweigt. Der Leser, hineingezogen in einen Sog erregender Gefühle, erlebt sich gleichsam selbst inmitten der irritierenden Unruhe der Personen, staunt über Etela Farkasóväs erzählerische Möglichkeiten, die in jeder einzelnen Situation ein breites Spektrum menschlicher Gefühle erkennen lassen, egal ob verbal geäußert oder verschwiegen, in stummer nur aus Zeichen erkennbarer heftiger Emotion oder einfach still weggesteckt. Sorgsam Lesende werden diese lebensnahen Szenen mitfühlen, mitdenken und mitleiden um am Ende erstaunt zu schweigen.

Etela Farkasová steigert die Spannung während dieser vielfältigen Begegnungen auf der Straße, im Bus, vor dem Supermarkt, bei Vernissagen oder in den Familien manchmal durch den erzählerisch wirkungsvollen Trick sich als Ich-Figur zu zeigen, sich von komplizierten Verflochtenheiten, Gefühlen, Bindungen und verbaler Ratlosigkeit, denen Menschen oft ausgeliefert sind, nicht zu distanzieren. Das fasziniert und ermöglicht dem Leser eine besonders intensive Identifikation einfach deshalb, weil sich die Ich-Erzählerin kein Ausweichen, keinen Rückzug aus schwierigen Gesprächen erlaubt, so wie es uns allen vielleicht passieren könnte in ähnlichen Situationen. Deshalb dürfen wir Etela Farkasóväs Erzählungen als philosophisch-psychologisch und gesellschaftlich sehr wertvolle Anregung sehen, Augen und Ohren den Mitmenschen gegenüber nie zu verschließen, sich selbst nicht auszuklammern aus der Situation eines Gegenübers. Die Bedingungen menschlichen Daseins tragen Aufgaben an jeden Einzelnen heran, die durch Teilnahmslosigkeit nicht zu bewältigen sind.

Besonders nuancenreich in ihrer ethischen, ästhetischen und emotionalen Komplexität erscheint mir die Titelgeschichte, in der eine Gastgeberin vieler unterschiedlicher Personen und Charaktere – als erzählendes Ich agierend – deren von außen her an sie, an ihr innerstes Ich herangetragen Reden und Zwischentöne in schmerzvoller Anstrengung entgegennimmt und ruhig beantwortet.

Das „Stilleben eines frühen Abends“ überglänzt den Reigen der sechs Erzählungen und zieht den Leser nach aufmerksamer Lektüre unweigerlich zu

dieser Titelerzählung zurück, hellhörig und helllichtig geworden nach so vielen komplizierten Situationen und komplexen Begebenheiten; zum abendlichen Familientreffen etlicher weither gereister Personen an irgendeinem gemeinsam zu feierndem Tag. Eine bunte Gesellschaft in verklemmtem Gespräch, einmal scheu verlegen und beinah fremd, dann wieder enthemmt, ungeschickt und verletzend, so wie es bei derart verschiedenen persönlichen Erinnerungen und unausgesprochenen Emotionen lebensnäher nicht sein kann. Anstrengend und irritierend wirkt diese *Leere der Laute, die ihrer Bestimmung ausweichen*. Umso mehr sind die Worte der Gastgeberin gefordert, die sich um sachlich klare Sprache bemüht. Plötzlich fällt ein gleißender Strahl der sinkenden Sonne durch das Fenster, erhellt eine abgelegene Zimmerecke und einen Obstkorb mit Früchten, umglänzt das pralle Rund von Äpfeln und Birnen, ein stilles Leben im Licht.

Die Philosophin Etela Farkasová fasst dieses Bild und die widersprüchliche Ganzheit des Raums in wenige Worte; die Schönheit wie alle die schmerzlich erfassten Konturen vor dem Auseinandergehen und *den absterbenden Augenblick schon gänzlich überflüssiger Anstöße. Die zerfließen im Klingen von Glas und ziehen sich verlöschend zurück, verkörpern in sich die Mehrdeutigkeit unserer Blicke...*

Rosemarie Schulak

Etela Farkasová

Szenario

Roman. Übersetzt aus dem Slowakischen von Univ.DoZ. Dr. Elena Ehrgangová.

Pilum Literaturverlag, Strasshof 2021, 392 Seiten

ISBN 978-3-99090-032-1

Etela Farkasová's neuester Roman – fünf ihrer Werke sind bereits in Österreich erschienen – ist ein schweres Buch, in mancherlei Hinsicht. In einem schönen dunklen Blau gestaltet, mit Hardcover, bester Papierqualität und 392 Seiten hat der Roman Gewicht. Doch schwer ist auch das Leben der beiden Protagonisten – Katharina und Vojto. Sie sind wohl offiziell in Pension, arbeiten aber noch, Katharina als Übersetzerin, Vojto, als ehemaliger Professor, geht nahezu täglich ins Labor. Während der Romanzeit sieht man ihnen beim Altern zu. Und es ist kein schönes Altern. Eine eigenartig beklemmende Atmosphäre herrscht in der Beziehung der beiden. Einmal ist sie zornig, einmal ist er mürrisch; sehr oft jedoch ist sie vorwurfsvoll und er bemüht sich um einen versöhnlichen Ton. Unzufriedenheit liegt in der Luft. Und es ist lange nicht nachvollziehbar, woher diese eigentlich herrührt. Das Paar hat zwei beruflich

sehr erfolgreiche Söhne; allerdings – der dritte Sohn ist anders, war immer anders, er ist irgendwie ‚missraten‘. Immer wieder fühlten und fühlen sich die Eltern von ihm überfordert; diese Überforderung steigert sich im Verlauf der Zeit sogar zu Angst vor dem Sohn und vor seinen heftigen verbalen Attacken ihnen gegenüber.

In diesem Leben, in dem sich nichts mehr bewegt, gibt es einen Lichtblick, das sogenannte ‚Szenario‘. Katharina und Vojto suchen alte Schallplattenaufnahmen heraus, erinnern sich beim Hören an die Stätten, wo sie diese Musik gemeinsam gehört haben. Jeder notiert für sich die Musikstücke, die für ihn im Leben bestimmend waren. Da kommt so etwas wie Frieden auf.

Doch das ‚Szenario‘ des Alltags bricht immer wieder über die beiden herein; sogar die pompöse Geburtstagsfeier des ältesten Sohnes gibt Anlass für einen heftigen Wortwechsel zwischen dem Paar. Katharinas Ärgerbereitschaft führt früher oder später auch auf Seiten von Vojto zu Verärgerung.

Doch plötzlich kommt – von außen – Bewegung in das freudlose Leben des Paares. Der Enkel des jüngsten, ‚missratenen‘ Sohnes tritt überraschend in ihr Leben. Katharina zeigt plötzlich zärtliche Seiten. Lebensfreude zieht ins Haus ein. Doch so plötzlich wie sie eingezogen, zieht sie mit dem Weggang des Enkels auch wieder aus. Wiederum verbreitet sich Trostlosigkeit im Haus. Nicht einmal die Musik kann mehr Trösterin sein.

Nach und nach gibt es konkretere Andeutungen, dass bei der Geburt des Jüngsten etwas schiefgelaufen ist; es gab da irgendein Vorkommnis, und dieses – so vermuten die Eltern – sei Ursache für die ewige Widerspenstigkeit des jüngsten Sohnes. Kurz vor Ende des Romans erfährt der Leser/ die Leserin, was dieses Vorkommnis war. Im Vergleich zu der Last, die Katharina und Vojto seit diesem Vorkommnis mit sich tragen, wirkt es marginal, und umso stärker scheint die Tragik einer lebenslang gestörten Eltern-Kind-Beziehung.

Zum Ende herrscht nur mehr Leere und Angst – Angst, der missratene Sohn könne nicht kommen, Angst, er könne kommen.

Und all das ist schwere Kost. Die beiden Protagonisten sind keine Sympathieträger, man muss sie wirklich begleiten wollen. So altern wie sie möchte man nicht.

Es ist der Autorin gelungen, ein deprimierendes Leben exakt als solches zu zeichnen.

Claudia Toller

Jacqueline Gillespie

Wenn im Herbst die Blätter fallen

Löcker, Wien 2019, 182 Seiten

ISBN 978-3-85409-982-6

Gillespies neuestes Buch ist eher ein „Roman mit Leiche“, wie es im Untertitel heißt, als ein Krimi. Was braucht man auch die Ausweidungsrituale mancher ihrer skandinavischen Autorenkollegen am Schneeberg? Wie man es von den früheren Büchern der Reihe gewöhnt ist, schaffen sowohl der örtliche Dialekt – für den es ein hilfreiches Glossar gibt – als auch stimmungsvolle Naturimpressionen eine glaubhafte Atmosphäre am Fuße der Wiener Alpen. Die Dorfmentalität und die Enge von Neiselbach, mit welcher Dr. Patrick Sandor und Inspektor Müller bei ihren Ermittlungen konfrontiert werden, sind überzeugend geschildert.

Kurz nach dem Marathon zum Nationalfeiertag verschwinden drei Menschen: Der Filzwieser-Waldi, der gutaussehende Grassl-Toni und Frau Filzwieser. Bei dem gegebenen Altersunterschied erscheint eine Liebesgeschichte unwahrscheinlich. Aber wer weiß?

„Wenn im Herbst die Blätter fallen“ sollte vor dem Kamin mit einem Glas guten Rotwein gelesen werden, solange es noch kalt ist und früh dunkel wird. Der feine Humor der Autorin hebt das Wohlbefinden an solchen Abenden deutlich – und nicht nur dann.

Max Haberich

Judith Gruber-Rizy

Die schreckliche Stadt K.

Edition Art Science, 2020, 198 Seiten

ISBN 978-3-903335-08-0

Was macht diese Stadt K. zu einer schrecklichen Stadt? Was ist andererseits doch so anziehend an diesem vom Massentourismus verschonten Badeort auf einer griechischen Halbinsel, dass Rosa, eine 36jährige Österreicherin, unbedingt wieder dorthin reisen will? Zu genau diesem Ort, in dasselbe Hotel, in dem sie vor Jahren ‚das Chaos‘ erlebt hat. Es zieht sie geradezu nach K., obwohl ihre Familie die Reise teils mit Verachtung, teils mit Gleichgültigkeit zur Kenntnis genommen hat. Jetzt ist sie da, liebt es, einsam am Strand liegend, nachts den Mond und zeitig morgens den Sonnenaufgang zu beobachten und

dabei mit sich wieder ins Reine zu kommen. Sie ist Journalistin, hat ihren Job verloren und ist unschlüssig, ob sie einen neuen anstreben soll, wobei sie dabei auch ihre Unterwürfigkeit gegenüber Max, ihrem Vater, überdenkt, die sie seit Kindertagen belastet und an der Entwicklung zu einer gefestigten Persönlichkeit behindert hat. Allein sein Mienenspiel vermag sie sogar heute noch zu verunsichern. Sie liebt die Einsamkeit, hat aber dennoch Furcht davor, ganz allein zu sein. Wie erleichtert ist sie daher, als sie einen Herrn bemerkt, der ebenfalls die Einsamkeit zu lieben scheint und sie schon am zweiten Tag von der Ferne her, freundlich lächelnd grüßt. Ab jetzt vergisst Rosa alles. ‚Das Chaos‘, Max, ihren gleichgültigen Lebensgefährten Gerhard daheim und die belastenden Lebensumstände. Der freundliche Herr – man ist einander sehr rasch nähergekommen – ist entgegen Rosas Vermutung kein Grieche aus Saloniki, sondern ein Deutscher chilenischer (!) Abstammung, heißt Luis und entpuppt sich bald als verwandte Seele. Er ist Architekt, schwärmt aber vom Journalismus, sie ist Journalistin und schwärmt von Architektur. Beide sind von dominanten Vätern zum ungeliebten Beruf gezwungen worden, beide sind familiär gebunden und befinden sich in K. auf einem längeren Urlaub, um ‚überdenken zu können‘. Nach gemeinsamen Spaziergängen, nach Kaffee-*Frappés* in gemütlichen Lokalen mit Meerblick, nach wechselseitigen Sympathiebezeugungen mündet die Begegnung folgerichtig in eine beglückende Liebesbeziehung. Da beide aber den wahren Grund ihrer Reise in diese abgelegene Stadt K. nicht preisgegeben haben – nämlich ihre Flucht – kommt es zu einem unerwarteten Ende.

Die Autorin, mehrfach preisgekrönte heimische Schriftstellerin, versteht es wunderbar, Rosas ausgedehnte Gedankengänge auszubreiten, deren Ängste, Komplexe und Prägungen behutsam zu entflechten sowie Zusammenhänge und Abhängigkeiten offenzulegen. Rosa wird als Frau gezeichnet, die nie die Möglichkeit hatte, sich o.k. zu fühlen und sich so anzunehmen, wie sie ist. Erst Luis, der charmante, vermag in ihr für kurze Zeit ein Selbstwertgefühl zu erwecken und den Übervater Max und ihren gleichgültigen Lebensgefährten in ihr abzudecken.

Offen bis zum Ende bleibt hingegen Rosas ständig präsent, ‚Chaos‘ in der Stadt K. Ihre klaustrophobischen Verhaltensformen, fliehende Katzen und nicht zuletzt Luis‘ technisch fundierte Erklärungen über die Ursache von instabilen, schiefen Mauern in K. lassen die Ursache dieses ‚Chaos‘ erahnen, bei welchem Rosas rettende Reaktion erstmals ohne einen Gedanken ‚Was würde Max dazu sagen?‘ erfolgt ist.

Eine meisterhafte Erzählung, voll Spannung und Menschenkenntnis, mit oftmaligem Hin und Her zwischen Rosas Erinnerungen, ihren Imaginationen und der Realität. Aber auch voller Empathie für ein Frau, die, wie viele andere, Opfer eines antiquierten, patriarchalischen Familienverständnisses geworden ist.

Michael Stradal

Maria Gornikiewicz

Auferstehung

edition libica, Wien 2020, 75 Seiten
ISBN 978-3-903137-28-8

Einen facettenreichen exemplarischen Rückblick in eine kindliche Lebenswelt der 1940er und 1950er Jahre in Wien und eine rundum gelungene Geschichte mit viel historischem Tiefgang konzidiert Günter Müller, Leiter der Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen an der Universität Wien, dem Band. Gleichsam als Präludium stellt Maria Gornikiewicz ihren Erinnerungen ein Eichendorff-Zitat voran, das zum Ausgangspunkt einer launigen aphoristischen Suche nach dem Zauberwort wird. Doch kein Wort passt: *Ironie? Die hab' ich noch. Eitelkeit? Die wahrscheinlich auch...Einschränkung? Meine Kästen sind bummvoll, ich brauche eine Ausschränkung!*

Und dann geht's los in eine geradezu bukolische Kindheit am Stadtrand von Wien, mit Mutter und Großmutter, eine sommerliche männerlose Heile-WeltZeit mit Ogroseln und Ziguri im Garten, zum Händewaschen gab es ein Lavoir, aber kein Fließwasser, als Beleuchtung Petroleumlampen. Die Selbsteinschätzung ist nüchtern: ‚dramhapperd‘, ein *schüchternes, sehr langsames, aber ordentliches und stilles Tschapperl*. Oder, wie Oma liebevoll zu sagen pflegte: ein ‚Foafperl‘.

Die Erzählperspektive wechselt häufig vom Ich zur dritten Person und zurück, die unkapriziöse Sprache vermittelt Oral History. Da nimmt man auch ‚Frohleichnahm‘ natürlich nicht als Druckfehler, sondern als kindliche Interpretation eines für das Kind unverständlichen Begriffs. *Alles war so leicht, unkompliziert und harmonisch*. Das setzt sich auch in der Stadtwohnung fort. Doch die Idylle erfährt Sprünge, als die Spannungen zwischen Mutter und Oma wachsen. Und als die Oma stirbt, tut das beim Lesen noch so richtig weh.

Die Politik bleibt außen vor. Alles Erleben handelt auf rein privater Ebene. Den zeitgeschichtlichen Hintergrund kann man getrost hinzu imaginieren. Und ja, ohne Bilder keine Erinnerung. Und doch die Conclusio: *Es waren Wörter, die meinen Orten Konturen verliehen haben.* Gornikiewicz rettet in ihrem Buch die Wörter und die Erinnerung an die Orte. Und vor allem an besondere Menschen.

Ewald Baringer

Michael Kanofsky

Engel im Schatten des Flakturms

duotincta, Berlin 2019, 261 Seiten

ISBN 978-3-946086-44-4

Wenn sich der Leser an den Stil Kanofskys gewöhnt hat, der an den einer Avantgardebühne gegen 1969 erinnert, erschließt sich ihm eine nicht uninteressante Geschichte, die zwar alle Wien-Klischees von Backhandel bis Kaffeehaus bedient, aber zum Glück auch in andere Städte der Welt führt: etwa auf Spuren Stefan Zweigs nach Brasilien. Hier ein Auszug von der ersten Seite: *Der Philosoph Sloterdijk schwingt auf sein schwarzgelacktes Bike: braust zu neuen Diskursen oder einer seelenverwandten Studentin mit Modelkörper, wohnhaft in Wien-Margareten, Gemeindebau, vierte Stiege. Taubenmist, angetrocknet auf dem Luegerdenkmal. Davor, hockend im dürren Wiesengras, drei, vier Besoffenen, die Dosenbier aus ihren Plastiksackerln kramen: heute im Angebot für fünfundvierzig Cent bei Interspar.*

Die Nachlasserschließung eines Literaturwissenschaftlers ist lohnender Einfall, um die Handlung Stück für Stück, spannend und mit Überraschungen, aus der Vergangenheit auferstehen zu lassen. Der Protagonist, ein Freund des besagten Germanisten, lernt auch mehrere Damen kennen, die den Professor noch zu Lebzeiten kannten. Dies sorgt ebenso für gewisse biographische Aufschlüsse wie auch für eine gewisse romantische Würze.

Hier und da rutschen Kanofsky auch grammatisch einwandfreie, regelrecht leserfreundliche Sätze heraus, das will ich nicht leugnen. Es ist schade, dass eine interessante vielversprechende Handlung durch einen Stil zunichtegemacht wurde, der verzweifelt versucht, modern zu sein, es aber nicht mehr ist. Der Autor sollte in seinem nächsten Buch vor allem an den Leser denken und ihm den Zugang zu seiner zweifellos interessanten Geschichte erleichtern, statt diesen durch eine unnötig wirre Sprache zu verbarrikadieren.

Max Haberich

Axel Karner

In adern dünn brach licht

Wieser Verlag, Klagenfurt 2020, 46 Seiten
ISBN 978-3-99029-428-4

Axel Karner wurde 1955 in Zlan, Kärnten geboren, unterrichtete in Wien evangelische Religion und darstellendes Spiel und soziales Lernen. Er veröffentlichte nun seinen siebten Gedichtband. Dieses Mal fehlen die Illustrationen. Sie müssten Wunden, Tod und Verbrechen beinhalten. Die Texte kommen daher im Umfang klein und zart, in der Wirkung umso gewichtiger einher.

46 Seiten Miniaturen, die das Leben und das tragische Vergehen desselben beleuchten. Was bleibt? Die lyrischen Kleinodien!

Karners Lyrik ist gespickt mit bösen Erinnerungen und Wunden, die nicht heilen und bis in die Nazi-Zeit oder die 70er Jahre zurückreichen.

Täter des Wortes werden, wie auch die Moral der Bürger, angeklagt. Die Schrift hält sich fern und die Gerechtigkeit auch, meint er.

Er oder das lyrische Ich spüren Angst, Leid, und Tod, sehen eiternde Gliedmaßen, durchschnittene Kehlen, ein weinendes Kind, ertränkte Kinder und den Leichenzug seines Vaters. Rätsel werden auf Erden keine gelöst und Gott ist nicht erst seit heute tot, kann man lesen. Es gibt keinen Ausweg, der Stärkere siegt und verstümmelt und mordet grausam. Er darf hinter zerschlissenen Fahnen am Fenster lehnen, rauchen und töten. Auch die letzten Seiten zeugen von keinerlei Hoffnung, der Hals kann geboten werden – Seite 45: *...was macht's, brech mir den Hals. ...* aus tiefen Höhlen steigt bloß das Weinen und die Seufzer von ertränkten Kindern empor.

– Alles in allem eine sehr düstere Welt, voll mit Leid und Anklage. Paul Celan fällt einem ein, jedoch noch bruchstückhafter und düsterer. Es bleibt – oder auch nicht – der Satz: *Damit ich leben kann, darf ich sterben*, und nur die paradoxe Erinnerung, eingeschrieben im eigenen Leib. Seite 46: *Augenspiel tot. Das Land trag ich tief in mir. Daran geb ich fehl*. Ein poetisches Werk, voll der Wehmut und der Wahrheit!

Eva Riebler

Rudolf Kraus

die letzte frage der menschheit

siebzehsilber, Wien 2020, 100 Seiten
ISBN 978-3-902975-73-7

Ist „schein oder nichtschein“ tatsächlich die letzte Frage der Menschheit?

Endzeit-Gedanken formieren sich vielleicht eher bei *geist grüner träume / wer gibt nun den löffel ab / wenn der teufel tanzt.*

Wenn schon nicht das Ende der Menschheit betreffend, aber ein trauriges Kapitel für das Kulturland Österreich fasst der Autor mit folgenden 17 Silben zusammen: *ich höre ö eins / ö eins gehört ins funkhaus / ihr habt es gehört.*

Dem Autor gelingt es aber auch schöne Bilder zu transportieren. Eines dieser Beispiele ist das Eintauchen in den Herbst auf Seite 39.

Unmittelbar davor bezeichnet er jedoch einen Dreizeiler als Haiku – der schlicht und einfach kein Haiku ist.

Eigentlich sollte der Lyrikband mit Siebzehsilbern angefüllt sein. Doch sind Sechzehn- oder Achtzehsilber ebenfalls keine Seltenheit. So wäre es kein Problem gewesen, etwa bei der Legenden-Aufzählung von Rapid Wien ‚herzog‘ gegen ‚stumpf‘ auszutauschen – und der Siebzehsilber hätte wirklich 17 Silben.

Auf den ersten Abschnitt „frische siebzehsilber“ folgen als Dialekt-Kostproben einige Seiten „neiche dreizäula“. Dagegen gibt es nichts einzuwenden. Die Texte sind durchwegs gut lesbar. Hier ein Beispiel: *so a schtumma fisch / dea oiväu im wossa schwimmt / mocht's mäu auf und zua.*

Den dritten Teil bilden die „#freitagsdreizeiler“.

Auch hier wieder sehr konträre Texte. In jeder Hinsicht sprunghaft, bunt zusammengewürfelt. Auf der einen Seite das Wachrütteln von Erinnerungen an Karl Krolow oder den Fall der Berliner Mauer, auf der anderen Seite Befindlichkeitstexte und Anlehnungen an Auszählreime für Kinder.

Aber schließlich mündet alles in der Erkenntnis des letzten Textbeitrages von Rudolf Kraus: *jeder dreizeiler / verbirgt eine ganze welt / du musst nur lesen.*

Josef Graßmugg

Wolfgang Kühn (Hg.)

Grenzenlos?

Anthologie
Literaturedition Niederösterreich 2020, 247 Seiten

Die Literaturedition Niederösterreich macht einfach gute Bücher. Das hat nichts mit Aufmachung, Optik zu tun, sondern mit guter, solider Buchgestaltung. Literarisch niveauvolle, spannende, aufrüttelnde, verstörende, besinnliche Texte könnte und kann man auch online lesen. Für den bibliophilen Menschen geht es aber auch um Augenlust und das haptische Erlebnis. Die Anthologie „Grenzenlos?“, Hardcover mit Fadenbindung und Lesezeichenbändchen macht Freude, wenn auch das Titelbild, ein menschliches Gehirn in einer Kubuskäfigbox, abgestellt auf einer Betonplatte, Gänsehaut verursacht. Aber beruhigend ist gleichzeitig, dass der Prägedruck ein haptisches Erlebnis beim Darüberstreichen mit den Fingerkuppen verursacht, das die Assoziation weckt, dass ein Blinder, wenn er das Buch aufschlägt, vielleicht sehend werden könnte. Der rückwärtige Buchdeckel in einem abgedämpften Hellgrün, das sich auch beim Aufblättern wiederfindet, gibt Anlass zu Hoffnung, die eben keine blinde ist.

Herausgeber Wolfgang Kühn vereint in dem Band 14 (Nieder-)Österreichische Autoren und -innen, sowie den Bildenden Künstler Matthias Mollner. *Als wir im Dezember 2019 die Einladung zur Teilnahme an der vorliegenden Anthologie an vierzehn ausgewählte Autorinnen und Autoren verschickten*, schreibt der Herausgeber im Vorwort, das er Versuch eines Vorworts in Zeiten wie diesen nennt, *war die Welt noch eine andere. Das C-Wort hat alle getroffen. Aus Angst vor der Ausbreitung dieses unberechenbaren Virus gingen zum Schutz des eigenen Landes die Grenzhalken runter, der März 2020 wird in die Geschichte eingehen, in dem die erträumte Einheit zumindest vorübergehend wie ein Kartenhaus in sich zusammengefallen ist*, schreibt Kühn. Das grenzenlose Europa, auf das die Anthologie Bezug nehmen wollte, das ist so nicht mehr vorhanden, aber vielleicht war es ohnehin immer schon in den Gehirnen der Menschen unterschiedlich gedacht und interpretiert.

Sechs der insgesamt 15 Beiträge haben den Herausgeber vor Covid-19 erreicht, die anderen danach. Die ‚davor-Texte‘ erzählen von berechenbaren Grenzen, beschreiben vertraute Bilder, rufen im Gehirn Gegenwärtiges hervor, das plötzlich Vergangenes ist, aus dem historisch vertrauten Fluss geraten ist. Die ‚danach-Texte‘ sind auf Sinnsuche, versuchen sich in Sinnstiftung, die Literaten allemal gelingt, weil sie sich dessen bewusst sind, dass verordnete Sinnstiftung immer in Demagogie ausartet. Literaten sind nicht systemrelevant, aber ihr Denken ist in der Lage das ‚System Mensch‘ zu retten, denn ein ‚System‘ ohne Mensch ist unmenschlich. Untrennbar zum ‚System Mensch‘ gehört die ‚Natur‘, aber nicht pur, sondern vom Menschen gestaltet. Gestaltung ist ein

schöpferischer Akt, kein zerstörerischer. Der Herausgeber hat das Buch behutsam zusammengestellt, die Fotografien der Objekte des Bildenden Künstlers Matthias Mollner – immer wieder Variationen des Gehirns, und bunte aus Stacheldraht und Glasmurmeln, Schrauben, Papiermaché etc. gestaltete Bäume – so zwischen den Texten platziert, dass die Bebilderung zur meditativen Betrachtung einlädt. Die Reihenfolge der Texte ist planvoll gewählt. Die Idee einer grenzenlosen Lesereise kriecht aus dem Gehirn, wie einer der Würmer, die aus den Gerhirnobjekten von Mollner sich herauswinden.

So seien die Literaten nacheinander genannt: Milena Michiko Flasar, Ilse Tielsch, Julian Schutting, Barbara Neuwirth, Thomas Sautner, Ana Marwan, Xaver Bayer, Verena Mermer, Harald Friedl, Zdenka Becker, David Bröderbauer, Michael Stavaric, Peter Steiner und Sandra Gugic. Allen gemeinsam ist, dass sie in ihren Biografien prägende Grenzerfahrungen gemacht haben, dass sie obwohl unterschiedlichen Generationen angehörend die Literatur als ihr (Über-)Lebensmittel benutzen, auch wenn dieses Vehikel mitunter von Alltagsmenschen als nicht fahrtauglich eingestuft wird. Und mehr oder weniger sind sie Migranten/ innen, ob erzwungenermaßen oder freiwillig. Wie schreibt doch Sandra Gugic so treffend: *Gibt es ein richtiges Schreiben in Zeiten der Pandemie?, Können wir aus der schreibenden Einsamkeit einen Raum für die Gemeinschaft aufmachen?* Ja, Schriftsteller beiderlei Geschlechts können das und sie müssen das, um der Mitmenschlichkeit Willen, die nicht in Vergessenheit geraten darf.

Doris Kloimstein

Martin G. Petrowsky

Ein Loch im Sand ...

Essays und Glossen über das Denken unserer Zeit.

Schriftenreihe Bibliotheksinitiativen, Wien 2020, 336 Seiten

ISBN 978-3-902838-42-1 und ISBN 978-3-85273-225-1

Für einmal tue ich mir schwer damit, zu einer eigentlichen Eloge unfähig zu sein. Denn sie wäre wohl angebracht angesichts der Fülle der 70 Beiträge aus rund einem Jahrzehnt zu unterschiedlichen kulturellen Inhalten, genauer: Essays – keine Abhandlungen! – mit zur Gattung gehörender, hier bewusst ausgeprägter persönlicher Stellungnahme zum Thema, bei Petrowsky kaum anders in den Glossen, lohnenden Randbemerkungen, weil aus dem in jedem Einzelfall bewahrten Durchblick. Dass ich ebenso eine Abneigung gegen

Aufzählungen habe, wird mir allerdings ‚verziehen‘, indem die Beiträge bereits in eine sachliche Ordnung gebracht wurden: „Das Schreiben ist ‚keine Kunst?‘“; „Ärgerliches und Kurioses“; „Recht und Politik“; „Porträts“; „Was darf man glauben?“ Der titelgebende Beitrag „Mein Weltbild ist ein Loch im Sand“ aus 2002 bildet den Beginn des letzten Teils, er darf sicherlich als mehr wie nur ein Motto denn als grundsätzliche Aussage zu dem ganzen Unternehmen gelten. Darin geht es anhand nicht zuletzt der Rolle der Quantenphysik um die Frage nach den Tatsachen und ihrer Bewertung, im komplexen Richtig-oder-Falsch das Gegenüber von allgemeinem Verständnis und individuellem Begreifen beleuchtend bis hin zur Erkundung einer höheren Wahrheit: zeitgebunden und hochaktuell.

Nun, ich formulierte ‚Unternehmen‘: ein falscher Begriff für eine kulturell ausgerichtete Textsammlung? Ich denke nicht, beachte ich den beruflichen Werdegang des Autors als jahrzehntelangen Geschäftsführer eines führenden Dienstleistungsbetriebs mit profiliertem *Knowhow auf dem Gebiet Zielgruppen-Marketing und customer loyalty program*, dem sich die Tätigkeit als scharfsinniger Herausgeber und umfassend aktiver Autor beigesellt(e). Allemal darf für eine solche breite Aufstellung die Familie als Fundament gelten; beiden Eltern widmet er je einen Beitrag. Daraus filtere ich Befähigungen, deren ‚Durchbruch‘ das Buch belegt: über die Mutter, der großen Schriftstellerin, das *Bedürfnis sich selbst immer treu zu bleiben* (Seite 256), was *keine Konzession an den Zeitgeist* (Seite 261) bedingt; beim Vater das *Streben nach Präzision* (Seite 244), darin eingebettet die eingehend prüfende *rationale Auseinandersetzung* (Seite 246).

Indes, viele Beispiele aus der Menschheitsgeschichte zeigen auf, dass ein solches Erbe nicht die gesamte Persönlichkeit umfassen kann. Es muss also Weiteres in der eigenen Entwicklung hinzukommen. Alle Beiträge Petrowskys, ob kurz, ob ausführlich, welcher Thematik auch immer, belegen seinen Willen, sein nicht nachlassendes Interesse ganz konkret am Ball zu bleiben. Basis bleibt eine mustergültige Wachheit in der thematischen Wahrnehmung, die stets den Rekurs auf die eigene lebensphilosophische Sicht beinhaltet. Nicht zuletzt mittels des immer wieder aufgerufenen Blickwinkels ‚Wem könne man vertrauen?‘ entwickelt Petrowsky einen in der Stringenz der Argumentation nachvollziehbaren Maßstab in dem ethisch-moralischen Orientierungsrahmen seines, nein: des ‚Weltbilds‘.

Der ausgeprägte analytische Ansatz – beginnend mit dem zwingenden Bewerten von Alternativen bis hin zum ausdrücklichen *nichts ist verstörender als*

Scheinheiligkeit! (Seite 187) – gebiert zweierlei beeindruckende Haltungen: Die eine besteht in einer geradlinigen, nicht nachlassenden Diskussionskultur, der Dialogcharakter bricht immer durch: ob bei der Ausführlichkeit, mit der andere, auch konträr Denkende zu Wort kommen; ob, *sich einer bewährten Diskussions-Tugend zu besinnen und eine Definition zu versuchen* (Seite 329); ob in den stets gemeinverständlich gehaltenen Darstellungen mit nicht ausgesparten, oft überraschenden pointierten Formulierungen, die dezidiert zur Stellungnahme aufrufen. Die zweite ist die Ehrlichkeit, *um der intellektuellen Redlichkeit willen* (Seite 330) mit der eigenen Meinung nicht hinter dem Berg zu halten, eingebettet in das Vorhaben, *dem Richtigen zum Durchbruch* (Seite 333) zu verhelfen. Aus den Haltungen entsteht der Habitus einer, allgemein formuliert, gelebten Verantwortung; in der ‚antwort‘ wird (ihm) entscheidend nicht, was Sinn macht, sondern was weshalb und namentlich was wie Sinn macht.

Zwei Aspekte dürften für ein Mitglied des Österreichischen Schriftsteller/innenverbands besonders prägnant wirken:

- Petrowskys Liebe zu allem von Schriftstellern Verfassten, *in der der humanistische Aspekt Vorrang gewinnt und Respekt erbeischt* (Seite 243). Kein Wunder, konstatiert er wiederkehrend zumindest subkutan die Überlegenheit der Literatur über die Literaturwissenschaft, obwohl der Aspekt der Rezeption keinesfalls ausgespart wird;
- im Kapitel „Porträts“ besonders bestechend das Vorstellen zumal weiblicher literarischer Persönlichkeiten, bei dem dank ebenso fundierter wie einfühlsamer Darstellung zahlreiche (Neu-)Entdeckungen möglich, ja Anregungen zuhauf geboten werden zum weiter Nachverfolgen ... und auch für das eigene Schreiben.

Martin Stankowski

Ilse Pauls

Lebensbilder

Gedichte

Wolfgang Hager Verlag, Stolzalpe 2020, 76 Seiten

ISBN 978-3-903111-82-0

Ilse Pauls, Autorin, vornehmlich Lyrikerin, aber auch Malerin, überrascht mit einem neuen stimmungsvollen Gedichtband, dessen Texte in die Kapitel: „Anfang“, „Jugend“, „Begegnungen“, „Im Dornenwald des Lebens“, „Mitten im Leben“ sowie „Altwerden“ gegliedert sind. Es ist ein abwechslungsreiches, interessantes Leben, das hier aufgefächert und reflektiert wird. Bereits mit den

ersten Gedichten dieses vielfarbigen ‚Textstraußes‘ wird die Spurensuche nach eigener Vergangenheit und jener der böhmischen Ahnen aufgenommen und bildhaft-poetisch den Leserinnen und Lesern so zwingend vermittelt, dass diese leicht in die Stimmungswelt der Verfasserin eintauchen können. Das Erkunden vergangener Gegebenheiten und seelischer Bereiche ist Ilse Pauls überzeugend geglückt – nicht nur die Autorin, wohl auch die Leser, werden dabei zu den Quellen / Wurzeln des / ihres Seins herangeführt. Jugendlich schöpferische Kräfte teilen sich mit, die erfüllende Bedeutung des Umganges mit Menschen wird fühlbar, wenn auch der „Dornenwald des Lebens“ nicht ausgespart bleibt, um schließlich tatkräftig überwunden zu werden. Auch vom „Altwerden“ ist die Rede, wird aber bei Ilse Pauls durch ein kraftvolles Trotzdem und nicht zuletzt durch ihr künstlerisches Schaffen gemildert, mit dem sich noch ‚zwölf Körbe füllen‘ lieben. Die „Lebensbilder“ sind ein lebenspraller Strauß, der in seiner Farbigkeit, Dichte und Tiefe eine starke Persönlichkeit widerspiegelt – mit ihren vielen schöpferischen Begabungen, die jedoch nie zu Realitätsverlust verleiten. Ilse Pauls ist mit ihren „Lebensbildern“ ein beeindruckender Band gelungen, der mit den sublimeren Aquarellen der Verfasserin zu einer stimmigen Einheit findet.

Brigitte Pixner

Gottfried Pixner

Engelszungen & Teufelskrallen

Aphorismen und Sprüche

Engelsdorfer Verlag, Leipzig 2021, 138 Seiten

ISBN 978-3-96940-131-6

Die Gattung des Aphorismus hat im deutschsprachigen Kulturraum seit ihren Anfängen vor etwa 300 Jahren im Schatten der Großgattungen wie dem Roman oder der Lyrik durchaus auch Großes geleistet und leistet auch immer noch Großes und Großartiges.

Einer, der seit Jahren mit dieser Kleinkunst versucht, seinen Lesern (und Leserinnen) Aha-Erlebnisse und überraschende Einblicke ins Leben zu geben und selbige auch geschickt in eine aphoristische Form zu gießen, ist der Wiener Autor Gottfried Pixner. Er versteht es, den ‚Konsumenten‘ seiner Aphorismen und Sprüche nicht nur allgemeine Erkenntnisse und Lebensregeln zu vermitteln, sondern auch praktische ‚Gehhilfen‘ geistiger Art für den Alltag an die Hand zu geben, und das nicht akademisch abgehoben, sondern als einer von

ihnen, der in brüderlicher Art und Weise seine Mitmenschen zum Mit- und Weiterdenken anregen will.

Es war einer der Tage, an denen James Bond den Eindruck hatte, das ganze Leben habe sich gegen ihn verschworen. Das ist der erste Satz in Ian Flemings „007 James Bond: Sag niemals nie oder Feuerball“, 8. Aufl. von 1984. Diese Angst braucht Gottfried Pixner mit seinen Aphorismen nicht zu haben, wenn er sie in interessierter Menschen Hände legt. Denn jeder kann für seine Lebensgestaltung Praktikables entnehmen und genießt dabei die literarische Form, die eine wichtige Voraussetzung für einen guten Aphorismus ist.

„*Ich bin der ich bin!*“ – *Versuchen Sie einmal, sich in derart nichtssagender Weise bei einer Behörde auszuweisen!* – Pixner hat mit diesem Spruch nicht nur die Lacher auf seiner Seite, er wird im Leser auch einen Denkprozeß auslösen.

Oder ein scharfer Denkanstoß: *Intelligenz ohne Regsamkeit ist Substanzverschleuderung.*

Es darf aber auch geschmunzelt und mit dem linken Auge geblinzelt werden, wenn es heißt: *Jeder Anfang ist schwer – vom Ende ganz zu schweigen!* Und wie hat ers mit der Religion? Auch dazu hat Pixner einen denkwürdigen Aphorismus geprägt: *Die Kirchen leeren sich – Die Sünder leben ohne Rückversicherung!*

Aphorismen haben den Vorteil, schon als Einzelner als Denkanstoß und ‚Denkmaterial‘ für einen Spaziergang auszureichen.

Und solche Denkanstöße in literarischer Form, wie sie Gottfried Pixner in seinem neuesten Buch versammelt hat, braucht ein jeder von uns.

Johannes Diethart

Josefa Plank

Kinderlieb

Vier Lesetheaterstücke

Edition scribere & legere im AndreBuch Verlag, Wien 2020, 188 Seiten

ISBN 978-3-942469-94-4

Genüssliche Unterhaltung, mit einem Schuss Psychotherapie, sprich Selbsterfahrung, und ein Stamperl Ernst wie ein Magenbitter ..., kann denn so was Lektüre sein? Wenn die Autorin Josefa Plank heißt, dann geht das auf kongeniale Weise zusammen. Die Autorin vereint ja auch zwei Berufe in einer Person, die wohl Berufung waren und sind: Sozialpädagogin und Schriftstellerin. „Kinderlieb“ betitelt sie die Sammlung der Theaterstücke, die

sie in der Edition scribere & legere publiziert hat. Vier Lesetheaterstücke steht im Untertitel, aber diese Stücke wollen eigentlich auf die Bühne gebracht werden. Eine Inszenierung auf den Brettern, die die Welt bedeuten, spielt aber momentan ohnehin nicht. Darum sei gesagt: Besser Kopftheater und Leselust!

Die Stücke sind in Wien und Umgebung zu Beginn der neunziger Jahre des 20. Jahrhunderts verortet, sind aber brennend aktuell. An den Fragen des Menschen per se hat sich Verlauf der Geschichte nichts geändert: Warum bin ich hier auf Erden? Warum haben mich meine Eltern in die Welt gesetzt? Warum gibt es Eltern, die überhaupt keinen Sensor für Kindererziehung (= keine natürliche Erziehungskompetenz) haben? Warum finden sich zwei Menschen unterschiedlicher Herkunft und nennen das dann Liebe? Warum ist manches so hundsgemein? Warum ist das Glück ein Vogerl? Die Klammer, die diese Fragen hinten und vorne zusammenhält, heißt Fragezeichen.

Josefa Plank ist wohl eine Menschenkennerin, soziale Schichten und Milieus sind ihr vertraut. Die Figuren ihrer Stücke sind aus dem Holz der Realität geschnitzt. Sie lässt ihre Charaktere schichtspezifisch im Dialekt oder in der sogenannten Hochsprache reden. (Die Dialektpassagen sind als Fußnoten ins Standarddeutsche übersetzt.) Jede, jeder redet, wie ihm, wie ihr, der Schnabel gewachsen ist. Nestroy lässt grüßen!

Gelegentlich taucht schon einmal der pädagogische Zeigefinger auf, verschwindet aber sofort wieder hinter dem wahrlich sinnstiftenden Humor, der besagt, dass alles Leben so tierisch ernst ist, dass es doch lebenslänglich zum Lachen ist.

Wer wissen möchte, warum u.a. ein Tierarzt Dr. Hans Cerny, eine elegante Dame namens Irene Fischer und eine Helene Brabetz, Besitzerin des Marktcafés neben anderer vielfältiger Personnage gemeinsam auftreten, besorge sich das Buch – es ist wirtschaftlich erschwinglich – mache es sich in der Lesecke gemütlich und lese mit Erkenntnisgewinn! Inhaltlich soll deshalb nichts verraten werden!

Doris Kloimstein

Elisabeth Schawerda

Am Ufer einer Jahreszeit

Vierundzwanzig Gedichte mit Offsetfarblithografien von Ingrid Brandstetter
Edition Thurnhof, Horn 2020, nummerierte signierte Ausgabe

Lyrik, so ist oft zu hören, sei doch nichts anderes als eine Gegenwelt zur schwer erträglichen Wirklichkeit; deshalb gebe es kaum Wirkungsmächtigeres als ein wohlgesetztes Gedicht, wenn nur die ungeliebten Wahrheiten des Lebens darin nicht verleugnet und verdreht, im Poem am Ende zur Lüge werden.

Elisabeth Schawerda ist in ihrer viel bewunderten Lyrik der geforderten Lebensrealität immer treu geblieben. Mühelos gelingt es ihr auch in dem neuen Buch „Am Ufer einer Jahreszeit“ eine glaubhaft realistische Sicht auf das Leben zu präsentieren, auch die rauen Seiten des Lebens mit allen Sinnen erfühlt zu formulieren; ihnen jedoch in ihrer Vielschichtigkeit zu begegnen, sie in feinnervig differenzierter Ganzheit zu beleuchten um sie, genau durchdacht, adäquat darzustellen. Das Schöne, die Lebensfreude und die Dankbarkeit für das Glück der Stunde sind aus solchen Texten wahrheitsgemäß nicht wegzudenken.

Als Autorin mehrerer preisgekrönter Bücher, darunter auch Übersetzungen, Nachdichtungen aus dem Werk eines Meisters der Lyrik wie Paul Verlaine, stellt nun Elisabeth Schawerda mit „Am Ufer einer Jahreszeit“ – zusammen mit reizvollen Lithographien von Ingrid Brandstetter – einen besonders interessanten Gedichtband vor. Es ist der vierte einer kleinen Reihe in der Edition Thurnhof mit gewohnt kunstvoller Ausstattung, jedes einzelne handsigniert. Wie in den ersten drei Bänden dieser Serie schwingt auch hier sehr deutlich das Thema Venedig mit, seine Stimmung, seine Farben.

Um die Besonderheit dieser Lyrik genauer wahrzunehmen und aufzuzeigen was lyrische Sprachkunst zu geben vermag, kann es hilfreich sein, einzelne Textstellen für sich selbst sprechen zu lassen. Zeitlos erscheint der Grundton dieser vierundzwanzig Gedichte: „Zeitlos. Herbstzeitlos“ in interessanter Doppelbedeutung: *Frühlingsfarben sommerüppig. / Kein Blühen ist unzeitgemäß*, und an anderer Stelle, gedankenvoll: *Die Tage beginnen mit Vorsicht, / denn alles ist kostbar*. Bestens bekannt für knappe, präzise und klangvolle Wortwahl, bringt Elisabeth Schawerda lyrische Bilder von mehrfachen Dimensionen hervor: *...Voll gebeimer Botschaft. / Kein Zuviel. Das Wenige auserlesen. / Mit unhörbarer Musik. Allegro moderato, passionato*. Weder im Rückblick noch in der stilleren Gegenwart wird neben Schmerzlichem das Positive, die Lebensfreude verleugnet. Ein lebendiger Mensch will *den Ruf der Untertwelt nicht hören. Sind doch noch immer die Räume mit Dasein gefüllt*.

Den Grund für die außerordentliche Kraft dieser Wahrheit wie auch der Wahrhaftigkeit dieser Sätze glaubt der aufmerksame Leser in so mancher scheinbaren, weil doppelsinnigen Widersprüchlichkeit bald bestätigt zu finden: *Gedanken laufen / ohne Zügel und Zaumzeug. / Sie weben ein Tuch / von der Unruh des Herzens durchlöchert. / Splitter verfangen sich / schneidend verletzend / und funkelnd schön.*

Ebenso berühren in zu Herzen gehender Realität die *Unwägbarkeiten des Tags / Ausgeliefert dem Leben, / in dem jeder Augenblick alles ändern kann, oder die Angst vor Verdrängtem, scheinbar Vergessenem: Es fällt, / fällt ein, / steinschwer. / Woher? / Von weit ins Heut / und weicht nicht mehr. / Geht um und wacht. / Es pocht sein Schritt / durch Tag und Nacht.*

Mit subtilem Einfühlungsvermögen und Mut zur Selbsterfahrung stellt die Dichterin am Ende eine mitmenschliche Begegnung dar. Es ist ein Denkprozess, Lernprozess. Solche Feinheiten faszinieren jeden, der mitfühlen, mitdenken und sich auf tiefgründige Betrachtung und Selbstbefragung einlassen kann und will, um Wesentliches auch für sich selbst zu erkennen und daraus seine Schlüsse zu ziehen. Wertvolle, in vielen Bereichen sehr anregende Lektüre!

Wie tief die Blicke ineinander tauchen. / Fragend. / Das bist du. Das bist du nicht. / Das bin ich. Das bin ich nicht. / Das Unerreichbare bleibt unerreichbar. / Es gibt kein Wort dafür. / Die Freundschaft weiß es. Die Liebe lernt es spät.

Rosemarie Schulak

Rosemarie Schulak

Das andere Brot

Die Geschichte einer Selbstwerdung

Delta X Verlag, Wien 2020, 346 Seiten

ISBN 978-3-903229-19-8

Georg, der Protagonist der Erzählung „Das andere Brot“, ist in den frühen Dreißigerjahren als Baby von seiner Mutter im Stiegenhaus eines Klosters ausgesetzt worden. Als Findelkind wird er der Kleinbauernfamilie B. übergeben, wo er Kostkind und Arbeitskraft ist. Niemand weiß genau, wie alt er und woher er gekommen ist, diese Ungewissheit verunsichert den schweigsamen Buben zutiefst, da er nicht zu den Kindern im Ort dazugehören kann, weil er keine Eltern hat wie die anderen. Als er in der Schule eines Tages doch zu reden anfängt, ist sein Redeschwall unverständlich und ohne Zusammenhang mit dem Unterricht, sodass ihm die Lehrerin den Mund mit Leukoplast zuklebt. Das

Pflaster muss zwar wieder entfernt werden, aber Georg hat seine Lektion gelernt, er schweigt wieder. Aus diesem Nichtredenkönnen und Nichtredendürfen entwickelt Rosemarie Schulak die Geschichte einer schwierigen, schmerzhaften, aller Wahrscheinlichkeit zum Trotz positiven ‚Selbstwerdung‘.

Da Georg nur die Volksschule besuchen darf, fängt er nach Ablauf der Pflichtschuljahre als Lehrling in einer Bäckerei an, wird vom 2. Weltkrieg überrascht, als kaum Fünfzehnjähriger zum Volkssturm eingezogen, und schlägt sich in der Auflösung der Wehrmacht durch nach Linz, wo er in einem Bäckerladen vorübergehend unterkommt. Zurück in Wien bei seiner ersten Firma, gelingt es ihm, die Lehre abzuschließen, die Gesellenprüfung zu bestehen und zum ersten Mal ein Zimmer in Untermiete zu beziehen, stolz auf den Status des Untermieters, der nicht mehr in einer Besenkammer des Kostgebers hausen muss, sondern vom selbst verdienten Geld ein Zimmer mieten kann.

Georg fühlt sich mit Büchern wohler als mit Menschen, die ihm die Anerkennung verweigern, und man erlebt bei der Lektüre eine fantastische Odyssee des einsamen Buben, der in Antiquariaten Rat und Orientierung sucht und von älteren Buchhändlern Werke von Sophokles, Ovid, Lukian, Shakespeare, Goethe, Demosthenes, Kant etc. empfohlen bekommt. Seine Grundhaltung erklärt Rosemarie Schulak so: *Er bezieht jedes Wort, das er liest, auf sich, und zieht daraus eine Lehre.*

Die mit wenigen kleinen Rückblenden chronologisch erzählte Geschichte schafft den Spagat zwischen der anspruchsvollen, autodidakt-naiv aufgenommenen Lektüre und den Erlebnissen in der Freizeit, Stehplatz im Theater, erste Freundschaften, wobei er seine inneren Konflikte weiter verschweigt, aber in Gesprächen, auch mit Frauen, langsam lockerer wird. Eine Krankheit zwingt ihn, den Beruf zu wechseln, und er landet bei einer Hoch-, Tief- und Straßenbau-Firma im Büro, bei einer Arbeit, von der er als Kind schon geträumt hat, nicht ohne Unterstützung durch eine Freundin, die ihm ihre Schreibmaschine borgt und später seine Frau wird. Maturaschule ist neben der Berufsarbeit nicht leistbar, Georg lernt massiv im Leben und kann mit seinen Nachdenkversuchen das konkrete Leben in den Blick nehmen und sein Verhalten ändern.

Ein wesentlicher Persönlichkeitszug Georgs scheint mir sein Wille zur Versöhnlichkeit zu sein, die hohe Lernbereitschaft und Geduld mit anderen. (Das derzeit vielerorts besprochene Merkmal ‚Resilienz‘ liegt nahe.)

Rosemarie Schulak

Das andere Brot

Die Lyrikerin und Prosa-Schriftstellerin Rosemarie Schulak stellt sich im Vorwort dieser *Entwicklungsgeschichte eines nach der Geburt weggelegten Kindes* zwei Fragen: wie sich dieses isolierte Kind für das Gute und Schöne entscheiden konnte, und wie es diese ‚destruktiven Erfahrungen‘, das Böse und sogar die Angst davor überwinden konnte.

In ihrer subtilen Schilderung der wahren Geschichte skizziert Rosemarie Schulak die Entstehung eines seelischen Reichtums, dessen früheste Anlagen so spärlich und zart sind, dass sie nur flüchtig angedeutet werden können. Georg, so heißt der Protagonist, hat sehr wenig Zuwendung erfahren und doch darauf eine beständige Suche aufgebaut, die ihn schließlich zu einem erfüllten Leben führte. Lange dominierte der Mangel. Und doch gab es offenbar am Beginn seines Lebens diese kaum wahrnehmbaren Ansätze von besorgter Zuwendung, denn das Neugeborene war nicht irgendwo, sondern notdürftig geschützt vor einem Kloster abgelegt worden, einem Ort, wo die Verpflichtung zur Liebe für den Nächsten und zu dem armen Kind in der Krippe herrscht. Und viele Jahre später, als sich der Schulbub schon zu fragen begonnen hatte *Warum habe ich keine Mutter?* (Seite 66f.) erfährt er von der Frau, bei der und deren Mann er als ungeliebtes Kostkind lebt, dass seine leibliche Mutter ohnehin unlängst da gewesen wäre und ihm von ferne zugeschaut hatte, während er im Garten arbeiten musste. Welche Gründe sie auch immer zu der Kindesweglegung getrieben hatten – auch das entspricht nicht einer Vorstellung völliger achtloser kalter Ablehnung, sondern legt eher Gedanken an Reue und Sorge nahe, was in all den Jahren aus dem Baby geworden sein mag. Es ist also durchaus wahrscheinlich, dass Georg zumindest eine Ahnung jener frühesten Lebensphase mitbekommen hat, die man als ‚primäre Mütterlichkeit‘ bezeichnet und die in einer unwillkürlichen, ein paar Wochen vor der Geburt beginnenden völligen Ausrichtung der Mutter auf das Kind besteht. Diese symbiotische Beziehung besteht nach der Geburt noch einige Wochen fort und geht dann normalerweise allmählich in eine unauffällige mütterliche Fähigkeit zur Einfühlung über, die Georg wohl nicht mehr zuteil wurde.

Und doch findet sich in seiner frühen Geschichte ein eindrucksvoller Niederschlag seiner vorsprachlichen Zeit: die beweglichen Bilder der Filme

werden zu seinem Lebensinhalt und eröffnen ihm, dem winzigen, heimlichen Kinogast, eine neue Welt, die ihn anzieht. Um sie zu sehen lernt er Ordnung, Pünktlichkeit und andere Tugenden, die seinen Charakter formen und ihm Appetit machen auf ein anderes, kultiviertes Leben. Denn wo er jetzt lebt, wird ihm Hunger übelgenommen, und Wärme spürt er nur bei den Hasen. In den Filmen aber gefallen ihm Kusszenen ganz besonders. In der realen Umgebung sind es die alten Eltern seiner Pflegeeltern, gleichsam seine ‚Großeltern‘, bei denen er – leider nur kurz – Wärme und Nähe erfährt und erstmals hört, dass es außer dem köstlich schmeckenden Brot noch EIN ANDERES BROT gibt. – Die Welt der Bücher, die ein mindestens ebenso starkes Bedürfnis befriedigen können bei ihm wie Brot Hunger stillt.

Als er endlich Papiere bekommen muss, die seine Identität legitimieren und er auch eine erste Lehrstelle als Bäckerlehrling hat, ist er zwar *noch nicht glücklich, aber doch satt* (Seite 90). Immer deutlicher erkennt Georg, dass ihm die Wurzeln fehlen: er hat es *immer gewusst, nur nicht durchdacht* (Seite 108). Nun aber wird Zuversicht denkbar, eines Tages wird er Wurzeln bekommen. Der Weg dorthin ist zwar noch weit. Während er zum Bäckergesellen wird, erlebt er das Glück eines ersten eigenen Zimmers und einer freundlichen Vermieterin – man könnte an eine Filmszene denken – in einer traumhaften Gegend, deren Entfernung von seinem Arbeitsplatz ihn nicht abgeschreckt hat. Überanstrengung durch nächtliche Radfahrten, gesundheitliche Probleme, Herzbeschwerden, die erstmals bei einer abschreckenden Zudringlichkeit einer Frau aufgetreten sind, machen schließlich eine Operation nötig. So lernt er Schwester Lieserl kennen, die an ihm Anteil nimmt, aber doch mit seinen kulturellen Interessen nicht Schritt halten kann und seine Einladungen zu teuren Theaterbesuchen immer wieder verfallen lässt. Georg findet aber auch in diesen Zeiten immer wieder väterliche Zuwendung: ein Antiquar, dessen Beratung bei der Lektüre ihm wieder neue Bereiche eröffnet, und ein wohlwollender Arzt, der ihn endlich überzeugt, dass er einen anderen Beruf braucht. Nach langer Suche findet er einen idealen Platz, der einen Kindertraum zu erfüllen verspricht: ein Hoch-Tief- und Straßenbau-Büro sucht und findet in ihm, dem Bäckergesellen, den gesuchten engagierten Mitarbeiter, und Georg findet Anerkennung, Respekt und heitere Kollegialität. Kein Wunder, dass er in dieser Reifezeit auch durch eine Zufallsbekanntschaft eine Freundin findet, die eine echte Partnerin ist auf seinen kulturellen Unternehmungen, die gleichzeitig aufmerksam im Hintergrund bleibt und doch so viel zu bieten hat, auch den Zugang zu ihrer Familie. Und so bastelt Georg weiter an seinem Wunsch, selber eine eigene

Familie zu haben. Auch wenn ihn manchmal selber bittere Gefühle überkommen wie Neid auf die anderen, die in einer Familie aufwuchsen und Schulbildung hatten, überwiegt doch bei ihm nie dauerhaft die Negativität. Er wird *auf eine neue, völlig ungenohnte Art glücklich* (Seite 288). Er hat die wichtige Rolle der Sehnsucht erkannt: *Immer zählt doch nur die Idee, keineswegs bloß die angebliche Realität* (Seite 292). Und die Beziehung zu der Freundin, einer liebe- und verständnisvollen Frau auf gleichem Niveau, ruht auf einer Idee, auf einer Sehnsucht nach Nähe und Verstehen, die allzu lange unerfüllt war, aber sich aus einem winzigen Keim doch entwickeln konnte. Georg fühlt endlich *Wurzeln an seinen Sohlen, spürt mit jedem Tag neu, wie sie in den Boden wachsen und mächtig ausgreifen darin* (Seite 288). Seine Wurzeln reichen tief in die Vergangenheit mit ihren schriftlichen Werken, von denen er so viel profitierte, und all dieser Reichtum befruchtete sein gegenwärtiges Leben.

Dass es eine wahre ermutigende Geschichte ist, erhöht ihren Wert in diesen schwierigen Zeiten ganz besonders.

Sylvia Zwettler-Otte

Constantin Schwab

Tod des Verführers

Sisyphus, Klagenfurt 2019, 143 Seiten
ISBN 978-3-903125-42-1

Warum sollte man Schwab lesen? Einer der Gründe ist, dass in seinen Erzählungen keine Klischees zu finden sind. Und falls man doch über eines stolpert, jagt es der Autor im nächsten Moment in die Luft. Die Rollen, die Mann und Frau voreinander spielen – und nun gerade die der Frau – stellt Schwab auf erfrischende Weise auf den Kopf, aber ohne dem Zeitgeist dabei Zugeständnisse zu machen. Denn dieser Autor ist kritisch, und er biedert sich nicht bei seinem Publikum an, was freilich bedeutet, dass die Apostel politischer Korrektheit sich an seinen Geschichten genauso stoßen werden wie diejenigen, die geistig noch im Gestern verhaftet sind. Das ist Schwabs Stärke, und es gehört Mut dazu, auf leicht gewonnene Beliebtheit zu pfeifen. *D i e s e* Schriftsteller sind es immer gewesen, welche die Literatur vorgebracht haben.

Schwab ist zeitgenössische Literatur – aber mit einer durch und durch individuellen Stimme. Dabei arbeitet er nicht mit dem Schlaghammer, sondern subtil. Etwa in „Porträt der beiden Söhne“: Ein schwieriges Familienverhältnis in der höheren Gesellschaft wird durch den kaum sichtbaren Faden auf dem

Bild eines alten niederländischen Meisters, durch den ein Knabe seinen Vogel hält, widerspiegelt. Oder, um bei Fäden zu bleiben, in „Von der Abhängigkeit des Netzes“, wo eine Spinnenkolonie nach und nach, kaum bemerkbar zuerst, eine Stadt derartig mit ihren Netzen überzieht, dass der Himmel eines Tages nicht mehr zu sehen ist. Schwabs Geschichten sind nicht provinziell, wie es Stipendien und Preise heute durch einen starken Regionalbezug forcieren. Wir haben in dieser Sammlung sehr wohl eine Dorfgeschichte aus Kärnten, des Autors Heimat, die in einer eher zurückhaltenden, aber dadurch überlegenen, rein verbalen Rache gipfelt. Sonst spielt die Handlung aber auf einer einsamen Insel, auf der ein zunächst zwangloses Kinderspiel in Verzweigung durch Verlassenheit kulminiert. Oder in Belgien, wo der Enkelin durch das Nachlassen der Kochkünste ihrer Großmutter der altersbedingte Niedergang ihrer Beziehung deutlich wird – und das Ende ihrer Kindheit.

Man weiß beim Lesen dieses Erzählbandes nicht immer, ob aus weiblicher oder männlicher Perspektive erzählt wird. Bei „Was nützen die Gezeiten“ gelingt es Schwab, die Tagebucheinträge einer Frau überzeugend wiederzugeben – einer Studentin, die nachts einfach nicht mehr schlafen kann. In mehr als einer Geschichte – „Uteria“ ebenso wie „Das Ende einer Mission“ – nützt die Frau ihre Macht aus, um einen Mann zu brechen. In der titelgebenden Erzählung wird ein mysteriöser weiblicher Charakter, Marie, verständnisvoll geschildert, die aber ihren fiktionalen Autor, der für die Fertigstellung seines Romans auf Begegnungen mit ihr angewiesen ist, kontrolliert – und nicht andersherum.

Bei der Nachdichtung des Sisyphus-Mythos, in welcher der Protagonist es wider Erwarten schafft, den Stein auf den Gipfel zu hieven – mit unangenehmen Konsequenzen – beweist Schwab seinen Humor; ebenso wie in der Schilderung der ans Paranoide grenzenden Assoziationen, die ein Flugzeugpassagier in Bezug auf seine Mitreisenden entwickelt.

Swab beherrscht unerwartete Wendungen bis zum Schluss, denn jedes seiner Narrative verfügt über eine Pointe. Wenn damit aber die Erzählstruktur künstlerisch aufgelöst ist, beginnt erst der Verarbeitungsprozess beim Leser. Man hat Schwabs Geschichten nie vollständig erfasst, wenn man sie zum ersten Mal gelesen hat. Es stecken immer noch Bedeutungsebenen dahinter. Man muss seine Erzählungen also mehrmals lesen. Und zum Glück will man das ja auch.

Max Haberich

Martin Stankowski

Stella und Claude

Roman.

Verlag tredition, Hamburg 2021, 316 Seiten

ISBN 978-3-347-19442-7

So einen herrlich unmodernen Roman gibt es ja heutzutage (fast) nicht mehr! Eine Wohltat nach der ‚Lektüre‘ von div. ‚Dicht‘-heitsproblemen von Huf-, Sarg- und anderen Nägeln.

Über viele Seiten verfolgt den Rezensenten eine Erinnerung an lang zurückliegende Lesefreuden: Stifters „Witiko“ und dessen langjährige Annäherung an seine Braut Bertha und das sind ja keine schlechten Assoziationen! Eine Verbindung zu Stifter, nun, der Autor lebt ja zur Hälfte in Oberösterreich und als Schweizer steht es ihm auch zu, ein wenig ‚anders‘ zu schreiben.

Wenn der Protagonist erzählt: *er hielt ihre leichte, gar nicht weiche Hand ein wenig länger in der seinen, sie wehrte nicht...* dann ist das über weite Strecken der Höhepunkt der Erotik!

Claude Gutensohn, ein wohlbestallter Hochschullehrer für Kulturgeschichte kommt von einer Dienstreise nach Wien in seinen Wohnort zurück und beschließt noch auf einen Trunk in seine ‚Stammbeiz‘ einzukehren. Der dort versammelte Gartenbauverein begrüßt den späten Gast herzlich, man freut sich über den prominenten und gebildeten Besucher, der immer wieder im Verein mit Vorträgen aufhorchen lässt und daher kein Unbekannter ist. Nach dem formellen Begrüßungstrunk beschließt Prof. Dr. Gutensohn aber sich auf den Heimweg zu machen. Eine junge Frau, die am Rande des langen Tisches sitzt, bietet sich an zu begleiten. Und nun beginnt im Regen, im nächtlichen Nachhause-gehen eine Liebesgeschichte, vergleichbar eben der von Witiko und Bertha, oder Anna Plochl und Erzherzog Johann. Unendlich langsam! Obwohl beim Betreten des Wohnhauses die Beiden feststellen, darin gemeinsam zu wohnen und Claude seine Begleiterin für den nächsten Tag zu Frühstück einlädt, dauert es noch einige Dutzend Seiten, bis...

Stella, genannt Lia hat ein bewegtes Leben hinter sich und die aufkeimende Liebe der Beiden zueinander scheint ihre Vergangenheit zu überdecken. Schüchtern und zurückhaltend, wie sie noch sind, schreiben sie sich ihre Vergangenheiten gegenseitig. Das hat immerhin den Vorteil, man kann nicht unterbrochen werden, wie es bei einem Gespräch, einer ‚Beichte‘ zwangsläufig

der Fall wäre. Stella erfährt dabei, in welchen geordneten Verhältnissen Claude aufgewachsen ist, erfährt von seiner kurzen Jugendhe, seinem Studium und vor allem, wie dieses sein weiteres Leben und Denken beeinflusste. Es ist aufschlussreich, dass vom Autor auch ein Band mit Essays vorliegt, in denen er zu Gedenktagen von wichtigen Menschen – vor allem Künstlern – Stellung bezieht. Es bleibt nicht aus und ist aufgrund der Fülle des Materials verständlich, dass nun Claude in seinen Gesprächen – manchmal wäre man versucht von Belehrungen zu sprechen – mit Stella diese Erkenntnisse einfließen lässt. Lieber Martin, da wäre weniger oft mehr gewesen. Da stellt der Autor diese arme gequälte junge Frau auf eine arge Probe, wenn er seine akademischen Erkenntnisse zur Kultur vergangener Zeiten ausbreitet und Beziehungen und Verbindungen zur Gegenwart oder auch zur Vergangenheit von Stella herstellt. Ich vermeide bewusst den Ausdruck konstruiert, aber es ist fast ein Bauplan zu erkennen, wie die unbedarfte Stella, die einen Aushilfsjob in einem Supermarkt bekommt, in die Welt der ‚Kulturwissenschaft‘ eingeführt werden soll. Claude nimmt seine Beziehungen zur Hilfe, um Stella auch zusätzlich eine Beschäftigung in einem Laden einer befreundeten Buchhändlerin zu verschaffen. Seine gute Fee, eine ältere Dame, die sich sehr kosmopolitisch gibt und bei seinen berufsbedingten Abwesenheiten seine Wohnung betreut, nimmt sich ebenfalls Stellas an. Anscheinend ist der gesamte Ort bestrebt den lebenswerten, etwas schrulligen Professor Gutensohn zu ‚versorgen‘. Die Chefin des Supermarktes, die auch im Gartenbauverein des Anfangs tätig ist, veranstaltet Gartenfeste, mehr oder weniger zwanglose Zusammenkünfte in der Schrebergartenanlage, eigentlich alles, um gewollt oder ungewollt Stella und Claude zusammen zu bringen. Damit ist das ‚Hauptpersonal‘ des Romans umrissen, die Nebenpersonen, die noch auftauchen spielen keine Rolle, außer dass eine Fabienne krampfhaft versucht den Claude für sich zu gewinnen und dabei ihre akademische Bildung gegenüber der Ladenaushilfskraft ausspielt. Doch, wie es sich für einen unmodernen Roman gehört, Claude meistert auch diese Anfechtungen souverän. Und trotzdem dauert es bis zur Seite – nein, die verrate ich nicht, sonst wird womöglich gleich dort aufgeschlagen – zur ersten Annäherung, die fast in einer Katastrophe endet. Begründet durch die Vorgeschichte(n) Stellas, für die Claude volles Verständnis aufbringt und weiter ...

Es dauert danach nur mehr knapp dreißig Seiten, bis die Beiden dann endlich (!) auch ihre so ersehnte körperliche Erfüllung finden, auch dabei bleibt der Roman angenehm unmodern!

Der Rezensent hat bereits einen Band mit mehreren Novellen des Autors gelesen. Es ist auffallend, wie sich eine Linie durch alle belletristischen Texte Martins zieht: Eine Hilfe zum Selbstaufstehen nach unendlich vielen Abstürzen, es gibt immer eine Hand, die entweder zugreift oder angeboten wird. Und alle, von denen zu lesen war, haben es geschafft. Die heile Schweizer Welt? Oder ein Versuch zu zeigen, was Liebe möglich macht?

Das mögen die Leser des Romans (und der übrigen Werke des Autors) selbst beurteilen.

Modern sind sie nicht, nicht einmal postmodern! Aber lesenswert immer. Auch um ein wenig mehr vom unbekanntem Wesen, dem Schweizer kennen zu lernen und deren Spezialausdrücke in der Alltagssprache zu erfahren. Denn was ein *erst vor wenigen Woche hierher zügeln* bedeutet, geht aus dem Text zwar klar hervor, wäre aber für einen durchschnittlichen österreichischen Leser eher schwer verständlich. Ein *kurzes Nacht* oder ein *Zmorgen bei mir* erläutern sich von selbst, aber sie sind nette schweizerische Eigenheiten, die Gott sei Dank vom Hamburger Verlag nicht heraus lektoriert wurden.

Hans Bäck

Martin Stankowski

Von Gestern?

Essays zu Gedenktagen und kulturellen Fragen.
Tredition Verlag, Hamburg 2020, 324 Seiten
ISBN 978-3-347-19317-8

Es ist immer wieder faszinierend festzustellen, wie verdiente Schriftsteller über andere Kollegen schreiben, speziell wenn es sich um solche handelt, die schon lange oder zumindest länger nicht mehr unter uns sind. Dabei stellt sich die grundsätzliche Frage, wie wird ausgewählt? Nach dem persönlichen Empfinden des Autors, oder gibt ihm jemand vor, ‚darüber‘ zu schreiben? Jedenfalls die Auswahl von Gedenktagen und den dazugehörigen Essays könnte schon eine spannende Geschichte ergeben. Darüber schweigt aber der Autor in seinem vorliegenden Band mit „Beiträgen zu 25 Gedenktagen“. Für den Rezensenten etwas befremdend erscheint, dass Theodor Fontane mit vier Beiträgen, Gottfried Keller auch mit zwei gewürdigt wird, dagegen aber viele andere gar nicht aufscheinen. Wie gesagt, die Auswahl der zu würdigenden Personen wird immer fragwürdig, d.

h. im Wortsinn der Rückfrage würdig, bleiben. Gut, soweit zur Einleitung. Doch, nein, ich kann den Autor noch nicht entlassen. Pearl S. Buck, Emily

Dickinson, und einige andere haben bei Durchsicht der Aufgelisteten doch ein wenig Verwunderung ausgelöst. Interessant wäre zu erfahren, was den Autor bewogen hat als Literat zu beispielsweise zu Maximilian I oder J. J. Winckelmann Stellung zu beziehen. Wobei ich wieder bei der Frage der Auswahl bin. Doch bleibe ich kurz bei Winckelmann hängen. Dass die Aussage der *stillen Einfalt und edlen Größe* so ohne Kommentar übernommen und weitergegeben wird, hat bei mir Befremden ausgelöst. Immerhin wissen wir ja aus den zahlreichen überkommen und erhaltenen Zeugnissen der ‚alten‘ Griechen, dass diese ein Volk von Betrügnern, Schändern, Vertragsbrechern und vieles mehr waren. Und sie machten ja nicht einmal ein Geheimnis aus ihren Schandtaten – sie breiteten diese in aller Öffentlichkeit aus, waren noch stolz darauf.

Das wäre ein wenig ein sachlicher Einwand gegen diese Beiträge. Zu bewundern ist die Sorgfalt mit der Stankowski diese aufbereitet hat. Wahrscheinlich der doch langen Fahrtzeit zwischen der Ostschweiz und Oberösterreich zu danken. Da kann man – wenn die WLAN-Verbindung in den Zügen der ÖBB funktioniert – tatsächlich in Ruhe arbeiten. Jedenfalls, die Genauigkeit der Recherche ist beeindruckend.

Es ist die Eigenart des Autors, sehr lange Sätze zu verwenden, da wäre ‚weniger sicher mehr gewesen‘ und kann m. E. nicht als Schweizer Eigenart abgetan werden. Es ist oftmals anstrengend diese Sätze so nachzuverfolgen, dass die Sinnhaftigkeit gewahrt bleibt (Seite 180, Seite 254 aber auch sonst fast überall).

Was bleibt? Das Verwundern, dass beispielsweise ein Hermann Burger nicht vorkommt, obwohl Schweizer – wie der Autor – und ein Sprachkünstler sondergleichen. Auch fehlt mir jeder Hinweis auf die doch fulminante literarische Entwicklung in den 1960er bis 1970er Jahren in Graz, mit Wolfgang Bauer, Alfred Kolleritsch, dem beginnenden Gerhard Roth und all den vielen anderen, die auf die Literatur der späteren Jahrgänge doch mehr Auswirkungen hatten als eine E. Bronte.

Ja, die Auswahl. Natürlich, an einem Robert Musil und einem Peter Rosegger kommt ein Schweizer Essayist auch nicht vorbei. Einen österreichischen Leser stört allerdings ein Begriff wie auf Seite 212, wenn davon die Rede ist, dass Rosegger seine *SCHREIBE* als deutsch verstand. Diesen Begriff, diesen Ausdruck, den hat Rosegger niemals verwendet.

Ergänzt wird der Band noch durch vier „Essays zur Kultur“. Das ist natürlich ein hoher Anspruch, den der Autor hier erhebt. Gleich als ersten Beitrag legt er ein Vortragsmanuskript vor, das sich mit nichts Geringerem als „Gelesen. Auf Deutsch. Über den Frieden.“ beschäftigt. Nun, dies in einem eineinhalbstündigen Vortrag abzuhandeln ist schon eine gewisse Herausforderung, wobei die (schriftlichen) Unterlagen dazu natürlich bei weitem nicht alles abdecken, was womöglich im gesprochenen Text vorhanden wäre. Diesem Thema, aber auch diesem Beitrag hätte eine redaktionelle Bearbeitung (Straffung) gutgetan.

Die ewige Frage *wann, wen küsst die Muse?* wird umfangreich, gespickt mit Beispielen aus vielen Bereichen der Künste besprochen. Besonders freut sich der Rezensent darüber, dass in einer der Fußnoten sogar das heimische Reibeisen (Ausgabe 2014) angesprochen wurde: *ist Kunst auch Arbeit?* No na, möchte man antworten. Wenn man daran denkt, wieviel Arbeit ein Autor erst hat, wenn das Manuskript ‚fertig‘ ist! Wir alle wissen, was da an Arbeit erst auf uns zukommt.

Der abschließende Beitrag „Wenn selbst das Moderne bereits alt ist“ geht in unnachahmlicher Weise auf die Fragestellungen der professionellen Betrachter ein: Was ist ‚modern‘, was ist ‚postmodern‘ (die architektonischen Leistungen der Post??). Die sich ständig beschleunigende Aufeinanderfolge, die Abfolge der wechselnden Nacheinander-Modernen (Seite 322) können belustigen, verärgern, sprachlos machen oder im besten Fall dazu verführen, auch das Allerneueste der Neuesten Bücher zu lesen. Und sich selbst ein Urteil bilden, und nicht den vorgekauften Rezensenten – Texten glauben (diesen eingeschlossen).

Hans Bäck

Claudia Taller

Liebe – ein Trauma geht seinen Weg

Roman.

Verlag Nina Roiter, Linz 2021

ISBN 978-3-903250-43-7

Die erste Frage, die sich der Rezensent stellt, wie viele Titel für Bücher mit ‚Liebe‘ sind überhaupt noch frei verfügbar? Aber das ist die Frage, die die Autoren für sich klären müssen. Die zweite Frage und die ist schwerwiegend, kann ein Buch, das derartig psychologisch belastet ist, literarisch rezensiert werden? Als Literat würde ich einmal die Story, deren laufende Entwicklung

und vor allem den Schluss als unglaubwürdig bezeichnen oder zumindest einmal in die Nähe der Rosamunde Pilcher rücken. Das darf aber nicht passieren, denn das Buch ist doch ganz anders. Da ist einmal die Sprache, die sich von üblichen Liebesromanen deutlich abhebt und unterscheidet. Dann ist weiters die Wahl der Erzählperspektiven. Die Autorin lässt ihre Protagonisten getrennt die Geschichte erzählen. Dabei ergeben sich reizvolle und differenzierte Betrachtungsweisen. Die Schilderung aus der Sicht der Hanna ist so deutlich anders, auch sprachlich, als die Erzählung des Edmund. Es ist nicht so sehr die Verwendung einer „typisch“ männlichen oder fraulichen Ausdrucksweise (das auch, aber nicht so ausgeprägt), sondern die letzte Distanziertheit vom Geschehen. Hanna ist zwangsläufig als Mutter und Liebende – warum eigentlich zwangsläufig – welchem Klischee fällt da der Rezensent zum Opfer – anders involviert als Edmund. Dieser kann sich jederzeit (und macht es auch ausgiebig) in sein Trauma flüchten. Da wird es für den literarischen Rezensenten neuerlich schwierig. Wo endet die Psychiatrie (tatsächlich und wörtlich), wo beginnt die Literatur? Ansätze einer literarischen Komponente im Alltag der Baumgartner Höhe sind in einer sich anbahnenden Beziehung zu einer Therapeutin erkennbar, die aber ihrerseits konsequent und professionell abgeblockt wird. Das wären interessante literarische Schmankerln, erkennbar, wenn Edmund an der Vorliebe der Therapeutin für Herrenhemden eine fast fetischistische Hinwendung findet. Ob er es schafft, sein Vorhaben, diese Vorliebe auch seiner Hanna einzureden, bleibt ungesagt. Es wird zwar überlegt, doch fehlt die spätere Ausführung. Auch weil die Story einen ganz anderen Verlauf nimmt.

Es ist natürlich für eine junge Frau ein ‚Hammer‘, wenn ihr der Freund nach kurzer Zeit der Bekanntschaft mitteilt, dass er zwei Menschen umgebracht habe. Ein Buch mit diesem Satz zu beginnen, zeigt vom großen Mut der Autorin. Das führt dazu, dass dieses Geschehen natürlich nicht nur im Zusammensein, im Leben von Hanna und Edmund, eine Rolle spielt und sie dem nie mehr auskommen werden (auch den angedeuteten Schlussfolgerungen entgegen), sondern auch im Plot, in der Geschichte ständig zwischen den Zeilen gefragt wird. Sowohl vom Leser als auch von der Autorin. Klar, in der Landwirtschaft ist es üblich, dass die Kinder mit den landwirtschaftlichen Maschinen hantieren, Traktoren in Betrieb nehmen und Unfälle passieren. Der Rezensent weiß aus eigener beruflicher Erfahrung, dass die Gefährdungen für Menschen in der Land- und Forstwirtschaft ungleich höher sind als im Bergbau! Daher ist das Geschehen als solches nicht verwunderlich, die Reaktionen und Folgewirkungen liefern der Autorin nunmehr den Stoff, das tragische

Geschehen vor 13 Jahren im Leben des Edmund einzufügen. Es ist spannend zu lesen, wie vom Umfeld des Jungen (Eltern, Schule) versucht wird, die unmittelbaren Auswirkungen fernzuhalten. Bis hin zu Namensänderungen, doch bleibt dies alles (und vieles andere auch) letztlich wirkungslos. Das Geschehen holt Edmund unerbittlich ein. Dass dies im Zusammenhang mit der Ziffer acht passiert, ist wieder das Geheimnis der Psychologen. Wobei die Acht ein auslösender Teil des Geschehens ist, der andere, den Rezensenten verstörender Auslöser ist der Wunsch des achtjährigen Sohnes nach einem Fahrrad zum Geburtstag. Dieser Wunsch löst in Edmund wieder alle Folgen des Traumas aus, doch welcher Unterschied zwischen Tretroller und Kinderfahrrad nun den neuerlichen Ausbruch tatsächlich auslöst, ist ein psychologisches Geheimnis der Autorin. Der ‚normale‘ literarische Konsument wird da fast ein wenig überfordert. Doch damit nicht genug.

Die Lösung aller Konflikte, Probleme usw. wird in Flucht gesucht. Das mag für den Psychologen ausreichend sein, für den Literaten ist es verstörend. Umso mehr als dies für Hanna auf dreieinhalb Zeilen und für Edmund mit knapp drei Zeilen „erledigt“ wird. Erledigt ist damit gar nichts! Sondern nur in fremde Länder und auf ferne Kontinente verlagert.

Hans Bäck

Manfred Weidmann

Addendum – Was Herr Windisch unbedingt noch erzählen musste

Lynkeus Verlag, Wien 2020, 30 Seiten
ISBN 978-3-900924-13-3

Das Kammerstück „Periferes“ wurde bereits im „Literarischen Österreich“, Heft 2012/2 von Dieter Zessin ausführlich rezensiert. Hier sei nur der Schlusssatz der Rezension wiedergegeben: *Diese vollendete commedia dell'arte wartet jetzt auf ihre ohne Heuchelei geneigten Leser und auf die Gunst sehr guter, bester Theaterleute.*

Dieser Theatermann hat sich gefunden. Er heißt Manfred Weidmann und hat das „Addendum – Was Herr Windisch unbedingt noch erzählen musste“ zu diesem Stück verfasst.

Es war wohl nicht die Gefälligkeit dem Publikum gegenüber, die Weidmann dazu bewogen hat, das letztendliche Los des in der Großfeldsiedlung

entwurzelten, von seiner Frau betrogenen Selbstmörders Rudolf Riedl durch ein Addendum zu ergänzen, sondern auch die Freude daran, *der ... enttäuschenden Literatur der frühen Sechzigerjahre, wenn auch mehr als fünfzig Jahre später, nun selbst Paroli bieten zu können.*

Dazu musste er den Charakter der Hauptgestalt Rudolf Riedl kaum merklich, aber doch, umdeuten: *Der melancholische Selbstmord gelingt, der hysterische Selbstmord misslingt*, hat man in der psychiatrischen Vorlesung gelernt. Der Selbstmord Rudolf Riedls ist in der Erstfassung des Stückes ernst gemeint und wirksam ausgeführt, in der Fassung des Addendums vermutlich immer noch ernst gemeint, aber mit einem kleinen Schuss Hoffnung, er möge vielleicht doch nicht gelingen, und nur seiner untreuen Frau als Warnung dienen. Und so hält der Haken an der Schlafzimmerdecke nicht, sondern bricht heraus, der Betrogene bleibt nicht hängen, und alles nimmt seinen Lauf, wie es in der commedia dell'arte abzulaufen hat: der Betrogene tröstet sich mit der Stieftochter des Mitbewohners in der Wohnung im Unterstock, und der Verführer wird von der Polizei abgeholt wegen noch anderer Missetaten. Die enttäuschte Verführte wird von einer Freundin beruhigt und wird zur Vernunft kommen.

Insgesamt haben wir hier ein ehrliches Volksstück in unverfälschtem Wienerisch, dem man eine gute Zukunft in der Hand bester Theaterleute wünschen kann.

Georg Potyka

Peter Paul Wiplinger

Ausklang

Gedichte 2010 – 2020 edition

pen LÖCKER, 100 Seiten

ISBN 978-3-99098-040-8

Es geht um ‚sachliche Wirklichkeit im Sinne der existenziellen Befindlichkeit‘, schreibt der Autor über seine zuletzt erschienen Gedichte. Keine Metaphern, keine Überhöhungen, nicht das Schöne sei angestrebt. Sogenannte ‚Lapidargedichte‘ nennt Wiplinger diese Lyrik.

Mit diesem Begriff bin ich nicht einverstanden, da kann ich ihm nicht zustimmen. Diese Gedichte unterscheiden sich zwar in ihrer Stimmung und ihrem Thema, aber nicht im Wesentlichen von seinem Gesamtwerk. Sie sind wie alles, was Wiplinger schrieb, vollkommen aufrichtig. Kompromisslos.

Spontan. Er hatte immer die Wirklichkeit im Sinn in ihrer Sachlichkeit. Er hat sich nie mit ästhetischen Metaphern aufgehalten. Eine gewisse Härte und Aggressivität hat er selten vermissen lassen, *die zeigten wie sehr die welt in ihn eindringt* (Der Alltagsdichter). Was er für Hugo Schanovsky schrieb, gilt auch für ihn selbst: *tag für tag / ein gedicht schreiben // gegen / den ungeist der zeit // gegen / den wahnsinn dieser welt... tag für tag / die leise stimme / des gewissens erheben // nicht aufgeben / etwas dagegen zu sagen / gegen das was täglich geschieht // tag für tag / ein gedicht schreiben / daran glauben es einfach tun*

Aber nun ist das Thema ein besonderes. Jetzt geht es um die ‚existenzielle Befindlichkeit‘ in ihrer unerbittlichen Form. Die Aufrichtigkeit ist tiefer, die Gefühle sind wärmer. Wer ein Leben lang Gedichte schreibt, wer sein Leben in Gedichte schreibt, tut dies auch in Alter und Krankheit, im Krankenhaus und überall. In Knappheit und Reduktion tut sich eine Dramatik auf, eine asketische Tragik. Das einzelne, einfache Wort hat diese Kraft in sich ein Abgesang zu sein, der in seiner Klarheit tief berührt.

Peter Paul Wiplinger lässt uns teilhaben, an dem, was ihm widerfährt. An seinen Träumen und Erinnerungen, seinem Blick aus dem Krankenhausfenster im 21. Stockwerk des AKH nach einer schlimmen Diagnose. *nüchtern und sachlich / geradezu distanziert / über die liebe reden / und auch über den tod...*(Mein Befinden). Aber sachlich heißt nicht ohne Tiefe, ohne Gefühl. Wir finden Verse auf die Schönheit des Lebens, auf den glücklichen Augenblick, auf die *lautlose Stille* des Unsagbaren. Und die klare, schlichte Sprache gibt den Versen die suggestive Kraft der Überzeugung.

Ich möchte keine weiteren Textstellen zitieren, denn man sollte dieses Buch lesen. Es ist wichtig.

Elisabeth Schawerda

Aus dem Kreise der Mitglieder

Jubiläen

Wir gratulieren herzlich
zum 90. Geburtstag

Herr Dr. Walther
Menhardt

zum 80. Geburtstag

Herr Dr. Wolfgang Groiss

Frau Annemarie Moser

Frau Ilse Pauls

Frau Maria Stahl

zum 75. Geburtstag Herr Eduard Meisel

Frau Heidelore Raab

Frau Dr. Christa Maria Till

zum 70. Geburtstag Herr Prof. Georg Markus

Unsere besten Glückwünsche zu ihren besonderen Geburtstagen gelten auch all unseren Mitgliedern, die hier nicht ausdrücklich genannt werden wollen.

Auszeichnungen und Ehrungen

Wir gratulieren den Geehrten und freuen uns mit ihnen!

Jutta Treiber

Bilderbuch „NAJA“ wurde mit dem KIMI-Siegel für Vielfalt der Fachhochschule Clara Hoffbauer Potsdam/Berlin ausgezeichnet.

Beim Publikumsvoting des Wettbewerbs #mein 2020 der TV-Sendung „Kulturmontag“ konnte das von Jutta Treiber mit initiierte „Corona-Kino-Facebook-Book“ des Kinos Oberpullendorf den 10. Platz erreichen. Es gab hierzu insgesamt 500 Einsendungen, die besten 100 kamen auf die Homepage des „Haus der Geschichte Österreich“. Die virtuelle Ausstellung ist bis Ende des Jahres 2021 zu sehen.

C. H. Huber war unter den Gewinnerinnen einer Ausschreibung der igfem/weissNet, ihre 6 Gedichte und die Texte der anderen Prämierten können unter <http://igfem.at/weissnet-feministische-autorinnen/> nachgelesen werden.

Kurt F. Svatek gewann 2020 für Österreich den Preis als bester Übersetzer in der Ausschreibung “International Best Poets & Translators” des IPTRC (International Poetry Translation and Research Centre).

Ilse Pauls

gewann den Preis „Prix Hubert- Fillay“ von der Academie Internationale L’Ecole de la Loire für ihr Gedicht „Nous les meres“ – „Wir Mütter“.

Monika Krautgartner wurde für ihre Dienste an das Gemeinwohl 2021 das Goldene Ehrenzeichen der Stadt Ried im Innkreis verliehen.

Abschiede

Wir trauern um unsere verstorbenen Mitglieder

Friedrich Heller

02. April 1932 – 28. März 2020

Edith Haider

17. August 1931 – 31. Juli 2020

Lida Winiewicz

17. März 1928 – 7. Oktober 2020

Prof. Leo Mazakarini

15. Juli 1936 – 25. November 2020

Prof. Dr. Alfred Warnes

19. August 1936 – 16. Dezember 2020

Dkfm. Anna Pichler

10. Mai 1929 – Jänner 2021

Nachruf

Prof. Dr. Alfred Warnes

19. August 1936 – 16. Dezember 2020

Wir haben mit Alfred Warnes nicht nur einen besonders aktiv für den Schriftstellerverband und seine Mitglieder tätigen Kollegen verloren, sondern auch einen Freund, der an unserer produktiven literarischen Arbeit viele Jahre hindurch regen Anteil genommen und sie durch zahlreiche kenntnisreiche und feinfühlig Rezensionen gefördert hat. Diese werden als eigenständige kleine literarische Kunstwerke in den Archiven erhalten bleiben und mit seinen anderen Werken überdauern.

Ich denke auch in diesem Zusammenhang in Dankbarkeit an ihn und bitte seine Familie, mein inniges Beileid anzunehmen.

Ilse Tielsch

Augen und Ohren offen zum Zungezeigen – Zum Tod von Alfred Warnes

19. August 1936 – 16. Dezember 2020

Lyriker halten ihre Augen und Ohren allemal offen, beobachten und sehen zu, hören hin, sind notgedrungen Voyeure, um Eindrücke und Erfahrungen zu gestalten, denn jede Form bedarf eines Inhalts. Indem der Lyriker sein Material in eine Ordnung bringt, es „an-ordnet“, gibt er seinen Wahrnehmungen eine gültige Form. Ein Teil der Informationen, die der Lyriker in sich aufgenommen, nach und nach akkumuliert hat, wird reflektiert und verdichtet, damit seine Erfahrungen über die Welt und das Leben – also Existenz Erfahrungen – an andere weitergegeben werden können. Vermutlich ist diese geballte Summe von Erlebnissen und Überlegungen ein Aspekt, der Menschen dazu veranlasst, Gedichte zu verfassen.

Es liegt in der Natur der Sache, dass Lyriker zur Kategorie der wachen und sensiblen Zeitgenossen zählen. Alfred Warnes war einer dieser Gattung. Mehr noch: Er war mit seinen Gedichten ein poetischer Erzähler, und zwar ein kritischer, der allerdings nicht apodiktisch auf seinem Standpunkt beharrte, vielmehr einen Stein anstieß, der sich an der Basis eines Bauwerks befindet, ihn ein wenig bewegte, um abzuwarten, wie sich die Bewegung des Steines auswirkte. Alfred Warnes war keiner, der mit dem Brecheisen hineinfuhr in das Gefüge einer poetischen Konstruktion, jedoch wenn er fand, es sei ein Stein überflüssig oder fehl am Platz, rückte er ihn zurecht. Solange, bis die Statik sich ausgewogen hatte, das labile Gleichgewicht stabil geworden war. Davon machte Alfred Warnes kein großes Aufheben, hielt sich dezent im Hintergrund, dennoch bewirkten seine sieben Gedichtbände ein beachtliches Echo.

Witz, feiner Humor und Ironie waren bei Warnes oftmals zu finden, ein subtiler Beobachter, der seinen Lesern zuzwinkerte, weil er sie daran Anteil nehmen ließ, sie dazu animierte, Dinge wahrzunehmen, die sonst leicht im großen Umfeld der Welt übersehen werden. Warnes sah genau hin und artikulierte Wahrheiten und Details menschlicher Befindlichkeit, oftmals mit philosophischem Hintergrund.

Als Rezensent der Wiener Zeitung nahm er Anteil an der zeitgenössischen Lyrik, engagierte sich für Kolleginnen und Kollegen, er war ein Journalist der alten Schule, man konnte sich auf ihn verlassen, denn er hielt immer, was er

versprach, läppische Ausreden oder Hinhalten entsprachen nicht seinem Naturell. Auch als Vorsitzender des Österreichischen Schriftstellerverbandes vertrat er nachhaltig die Interessen seiner Kollegenschaft.

Als ich mit Gerald Jatzek eine Lyrik-Anthologie zusammenstellte, wählten wir den trefflichen Titel eines seiner Gedichte als Titel der Sammlung: „Erleichterung beim Zungezeigen“.

Alfred, Du wirst uns fehlen, Deine Gegenwart, Deine Sanftmut ebenso wie Deine Aufrichtigkeit und Deine Arbeit für österreichische Schriftstellerinnen und Schriftsteller!

Manfred Chobot

Aus dem Verbandsbüro

Vorstand des Österreichischen Schriftsteller/innenverbandes einstimmig gewählt in der Ordentlichen Generalversammlung am 06.06.2019.

Vorsitzende:	Prof. Marianne GRUBER
1. stellv. Vorsitzender:	Mag. Ewald BARINGER
2. stellv. Vorsitzender:	Dr. Martin STANKOWSKI
Kassier:	Prof. Dr. Wolfgang GROISS
Stellv. Kassier:	Bernhard HEINRICH
Schriftführer:	<i>derzeit vakant</i>
Stellv. Schriftführer:	Mag. Klaus EBNER
1. Rechnungsprüferin:	Elfriede BRUCKMEIER
2. Rechnungsprüfer:	Dr. Manfred A. SCHMID

Weitere Vorstandsmitglieder:

Liesbeth HADDAD-KIRCHL, Dr. Brigitte PIXNER

Wie bisher erhalten Sie Informationen und Einladungen zu Veranstaltungen per Post oder E-Mail. Teilen Sie uns bitte bei Umzügen, neu angelegten E-Mailadressen oder Änderungen Ihrer Telefonnummer Ihre aktuellen Kontaktdaten mit. Die OESV-Homepage www.oesv.or.at wird regelmäßig aktualisiert. Geben Sie bitte Ihre Veranstaltungstermine und Neuerscheinungen dem OESV-Büro per E-Mail bekannt, damit diese auf die Website gestellt werden können.

Voraussichtliche Bürozeiten:

Montag 15:00 – 18:00 Uhr

Dienstag 15:00 – 18:00 Uhr

Donnerstag 10:00 – 13:00 Uhr

Termine nach Vereinbarung per E-Mail, Assistentin: Fr. Laura Dannerbauer

Wir sind telefonisch erreichbar unter: Telefon und Fax +43 (0)1/586 41 51

Am schnellsten erreichen Sie uns über unsere E-Mailadresse office@oesv.or.at

Wer Interesse hat, eine eigene Homepage einzurichten und technische Unterstützung benötigt, möge sich mit unserer Web-Betreuerin in Verbindung setzen: Dr. Eva Broermann, Telefon +43 660 554 53 54, Mail: me@vienneva.com Web: vienneva.com. Die etwaigen Kosten sind verhandelbar und erschwinglich.

Impressum

Literarisches Österreich

Zeitschrift des Österreichischen Schriftsteller/innenverbandes

ISSN 2663-8940

Preis des Einzelheftes: 8 Euro

Eigentümer, Herausgeber und Verleger:

Österreichischer Schriftsteller/innenverband,

Kettenbrückengasse 11/1/14, 1050 Wien

Telefon: 01/586 41 51

E-Mail: office@oesv.or.at, Web: www.oesv.or.at

ZVR 295943463

Für den Inhalt verantwortlich: Prof. Marianne Gruber

Redaktion dieser Ausgabe: Prof. Marianne Gruber, Mag. Ewald Baringer, Dr. Martin Stankowski, Bernhard Heinrich, Mag. Klaus Ebner, Katharina Ahlfeld, BA BA, Assistentin: Laura Dannerbauer

Satz: Werbeagentur Dr. Peter Gruber, 1020 Wien.



WIEN 
KULTUR 

KULTUR
NIEDERÖSTERREICH



BUNDESKANZLERAMT  ÖSTERREICH